WIDENER
HN PSVR M

Digitized by Google

DEUERLICH'sche
HHANDLUNG
Göttingen.

Ital 2148.61.2

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)

NOV 29 1881

Digitized by Google

Wander-Studien.

Italien, Griechenland und daheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wander-Studien.

Italien, Griechenland und daheim

von

Robert Waldmüller
Karl (Edouard Duboc.)

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Theodor Thomas.
1861.

Digitized by Google

~~I. 681~~
Ital.2148.61.2

10/29 1891
Minot fund.

Digitized by Google

Vorwort.

Die Freude am Genossenen, am Geschauten, am Gelernten wird immer wieder Reisebeschreibungen hervorrufen, und seien ihrer auch noch so viele schon geschrieben worden. Wir erleben keine frohe Stunde, ohne Diesen oder Jenen herbeizuwünschen, dem ein ähnliches Aufathmen die Stirne entrunzeln würde; wir thun keinen tiefen Zug aus dem erfrischenden Quell der Natur und der Kunst, ohne der Dürstenden zu gedenken, denen für lange Zeit ein ähnlicher voller Trunk die Seele gesundend durchschauern müßte; wir können in großartiger Umgebung, im freien Ausleben unserer Kräfte, im Erweitern unsers Gesichtskreises das Gefühl nicht abweisen, daß es uns besser geht als Unzähligen und daß wir eine Dankesschuld für so vieles vorzugsweise uns Gegönntes mit heimbringen. Mit dem

Digitized by Google

Bewußtsein dieser Schuld verwebt sich aber eine andere, gar natürliche Stimmung. „Welche köstliche Empfindung müßte es sein," ruft Wilhelm Meidler aus, als er eine armselige Seiltänzerbande die ganze Stadt in freudige Aufregung bringen sieht, „welche Empfindung müßte es sein, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle eben so schnell durch einen elektrischen Schlag ausbreiten, ein solches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als diese Leute durch ihre körperliche Geschicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menschlichen geben, wenn man sie mit den Vorstellungen des Glücks und des Unglücks, der Weisheit und der Thorheit, ja des Unsinns und der Albernheit entzünden, erschüttern und ihr stockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung setzen könnte." ... In freie, lebhafte und reine Bewegung! Ja, das vor Allem möchte sich mittheilen können; denn wer durchpilgerte je das Land der schönen Künste und der schönen Menschen, ohne sich solcher Wirkung auf das eigene „stockende Innere" bewußt zu werden! Wer sah die Stätte der höchsten menschlichen Bildung, wer weilte, wo Sokrates und Aristoteles lehrten, ohne nach jener „elektrischen Kraft" zu verlangen, welche auf Alle die in ihm wach gerufenen Empfindungen übertragen könnte!

Digitized by Google

Solcher Stimmung ist schon früher das poetische Wanderbuch Lascia passare entsprungen. Aus Stoffen noch bunterer, — wenn auch hoffentlich nicht allzu bunter Art, reiht sich hier ein Stück Erlebtes, Gesammeltes, Beobachtetes an.

Möge es allen denen willkommen sein, welche, nach dem Kriegsgetöse und dem Pulverdampfe der letzten Jahre, auch einmal wieder in der ruhigeren Beleuchtung des nicht von Tag zu Tag Wechselnden, die Fluren Virgils und die Inseln Homers mit einem Blicke grüßen wollen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

1. Volksgesang in Italien 3
2. Südliche Natur 49
3. Aus dem römischen Künstlerviertel 58
4. Moderne Industrie im italienischen Antiquitäten-Handel . 81
5. Kunst und Kirche in Italien 110
6. Monumentale Sculptur in Italien 130
7. Eine Jesuiten-Komödie in Rom 151
8. Italiens Theater 176
9. Ein Uebergang über die Apenninen 198

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus Italien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Volksgesang in Italien.

Es sind über italienische Musik seit langer Zeit umfassende Studien angestellt worden, und wer seine Kenntnisse auf diesem Gebiete erweitern will, findet reiches Material und Lehrmeister in Menge.

Anders steht es mit dem Volksgesange. Der Nichtitaliener hat inmitten der Kunstschätze Italiens selten hinlängliche Muße und ausreichende Vorkenntnisse, um seine Beobachtungen auf dieses wüstliegende Feld auszudehnen; der Italiener selbst ist noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß Forschungen in so niederer und unakademischer Sphäre die immer nicht unerhebliche Mühe lohnen können. Wie die Sage in Italien eine verschüttete Fundgrube ist, so der Volksgesang. Dialektschwierigkeiten kommen hinzu, um die Arbeit zu vergrößern. Und zwar nicht allein für den Ausländer. Auch der Römer, auch der Venezianer versteht eine Menge Ausdrücke nicht, die im Golf von Salerno, auf Capri, in Mola di Gaëta mundgerecht sind. Der Neapolitaner

Digitized by Google

schüttelt seinerseits nicht minder verlegen den Kopf, wenn er in die Sprachgeheimnisse der mailänder, der genueser Plebs eindringen soll.

Was zur Hebung dieses Uebelstandes durch Wörterbücher und Grammatiken geschehen ist, weist sich bis jetzt als durchaus unzulänglich aus und belehrt höchstens über den großen Umfang der Abweichungen. Dabei hat jeder Dialekt sich das Recht des schriftlichen Ausdrucks erobert. Während in den meisten deutschen Gauen das Hochdeutsch die alleinige Schriftsprache ist und nur ausnahmsweise das Wort, wie es vom Volke gesprochen wird, auf's Papier kommt, giebt sich das Volkslied in Italien auch im Druck als Dialektlied und verwirrt das Auge noch mehr, als das gesprochene Wort das Ohr irre führt. Eine Menge solcher Lieder werden an der Chiaja, am Ponte St. Angelo, an der Riva dei Schiavoni feilgeboten, einige mit beigedruckter, andere nur mit namentlich bezeichneter Singweise, wieder andere ohne allen derartigen Nachweis. Aber die Physiognomie dieses Liedertrödels ist eine so bunte, durch so massenhafte Kreuz- und Querzüge entstellte, daß es schwer hält, für das endliche Ergebniß einer Nachforschung nach den wesentlichsten Bestandtheilen den richtigen Ausdruck zu treffen.

Der Gesang ist eins der Kennzeichen, welches die Natur mit sichtlicher Parteilichkeit dem Italiener vor allen andern Nationen aufgeprägt hat. Wenn es wahr ist, daß der

Digitized by Google

Italiener ewig Kind bleibt, und ferner daß nur diejenigen Kinder, welche bei ihrer Geburt ſchon ihre Lungen gebrauchten, eine geſunde Bruſt und Lebensdauer verſprechen, ſo hat das italieniſche Volk Ausſicht, den letzten Athemzug ſpäter als irgend ein anderes zu thun. In der That giebt es kaum ein Alter, das nicht ſingt, kaum einen Stand, der auf den tönenden Gebrauch der Stimme verzichtet, kaum einen Raum, der hierzu nicht für tauglich gehalten wird, kaum eine Zeit, die zum Schweigen verurtheilt. Nie fällt es einer Mutter ein, ihrem Kinde Stille zu gebieten, weil das Singen ſich etwa im Zimmer nicht ſchicke oder weil Beſuch da ſei. Keine Herrſchaft nimmt es der dienenden Cattina oder Nenette übel, wenn Trepp auf, Trepp ab ihr Lied durch's ganze Haus erklingt. Niemand findet Unziemliches in dem lauten Geſang eines Mädchens, das vom Brunnen Waſſer oder vom Markt Gemüſe holt. Und wenn der heimkehrende Bettler, nach kläglicher Tagesverrichtung, ſein Lied ſingt, reut niemanden der Bajocco, den die noch kurz zuvor ſo troſtloſe Bettlergeberde der Taſche des Spendenden entlockte. Auch das Pfäfflein ſingt, wenn es auf ſeinem Grauthier über Land trabt; der Urahn, dem man das noch nicht gehfähige Kind in die Arme gab, ſingt und bildet ſich nicht ein, die alte Stimme thue es nicht mehr. Ja, wir erinnern uns einer armen Geiſtesirren, die unweit Caſtellamare in den blauen Morgen hineinſang, einen großen Blumenſtrauß in der Hand und fröhlichen Auges,

Digitized by Google

als sei ihr recht von Herzen wohl zu Muth, wenn sie so aus voller Brust singen könne.

Es ist bekannt, daß lautes Lesen als ein diätetisches Auskunftsmittel für solche Leute empfohlen wird, die sich nicht durch Gehen Bewegung machen können. Daß der Gesang in noch viel vollerem Maße für Körperübung Ersatz bietet, ist jedem Singenden eine Eroberung eigner Erfahrung. Der Italiener, ohne sich wie der gernsingende Schweizer auszuarbeiten, besitzt durchschnittlich einen Brustkasten, der das Entzücken und Erstaunen des nicht italischen Malers und Bildhauers ausmacht. Es ist etwas Beneidenswerthes in dieser Sangbevorzugung und ihren gesunden, geistbefreienden Folgen, und es heißt nicht zu viel behaupten, wenn man auf Rechnung des Singens der ganzen Nation die Unmöglichkeit schreibt: aus Italien jemals ein Kloster zu machen, wie es andern Ländern zeitweilig begegnet ist.

Venedig steht unter den singenden Städten Italiens ziemlich in erster Linie. Seine Geräuschlosigkeit ladet dazu ein. Der Venezianer hat das Bedürfniß, das verzauberte Schweigen, welches über seinen Straßen lagert, von Zeit zu Zeit zu unterbrechen. Die hohen Häuser, welche seine Kanäle umstehen, verstärken den Schall. Das nachtwache Treiben der Lagunenstadt fordert zu Serenaden heraus. Die Leichtigkeit der Bewegung von einem Punkte zum andern giebt dem Sänger Gelegenheit, sein Auditorium nach

Digitized by Google

Belieben zu wechſeln, wenn er's will, unerkannt zu bleiben, oder auch eine zahlreiche Hörerſchaft in Gondeln nach ſich zu ziehen, wohin ihn die Laune treibt. Eine Primadonna, welche ſich zu dem Gondelſouper irgend eines Mäcenas herbeiließ, bringt mitten in der Nacht durch ihre Rouladen und Fioraturen ganz Venedig aus den Betten und löſt hundert Gondeln von den Eiſenringen der marmornen Palaſttreppen. Wer kann daheim bleiben, wenn plötzlich im Canal Grande oder der Piazetta gegenüber eine jener glockenreinen, jugendfriſchen Stimmen lockt, die nur Italien in Fülle großzieht?

Aber auch dem vierſtimmigen Männergeſange, unſerm heimiſchen Kunſtprivilegium, begegnet man in Venedig. La compagnia dei Pittori, deren Mitglieder dem kunſtfertigen Theile der Beſchäftigungen auf dem Staatswerft obliegen, giebt häufig Abends den Venezianern einen Ohrenſchmaus. Ihr Leiter, Giacomo Bortolini, gilt für einen fähigen Meiſter und hält die vorhandenen tüchtigen Kräfte mit Geſchick zuſammen.

Das Quartett iſt ſonſt keine italieniſche Pflanze. Da eine Menge Soliſten ihr Lebtag nicht Noten leſen lernten, ſo bewahrt jeder, vor Allem bei Serenaden, ſeine Selbſtſtändigkeit und befindet ſich um ſo beſſer dabei, als er auch die gemachten Eroberungen nicht eben zu theilen liebt.

Auch Straßenmuſik andrer Art — Geigen, Clarinetten, Contrabaß, wie ſie Abends der Marcusplatz aufweiſt —

Digitized by Google

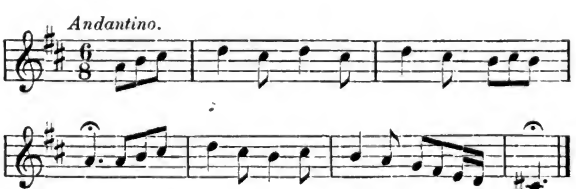
ſucht man vergebens in andern italiſchen Städten. In Rom herrſcht die ſeit einem halben Jahrhundert aus Frankreich eingedrungene Chitarra, hin und wieder ſieht man noch die Mandoline. In Neapel und am Golf führt erſtere faſt ausſchließlich das Wort.

Wenn man nun Geſang als ein Gemeingut des ganzen italieniſchen Volkes betrachten darf, ein Geſchenk, das Toscana, die Lombardei und Sardinien nur im mindern Grade zu verwerthen wiſſen, als Venedig, die Umgebung Roms und diejenige Neapels, ſo geht noch eine melodiöſe Aehnlichkeit, die bisjetzt, wie uns ſcheint, nicht genug beachtet iſt, durch die ganze Halbinſel und tritt beſonders demjenigen Hörer nahe, der dem unbelauſchten, nicht auf's Gehörtwerden berechneten Geſange nachſtellt. Es liegt eine ſehr nahe Verwandtſchaft zwiſchen dem Geſang des venezianiſchen Gondoliers, welcher Stanzen aus La Geruſalemme liberata abſingt, und der Singweiſe des Carretiere, welcher, mit leeren Weinfäſſern von Rom nach Albano heimkehrend, in die Ecke ſeines mit Gardinenfranzen verzierten, mit bunter Tapete und klingender Glocke geſchmückten Wägleins geduckt, langſam und unermüdlich ſeine Ritornelli vor ſich hin leiert. Und wieder erinnert man ſich Beider, wenn man am Golf Neapels, etwa in den Orangenmaſſerien Sorrento's, dem gedehnten, endloſen, eintönigen Geſange lauſcht, mit welchem der dort Beſchäftigte ſeine Arbeit begleitet. Auch hier iſt der Wechſelgeſang vorwiegend, wie dies überall da der Fall iſt,

Digitized by Google

wo die Naturumgebung gemeinsame Wirkungen und verwandte Stimmungen hervorbringt. Wie der Kanarienvogel durch seinen fernen Landsmann in Athem gehalten wird, wie ein Frosch dem andern antwortet, wie die Cicade nur in Gesellschaft singt, so der Mensch im Garten der Natur. Unzählige Male haben wir während eines langen Aufenthalts am Golf Neapels die Beobachtung gemacht, daß ein Singender den Andern zum Antwortgesang hinriß, oft in Entfernungen, welche es unmöglich erscheinen ließen, daß einer den andern verstand. Ein dritter aus noch weiterer Ferne mischt sich hinein, ein vierter, ein fünfter, ein sechster gesellen sich hinzu, häufig ohne einander sehen zu können, und am Ende klingen von allen Seiten verwandte Tonweisen, bei diesem stärker, bei jenem schwächer, bei diesem kunstvoller, bei dem andern roher, aber immer einander ablösend und in Rhythmus und Tonfall auffallend ähnlich.

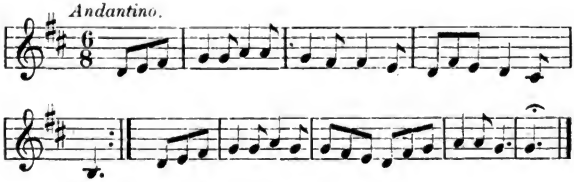
Eine Menge Bleistiftnoten, die den melodiösen Inhalt dieser Sänge festzuhalten suchen, liegen vor uns. Wir lassen ein paar solcher Sorrentiner Skizzen folgen:



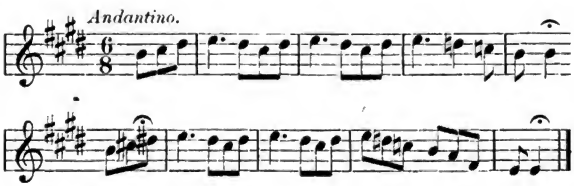
die letzte Note etwas nach d hinüberneigend;

Digitized by Google

oder:

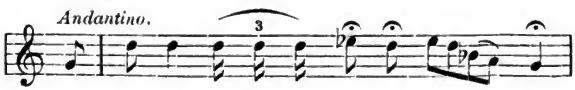


oder aber:

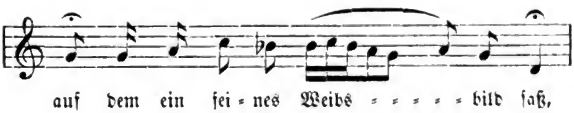


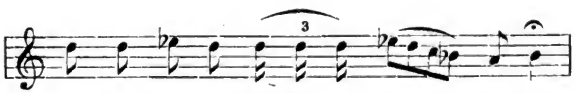
Der Schlußton wird möglichſt lange ausgehalten. Das Tempo entſpricht unſerm Andantino, wird aber durchaus frei und recitirend genommen. Der letzte Ton iſt meiſtentheils unbeſtimmbar und liegt zwiſchen den ausdrückbaren Noten, etwa wie die Uebergangstöne der Geige. Er gehört faſt nie in die Harmonie der Haupttakte. Dennoch beginnt der Geſang immer wieder unbeirrt auf dem richtigen Ton.

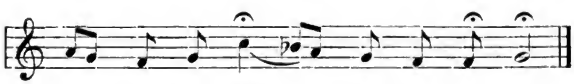
Hier eine Probe aus Rom.



Digitized by Google







Auf einmal iſt der Traum dahin,
Ich ſitze — o bittrer Spott und Hohn!
Zu Füßen einer Schäferin,
Einer ganz gewöhnlichen plumpen Perſon.

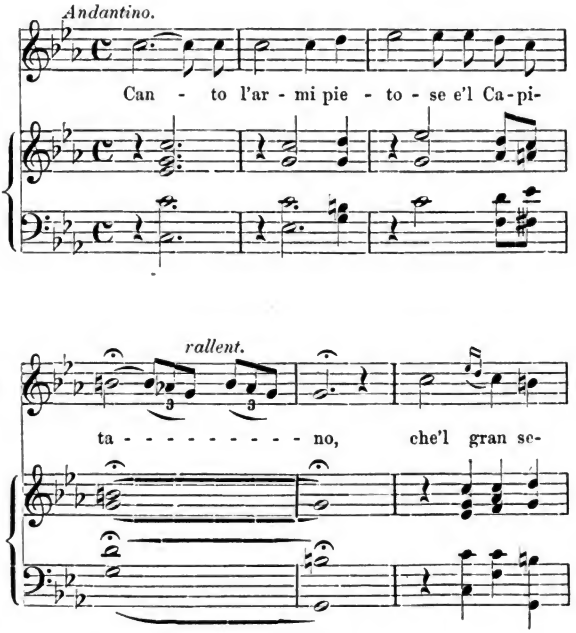
Wie kam ich in aller Welt zu Der!
O Früchte, wie ſchmeckt ihr nun ſo faul!
O Trank, wie konnt'ſt du noch eben vorher
So lieblich munden mir blindem Gaul!

Trotz dem cyniſchen Humor dieſes Liedes, hat es durch ſeinen elegiſchen Mollklang eine gewiſſe klagende Sentimentalität, die im Munde eines ſingenden Römers nicht übel klingt.

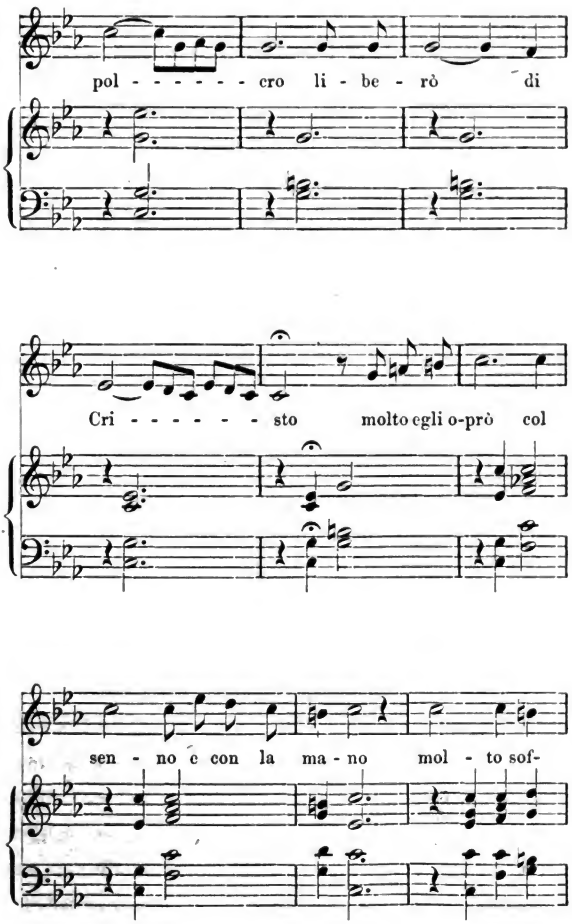
Die Melodie, nach welcher in Venedig die Taſſoſtanzen geſungen werden, ebenfalls reich an Triolen, iſt faſt durch-

Digitized by Google

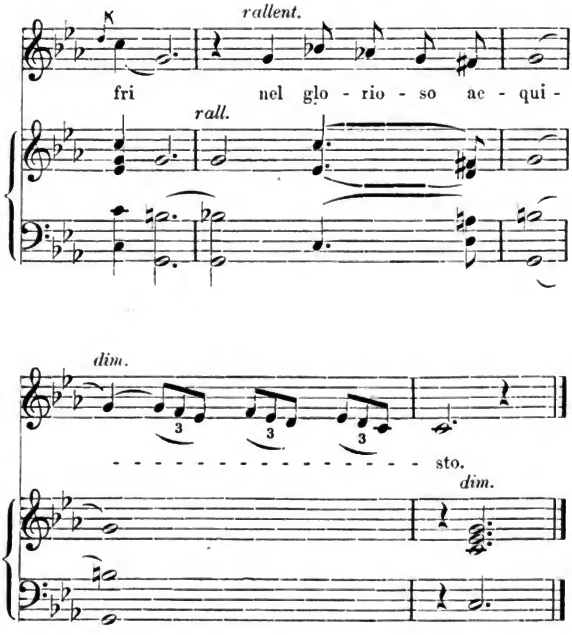
weg in Molltönen und bereits im Eingang durch langgehaltene Noten von feierlicher Wirkung. Da man heute nicht mehr häufig Gelegenheit hat, jene Stanzen zu hören, so mögen sie hier ebenfalls aufgezeichnet werden. Die Art des Vortrages ist durch Goethe's ausführliche Beschreibung wohl genügend bekannt.



Digitized by Google



Digitized by Google



Eine wesentliche Aehnlichkeit zwischen diesem Gesange und den eben besprochenen Weisen liegt in dem lässig sinkenden Schluß und dem ungemessen verhallenden Endton. Man wird in einzelnen Theilen an Palästrina erinnert. Ueberhaupt ist zwischen der alten guten Kirchenmusik und dem Naturgesang der Italiener viel Verwandtes.

Digitized by Google

Das römiſche Ritornell, obſchon auch in keine unſerer regelrechten Tonarten einfügbar und mehr im Charakter einer der ſogen. altgriechiſchen Tonfolgen, hat mit den oben angedeuteten Singweiſen das Zerren des Schluſſes, das Triolen-einſchieben und die ſchläfrige Unbeſtimmtheit gemein. Da es ſehr häufig komiſch wirken ſoll, ſo erhöht der Sänger durch das lange Vorenthalten der Schlußſylbe die Wirkung, indem er die Spannung des Hörers verlängert. Wo ihm niemand zuhört, faßt er ſich um des eignen Genuſſes willen nicht kürzer, da ihm das dolce far niente, zu dem der Ton langſam hinabſinkt, lieber iſt als der kürzer gehaltene Theil des erzählenden Eingangs.

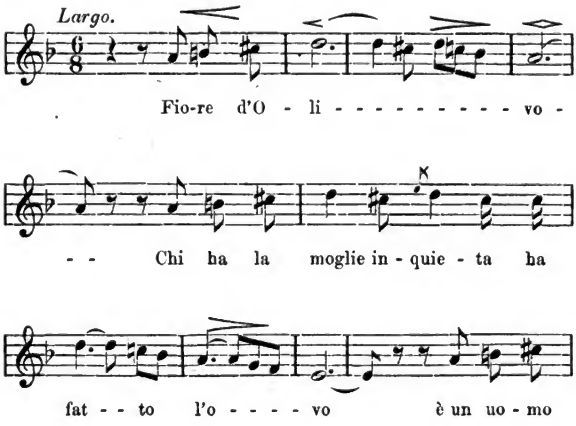
Fiore di noce
Se prender vuoi tu moglie e stare in pace
Prendila Cieca, Sorda, e senza vo - - - - ce.

Der Reim wird dabei nicht immer feſtgehalten, Aſſonanzen, und oft nicht einmal dieſe, ſchließen die letzte Zeile. Eigentlich aber ſoll die willkürliche Anrufung einer Blüte Fior di Melone, Fior d'Indivia u. ſ. w. den Anhalt für den Endreim abgeben. Die immer rege Phantaſie des Italieners hat dadurch einen Zaum, der ſie zum Aufſuchen einer Reimverwandtſchaft nöthigt, und da die Melodie nicht mehr erfunden zu werden braucht, die italieniſche Sprache ſich aber ſpielend reimt, ſo iſt die unſerm Volke abgehende Improviſationsgabe in dieſer bequemen Aeußerungsweiſe

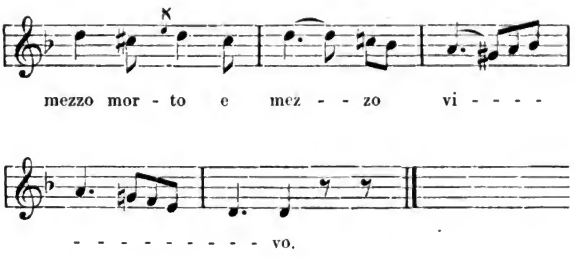
Digitized by Google

auch hier kaum noch etwas Verwunderungswerthes. Der ganze Zauber des Ritornells beſteht in der Schlußzeile, die der Sänger ſelbſt zu finden hat, nachdem er die Blüte im Eingang nannte. Hier ſpannt ſich das Intereſſe. Jeder hat einige Dutzend Reime in Bereitſchaft und iſt überraſcht, wenn der Sänger neue bringt. Im Leſen geht dem Ritornell jeder Reiz ab, wie uns die oft gemachten Uebertragungsverſuche ja zur Genüge dargethan haben; die Willkür des Eingangs verletzt als ſinnlos.

Hier eins dieſer römiſchen Gaſſenproducte, wie es zur Chitarra, aber auch wohl ohne dieſelbe, geſungen wird, langſam, gedehnt, wie in den Maſſarien Sorrentos.



Digitized by Google



Pinienblüthe!
Weit mehr der Ternen giebt's im Lottospiele
Als Ehrbarkeit im weiblichen Gemüthe.

Blüthe der Reben!
Wer da ein Weib nahm, das den Frieden abhold,
Der schwebt beständig zwischen Tod und Leben.

Blüthe der Dattel!
Wem sich ein Mädchen in das Herz genistet,
Den wirft ihr kleiner Finger aus dem Sattel.

Die Begleitung des Instruments ist unwesentlich und die meisten Ritornelli singt man ohne Instrument; steht eins zur Verfügung, so schließt gewöhnlich ein rasches salterelloartiges Nachspiel jeden Vers ab.

Von welcher Gemeinnützigkeit diese Sangform ist, davon wird man sich nach diesen Andeutungen leicht überzeugt halten. Zu den meisten Tagesstunden hat ein äußerungsbedürftiges Volk, wie das italienische, etwas auf dem Herzen, was heraus möchte. Ein Mädchen, das

Digitized by Google

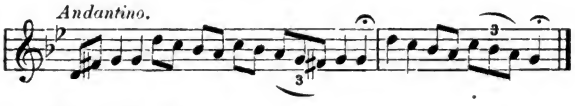
sich am Fenster zeigt, fordert die Neckluft ihres vis-à-vis heraus; sofort wird irgend eine Blüthe angerufen und ein schalkhafter Endreim dazu ersonnen. Der Schuster, auf der Straße unterhalb des Kapitols mit Stiefelbenageln vollauf beschäftigt, macht sich im Ritornell über die vorüberwandelnden Schuhe und Stiefeln lustig, an denen er Mängel aller Art entdeckt. Die Latugaverkäuferin am Pantheon verspottet ihre gegenüberstehende Concurrentin. Der Campagnereiter nimmt mit einem Ritornell von der Wirthin der einsamen Herberge an der Via Appia Abschied und hat den Vorrath in seinem Reimköcher noch lange nicht verschossen, wenn er in Ariccia eintrabt. Und nun gar wenn Abends das Geschäft ruht und hier und dort Liebeseinleitungen gemacht werden, welche leicht zugängliche und Jedem geläufige Mittheilungsweise, und wie unverfänglich zugleich, da alle Welt singt!

Es mögen sich hier zur Vergleichung ein paar Sangweisen anfügen, welche wir im Peloponnes auffingen; im Vortrag hat der Grieche die nämliche Schläfrigkeit, wie sie dem Italiener beim Singen der Ritornelli und der Tasso-Stanzen eigen ist. Nur näselt Jener noch bei Weitem stärker, tremolirt dabei mit Absicht und stößt den letzten Ton gewöhnlich mit der größten Kraftanstrengung heraus, ohne ihn darum zu verkürzen. Nach der Versicherung von Reisenden — unser lieber Wandergenosse Dr. Moritz Busch unter ihnen in erster Reihe — singt man

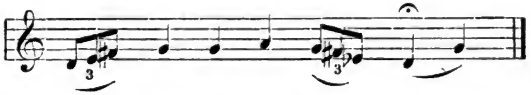
Digitized by Google

in Aegypten und am goldnen Horn ganz ähnlich, und wir dürfen uns diese Sangart wahrscheinlich als in der ganzen Umgebung des Mittelmeers verbreitet und zwar als uralt vorstellen.

Hier ist die Melodie, wie sie unser Führer, ein Zantiote, und ebenso unser Maulthiertreiber, ein Albaneser, stundenlang vor sich hin zu johlen pflegten, wobei sie übrigens nach Belieben Veränderungen vornahmen.



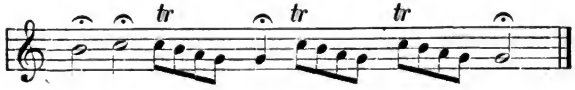
Ein ander Mal



was unzählige Male wiederholt wurde.

Eine der wenigen durchweg hellen Melodien hörten wir mit einer Menge lerchenartiger Verzierungen in der Nachbarschaft von Sparta und zwar von einer kleinen Ziegenhirtin.

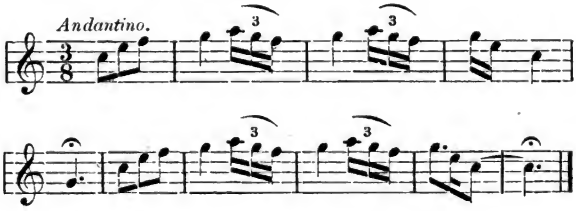
Hier ist sie:



Es scheint in dieser letzten Tonweise einige Verwandt-

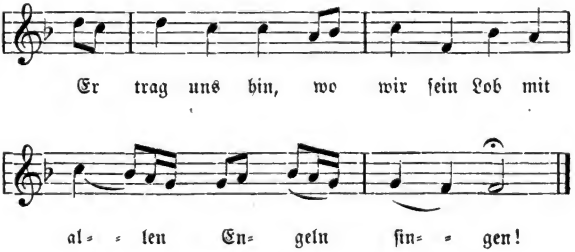
Digitized by Google

ſchaft mit dem Anfange des Appenzeller Kuhreigens durchzuklingen, welcher etwa wie folgt lautet:



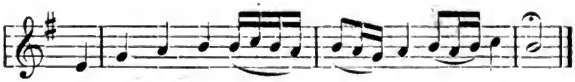
Vielleicht iſt es nicht ohne Intereſſe, hier auch ein Paar Melodien aus der Zeit des Minneſangs gegenüber zu halten, da die Endungen und Zierrathe gewiſſe Vortragsähnlichkeit zu verrathen ſcheinen. Es mag hiermit dann der vorliegend muſikaliſche Theil dieſer Anregungen nach jener Seite hin geſchloſſen ſein.

Schluß zu dem Spruch des Meißners: „Gottes Allmacht“.

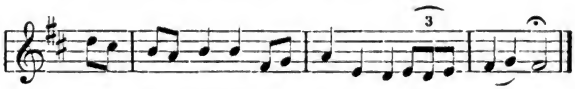


Digitized by Google

Ebenſo zu „Gottes Gnade".



Ebenſo zu: „Vergebne Treu".



Wir wenden uns nun zu dem Sinngehalte des italieniſchen Volksgeſanges. Der Einfluß der franzöſiſchen Chanſon iſt in den meiſten dieſer Liedertexte nicht zu verkennen, ſo zwar, daß wir in vielen derſelben dem wiederkehrenden Refrain begegnen.

Wir geben einige Beiſpiele aus Rom:

Il Merlo non ha becco, Tirira la la lera là!
Povero Merlo, come farà a campà?

Wie die Amſel hier im erſten Vers keinen Schnabel hat und der Chor, dem die letzte Zeile zufällt, daher verwundert fragt: wie er nur ſein Leben friſten werde? ſo ſpricht ihm der zweite Vers die Augen, der dritte den Kopf, der vierte den Hals ab, und immer bleibt die Verwunderung des Chors die nämliche.

Digitized by Google

Ein anderes Beispiel:

Che belli occhietti! la vita mia tu fai contenta,
Se ti miro, oilà, non ti lascerò mai pui Che belli
occhietti che hai tu!

Im zweiten Vers werden die Zähne gepriesen, im dritten il bel nasino, im vierten alle Wonne, welche die besungene Schöne zu bereiten vermag.

Aehnliche Huldigungsausdrücke bringt noch ein anderes Lied zu Gehör:

Zu allererst werden wieder die Augensterne, die Korallenlippen, die Perlenzähne gepriesen.

Quegli occhi son astri
Del ciel più lucenti,
Coralli le labbra
Son perle quei dente u. s. f.

und der Refrain versichert allemal: Du bist nicht Bäuerin — Königin bist Du in meinen Augen!

Mi sembri Regina,
Non più vilanella!

Wo die Liebe so glühend ist, hat der Schmerz natürlich auch eine Menge Uebertreibungen bei der Hand.

Io chiamò la morte! che vuoi da me infelice! u. s. w.

Meistens schildert der trostlose Liebhaber seine bleichen Wangen, und wo ein Wasser in der Nähe, da spricht er von Selbstertränken.

Digitized by Google

La Simpatia, ein in Neapel sehr beliebtes Lied, giebt in sieben langen Versen die Gefühle eines bis zur Raserei Verliebten wieder. „Ich bin ganz Feuer," sagt er der Dame seines Herzens, „nicht das Meer genügt, die Gluth zu löschen. Arme und Beine sind mir wie zerschlagen. Ich schwitze kalt, verändere die Farbe, mein Blut gefriert. O erhöre mich! Nächte lang lag ich auf der Lauer, weder Schnee noch Regen fühlend. Nun, Nenna? sage, bella mia,

Percia lo core la simpatia,
'Nnitto 'nfatto te fa nuammorà!"

Mit diesem nämlichen „kurz und gut, Du mußt und sollst lieben" schließt jede Zeile.

Nicht minder gesunden Humor bewahrt sich der Anbeter der schönen Carolina. Ihre Haare haben ihn vor allem verzaubert; er erklärt närrisch geworden zu sein. „Betrachte ich diese Haare, da mein' ich in die Sonne zu blicken. Küsse ich sie gar, da führen ihre Düfte mich zu Dir. Immer trage ich das theure Pfand auf dem Herzen; selbst im Schlafe umgaukeln sie meine Träume. Uebrigens habe ich schon halb die Miene eines traurigen Hundes, und es ist hohe Zeit, daß Du mich heiratheſt." Dies Lied ist in ganz Italien heimisch und wird als

Vera Canzona de li Capeli de Carolina

feilgeboten.

Digitized by Google

Häufig giebt auch die Beschäftigung der Schönen Anlaß zu poetischen Ergüssen. So z. B. in der Lavannerella, wo der Schönsten aller Schönen, dem Ausbund aller Nennelen, gesagt wird, sie sei lieblich, wenn sie wasche, lieblich, wenn sie Zeug zum Trocknen aufhänge, und die Sonne gehe nur deshalb auf, um ihr, der Wäscherin, beim Laugen und Trocknen zu helfen. Auch hier wird schließlich die Ehe als einziges Rettungsmittel empfohlen. Dies Lied ist echt neapolitanisch, und der Hörer erinnert sich dabei mancher Schönen dieses Berufs, die er auf ihrem mit Wäschkörben beladenen Maulthier vom Vomero herabtraben sah.

Aus Sicilien stammt das folgende Lied:

Nach dem schönen Berge will ich gehen,
Wo die Wäscherinnen zu finden sind.
Dort such ich mir die schönste aus.
Bei mir bleibt sie, ich lasse sie nicht wieder.
Jeder wird sie bewundern: Questa, quanto è bella!
Wo hast du sie gefangen?
Auf dem schönen Berge fing ich sie ein,
Wo der Schnee liegt und nimmer schmilzt.

Aehnlich sind manche andere Gesänge. Eine Schöne ist gewöhnlich der Gegenstand, nach welchem das Lied sich sehnt. Schnee hat für den Südländer den eigenthümlichen Doppelreiz des Gaumens und der Augenweide. Sein Lieblingskühlungsmittel, Granito, ist Conditoreis, das aus veredeltem Schnee besteht. Seine Schilderungen entlehnen ihre Reize daher gern aus den Regionen oberhalb der Schneelinie.

Digitized by Google

So zählt auch ein Lied mit dem Refrain Tripoli trapoli, come la neva, oimé mama mia! zu den oft gesungenen. Weiß nämlich wie der Schnee ist die darin gepriesene wilde Taube, weiß wie der Schnee, Mama mia!

Nicht minder werden die Gemüse-Händlerinnen gefeiert, und zwar ebenfalls mit Grund, denn es giebt sehr zierliche unter ihnen. Die Padulana ist denn auch ein durchaus volksthümliches Lied.

Dazwischen giebt es aber auch schmachtende Mädchenherzen. „O Tresoro, o Giojella de st' alma!“ seufzt eins derselben, „kehre zurück, ich berene meine Kälte. Nicht mehr tanzen noch singen kann ich. Der Signor und die Signora und die ganze Verwandtschaft haben schon bemerkt, was mir fehlt. Komm, und noch diese Woche soll Hochzeit sein! Alle Tavernen von St. Lucia wollen wir durchschwärmen und die Nachbarn mögen unsere Freude theilen.“ Auch hier also ein durchaus praktisches Ende. Selbst der arme Teufel, der das große Loos zu treffen meint, geht zuallererst mit Heirathsplänen um. Vor der Hand will er seine Hose versetzen, um in Benevent drei Nummern zu wagen. Er ist aber sicher, daß sie herauskommen, und so soll seine Nennela sich schon auf alles einrichten, unter anderm auf eine lengu furastera, eine fremde Sprache, denn im Frühling will er mit ihr Japan und Indien bereisen. Natürlich schließt das Lied mit einer Niete, und er

Digitized by Google

macht sich von Nennela eben so rasch los, wie sie von dem Ohnehosen.

Ueberhaupt ist die Umgangssprache in diesen Liedern, wie man schon bemerkt haben wird, durchweg von jeder Schranke frei. Die bella Ciardenera nimmt die ihr gebrachten Huldigungen sehr übel. Francesco, der Gärtner, habe schon ihr Herz, was Teufel lasse sich ein Anderer einfallen, ihr sein Leid zu klagen; noch überdies ein solcher Affe (gatto maimone)! Ob er nicht merke, daß sie wie eine frische Rose blühe, daß sie Milch sei, die man nicht stehen lasse, bis sie sauer werde?

Die neapolitanischen Lieder thun es in Grobheiten überhaupt denen Roms und Venedigs zuvor. Die meisten Lieder, sobald sie anfangen beliebt zu werden, rufen eine sogenannte Risposta hervor, d. h. eine gewöhnlich derselben Melodie angepaßte Antwort, zuweilen von dem nämlichen Dichter, häufig von einem andern, und nicht selten travestirenden Inhalts. So z. B. die Risposta alla Canzona: Te voglio ben assai! In diesem letztern poetisch genug empfundenen Liede erweichen die Seufzer eines Verliebten endlich das Herz der schönen Angebeteten und der letzte Vers jubelt über den Triumph Amors, denn ihr Auge werde feucht, ihr Herz rufe ihm Antwort zu! Diese Antwort auf das beliebte Lied des Improvisators Raffaele Sacco giebt ein Ungenannter. Nachdem die Schöne alle möglichen Schmähungen über den Liebhaber ergossen hat, schließt sie mit der

Digitized by Google

Verſicherung: für ſo feines Brot, wie ſie ſei, habe er viel zu grobe Zähne, und ſein ganzer Singſang bereite ihr Uebelkeit.

Von ähnlichen Wirkungen auf den Magen redet die in dem Liede Pecché angeſungene Nennela — ſie heißt abermals ſo, wir können's nicht ändern. Sie ſendet ihren Bewunderer in's Tollhaus; Schönheit, Geld und Lebensart beſitze ſie, und wiſſe einen Beſſern zu finden. Chi canchero! — In einer Risposta auf die Vorwürfe Menneché's (Männecke) räumt die Geſchmähte ein, ſie habe 100 Liebhaber, Sergeanten, Schneider und andere gute Leute, Menneché möge ſeiner Wege gehn. In einer dieſer Canzonen klagt ein Bräutigam, ſeine Braut eſſe zu viel, werde immer runder, ſpaziere den ganzen lieben Tag und ſei mit Jedermann gut Freund, während alle Welt ſage, eine Liebende werde blaß, mager, melancholiſch und verkehre nur noch mit den Sternen. Auch hier klingt's derb aus dem Walde zurück. Sie thue, was ihr anſtehe, werde eſſen, daß ſie „rund und majeſtätiſch bis zum Berſten" werde. Er ſei ein Naſeweis, und ſie ſehe ihn mit dem Rücken an. — Die Angſt, abzumagern vor lauter Liebesleid, ſprechen übrigens die meiſten Liebesklagen aus. In dem römiſchen Liede Il Moretto verſichert das Mädchen, wenn ſie ihren Mohren nicht heirathen dürfe, gehe ihre Geſundheit zu Grunde. Vergebens ſtellt ihr die Mutter die Armuth des Mohren vor und verſpricht ihr zu nächſtem Jahrmarkt eine ſchöne Schürze, —

Digitized by Google

sie behauptet, ihre Gesundheit halte es nicht aus. — Erbauliche Selbstschau auch stellt in Agostino Clementi's Canzone „Gué mà voglio o marito“ eine Sorrentinerin über die Eheloſigkeit an. „Ich halte dies einsame Leben nicht länger aus, Mama mia! laß mich heirathen! Schon vor drei Jahren verliebte ich mich und verlor die Farbe. Jetzt fange ich an, wie eine alte Jungfer, sauer zu werden. Haut und Knochen trocknen zusammen. Die Leber macht mit Gewalt den Geist krank. Warum durften Thereſe und Luiſelle heirathen und ich nicht? Liegt doch die Aussteuer bereit und Ringe und Kleider dazu. Dabei verstehe ich mich auf Handarbeiten und Antoniello ist ein braver Burſche. Himmel, welches Glück, wenn er Abends an mein Fenster kommt und ich, mit sauber gerollten Haarlöckchen um den Kopf, daſitze und mit ihm schwatzen kann. Aber immer genügt das nicht. Wahrhaftig, ich vertrockne wie eine überjährige Schaflaus!“

Auch die schöne Marrincia gesteht ihre Liebe mit dem Zuſatz, aus einer Mairoſe sei sie allmälig zu einer Todtenblume geworden.

Wir sagten schon, daß ein Liebeslied selten ohne Bezug auf Hochzeitsfestlichkeiten bleibt. Während der Werbende von diesen Dingen mehr oberflächlich redet und sie nur anführt, um seine Werbung ernstlich erscheinen zu laſſen, geht das Mädchen gern in's Detail. In der poetischen Risposta des Baron Zezza auf Agostino Clementi's Primo

Digitized by Google

amore ruft sie dem Jugendgeliebten die ersten Kinderspiele, dann die Stelldicheins in's Gedächtniß und verbreitet sich endlich mit Behagen über ihre Hochzeitsvorbereitungen: der Kuchen sei schon gebacken, die Aussteuer liege bereit, der Hochzeitsbitter sei bestellt. Wo ein längerer Brautstand nicht schon über die ehrbaren Absichten des Liebhabers Beruhigung giebt, da heißt's: „Das Weitere nach der Hochzeit!" oder auch: „Sprecht mit Mama, fraget Papa." Meist wird der kürzeste Heirathstermin gleich ausgesprochen. Es ist dieser Zug für italienische Volkssitte höchst charakteristisch. Der Verkehr zwischen der Unverheiratheten und ihrem Verehrer pflegt in Italien sehr beengt zu sein, weit mehr, als diesseits der Alpen. Das Mädchen wird mit Aengstlichkeit bewacht, und bewacht sich selbst mit nicht minderer Vorsicht. Erst der Priestersegen macht sie frei.

Einige Lieder lassen freilich durchblicken, daß solche Ehen häufig Enttäuschungen im Gefolge haben. In folgender Weise unterhält sich ein Römer mit seiner Gattin.

Sie: „Ist das ein Fleißiger! Entweder muß er essen oder trinken. Morgens in die Aquavitaschenke, Abends berauscht zurück. All sein Gut hat er aufgeschluckt. Mein Hochzeitsgut ging mit drauf! Rund wie eine Pommeranze kam ich zu ihm, eine Sardelle läuft mir jetzt an Corpulenz den Rang ab!"

Er: „Hochzeitsgut? Einen Seegraspfühl, eben genug zum Pfeifenstopfen! vier klägliche Stühle, ein Bettgestell,

Digitized by Google

kaum fähig allein zu ſtehen. Schon in der erſten Nacht brachen wir damit zuſammen. Die ganze Nachbarſchaft fuhr aus dem Schlaf!"

Ein Liebhaber, den die Eltern beim Wort halten, ſucht in der Canzone Meso Seccato einen guten Freund, der ihm ſeine Liebſte abjage. Heute ſei des Mädchens Geburtstag, dann komme der Namenstag, dann Weihnacht, Neujahr, Carneval und endlich gar der Mama Geburtstag. Da finde ein Anderer Vergnügen daran, und dabei werfe ihm die Mama noch immer vor, er komme nur zum Vergnügen! — „Die Peſt über die Weiber!" ruft der in Toledo durchgeprügelte Tortaniello, der ſich einfallen ließ, mit einer Schönen anzubinden.

Dieſe Neigung zu komiſcher Auffaſſung macht ſich auch über den alten Liebhaber her, der „kein Adonis, o nein, kein Adonis iſt". Ihm wird ein Spiegel vorgehalten, damit er ſehe, was ihm für Hörner angewachſen ſeien. Ein Auge drückten heirathsluſtige Mädchen wohl zu, bei ihm aber reiche ein Augezudrücken nicht aus. — Ebenſo geht es in der römiſchen Casca in Terra über die alten Weiber her. „Warum ſchelten ſie mich Kunkel? Weil ich 90 Jahre alt bin und keine Zähne mehr habe? He! mein Vetter iſt ein Zahnarzt, der wird ſchon Rath ſchaffen. Oder um meiner Haare willen? Der Perruchiere iſt nah bei. Laßt mich nur machen. Oder um meiner Einäugigkeit willen? Nun, da giebts jetzt Augen von Glas. Ich will ſie ſchon prellen."

Digitized by Google

Aus allen diesen Canzonen blickt die Physiognomie des niedern italienischen Volks. Die meisten Nennelen reden von ihrer Herrschaft, sind also Dienende. Der Einfluß des Vaudevilles ist dabei nicht zu verkennen. Dennoch ist der Unterschied noch sehr erheblich. Man witzelt, schwärmt, prügelt sich, ist über alle Gebühr grob und singt zur Chitarra das tägliche Einerlei des italienischen Lebens. Die Sittenpolizei theilweise ist Schuld daran, daß bei all diesem Singsang nichts Unsittliches durchbricht; aber bemerkenswerth ist denn doch, daß auch jeder lüsterne Anstrich fehlt. Diesen würde keine Polizei zu verwischen im Stande sein, wenn er überhaupt im Volkscharakter läge; im Gegentheil, die Censur würde eher in dieser Richtung hinzugethan haben.

Eins der wenigen Lieder, welches durch seine wilde Melodie und seine noch wilderen Gedanken bedeutend zu nennen ist, hat dem Interdict der neapolitanischen Polizei weichen müssen. Wir gelangten glücklich noch zu einmaligem Anhören, und fanden Gelegenheit, die Weise durch Noten festzuhalten. Man sang es hauptsächlich an der Küste von Amalfi und Salerno; La Monaca pazza heißt's im Dialect jener Gegend. Die tollgewordene Nonne singt bald von hundert Liebhabern, die sie haben möchte, bald von einem Einzigen, nach welchem ihr Sinn steht und den sie vom Glockenthurm aus sehen kann, bald vom Santo Diavolo, der ihr helfen soll, und wie sie Lust habe, ihre Tunica in

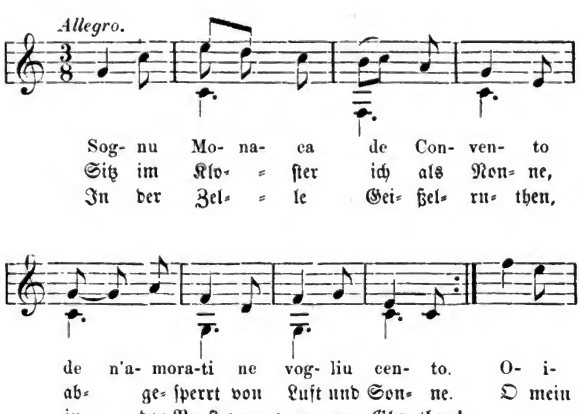
Digitized by Google

Brand zu ſtecken, wenn ſie daran denke, daß ſie Nonne ſei. Zum Schluß kommt immer, nach einer wild luſtigen Melodie, der klägliche Wehruf: — „Ich bin die tolle Nonne!“ —

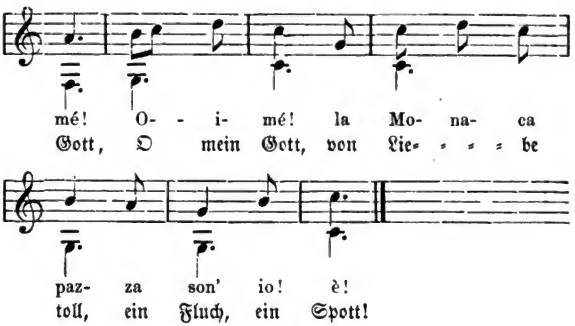
„Oimé! Oimé! La Monaca pazza son' io! è!“

Aber wir geben lieber hier gleich mit den Noten zuſammen, was wir von dem Liede wiſſen; es hat noch viele, uns nicht bekannt gewordene Verſe. Jedenfalls wäre das völlige Verlorengehen dieſes Liedes zu beklagen, denn an poetiſchem Gehalt und mehr noch an muſikaliſchem iſt die Ausbeute unter den Volksliedern Italiens ungemein gering.

Hier laſſen wir's folgen:



Digitized by Google



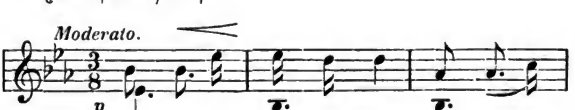
2. Quannu acchianu lu campana
Vigii lu zilu da luntana, Oimé! etc.

3. Ju lu vegu, nun lu pozza parrari,
Santu diavulu cum aje affare, oimé! etc.

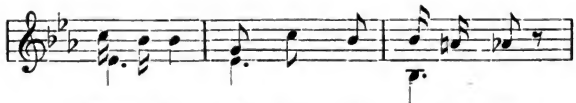
4. Quannu penza che sogna monaca,
Darria fuoco sotto alla tonica, oimé! etc.

Zu den wenigen Ausnahmen zählt noch immer das echt südliche Schifferlied Il Barcajuolo di Santa Lucia, das durch die Ueberſetzung von Kopiſch dem Texte nach bekannt, auch um ſeiner lieblichen Melodie Willen in Deutſchland eingebürgert zu werden verdiente.

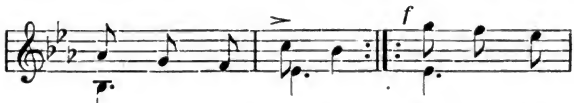
Hier iſt auch dieſe:



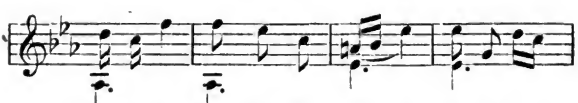
Digitized by Google



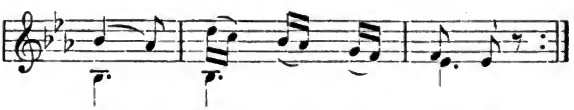
d'argen- to, pla- ci- - da è l'on- da
blauem Meer, kühlen- der Windeshauch



prospero è il ven- to. Veni - te all'
la- det zur Fahrt ein. Kommt, eh' die



a- gi- le bar- chet- ta mi- a! San- ta Lu-
Zeit verrinnt, kommt in mein Schiff geschwind. Santa Lu-



ci- a, San- ta Lu- ci- a!
ci- a, San- ta Lu- ci- a!

Con questo Zeffiro
Cosi soave
Oh! com' è bello
Star suda nave!
Su passaggiere!
Venita via
St. Lucia, St. Lucia!

O dolce Napoli
O suol beato
Ove sorridere
Vuol il creato
Tu sei l'impero
Dell armonia
St. Lucia, St. Lucia!

Digitized by Google

Es liegt ganz der Zauber des neapolitaniſchen Meerufers in Wort und Klang dieſes zarten Liedes. Santa Lucia hat ein Kirchlein am Strande, dort, wo eben das meiſte Schiffertreiben iſt; ſie beſchützt die Schiffer und ſteht in dem Rufe, die Blindheit zu heilen, ſo daß auch Liebeskranke an ihre Allmacht glauben. Man hört das Lied häufig von Schiffern, welche am Ufer in ihrer Barke auf Kundſchaft warten.

Verwandter Stimmung iſt das altvenezianiſche Schifferlied La Gondoletta.

Der Gondolier hat ſein blondes Liebchen auf die Laguna hinausgerudert, dort ſchläft ſie ihm vor Vergnügen ein.

La Biondina in gondoletta
L'altra sera go menà,
Dal piaser la poveretta
Lasa in bota indormenzà.

Ihr Schlummer in ſeinem Arme wird von Zeit zu Zeit durch das Wellengeräuſch unterbrochen; das Schaukeln der Gondel wiegt ſie aber immer wieder ein. Während deſſen tritt der Mond aus den Wolken und beſcheint ihre lieblichen Züge; ein leiſes Lüftchen hebt den Schleier von ihrem Buſen. Der arme Gondolier verliert ſeine letzte Faſſung, und ſeine Leidenſchaft weckt ſie auf.

Zu den Schifferliedern zählt auch der Pescator dell' Onda. Der Römer ſingt den Refrain auf Dirindondella

Digitized by Google

und hält die Hauptmelodie in Moll. Der Neapolitaner hat daſſelbe Lied, aber in Dur, wie unſer deutſches „Mein Schiff ſtreicht durch die Wellen! Fridolin!“ Sein Refrain iſt Fidelin! ein Zuruf, den die Ruderer zu ihrer Anſpornung ſich zu machen pflegen, wenn ſie andeuten wollen, der Fremde oder der Schiffsherr werde ſie mit einem Gericht Nudeln regaliren; denn am Golf bittet man bekanntlich ſtatt um ein Trinkgeld, um eine Schüſſel Macaroni oder Fidelin. In beiden Liedern fällt einem Mädchen ihr Ring ins Meer und der Schiffer, der ihn wieder holt, läßt ſich, ſtatt der angebotenen 100 Zechinen, einen Liebespreis gefallen.

„Aber was wird der Vater ſagen?“ fragt die vorſichtige Schöne,

Me se lo sa mia padre
Che cosa mi dira?

Und der Schelm von Schiffer: „Nur Geduld! geheirathet wird ſchon hinterdrein!“

Sta zitta e non dir niente,
Che poi ti sposero.

Weniger gut geht's dem Helden des ſehr lieblichen Liedes la bella Sorrentina. Beim Piedigrottafeſt hat er die kleine Hexe, an dem Arm ihrer Mutter, in aller Pracht ihrer innern und äußern Herrlichkeit zuerſt erblickt:

Digitized by Google

Jo di viti a piedigrotta
Tutta gioja, tutta festa,
Dalla mama eri condotta,
Piu di fiori e perle in teste.

Goldverziert das Corpetto, seidenschillernd das wehende Kleid, die Haarnadel mit zitternden Silberähren. Aber sie fragt wenig nach seinem Liebesleid — ma tu ingrata Sorrentina poco curi il mio penar. Seitdem treibt er in seiner zerbrechlichen Barchetta unter ihrem Fenster umher, bis ihn endlich — denn das solle sie ihm glauben — ein Sturm als Schiffbrüchigen auf den Strand von Resina werfen wird.

Auch das zierliche sicilianische Voca, Voca! ist ein Schifferlied, und nicht minder beweint ein Schiffer die Fee von Amalfi. Dies letzte melancholische Lied sangen unsere Marinari, als wir von Salerno nach Amalfi fuhren, und wir hatten Muße, uns Text und Melodie anzueignen.

Kehre doch zurück, Geliebte! du meine Fee, der nicht Blume noch Stern gleich kommen.

Ach, zu wem rede ich! Wo ist meine Rose? Entblättert liegt sie am Wege! Keine Düfte spendet sie mehr.

Ein großer Herr hat sie mir abtrünnig gemacht; drei Monat schon ist sie fort, und doch, ob sie gleich treulos, ich kann sie nicht vergessen!

Digitized by Google

Fahre ich Morgens in der Barke gen Neapel, da, mein ich, reicht sie mir die Hand im Morgenwinde entgegen. Werf ich die Netze in's Meer, da blickt mich ihr Bild aus den Wellen an. Ich sehe sie im Geiste und grüße sie, wenn ich bei der Kapelle vorüberfahre. Aber ach, sie, meine Rose, ist entblättert und ich muß sie vergessen.

Nur wenige der gangbaren Lieder in Italien haben diese durchgehend wehmüthige Stimmung, die unsern deutschen Volksliedern so eigenthümlich ist. Auch wirklich naiv sind nicht viele. Zu letztern zählt vielleicht der neapolitanische Monezzariello. Er möchte eine Schöne erobern und bietet ihr, was ihm eben zu bieten möglich ist: Zu Weihnacht eine große Menge Lorbeer und Broccoli, zu Ostern das übliche Ei und ein Lämmlein, dann, so oft die Jahreszeit es gestattet, frisches Obst, und endlich, wenn sie ihn lieben will, auch sein Herz. In der Rispostа dankt die Schöne für Broccoli und bittet statt dessen sofort um das Herz. Ei und Lamm sind ihr übrigens schon recht, sie bietet als Gegengeschenk ihren Ring an. Auch Früchte werden dankbar acceptirt.

Zart endlich, aber nicht naiv ist die Empfindung in dem neapolitanischen Gärtnerliede. Er erzählt seine Morgenempfindungen im Garten; Rose, Nelke, Lilie, Veilchen habe er für sie, die Zauberin, die ihn berückte, zum Strauß

Digitized by Google

gebunden, aber eine Stimme habe er zu hören gemeint, die ihm zurief, die rechte Blume fehle noch dem Strauße. Jetzt sei auch diese Blume hineingebunden, ganz sotto sotto, ganz versteckt, weil sie schamhaft sei; denn diese Blume, die in ihrem Gefühl nie welke, sei sein Herz. In der Risposta giebt ihm die Schöne nichts an Sinnigkeit nach. Sie habe auf den ersten Blick diese Wunderblume in dem Strauß entdeckt. Wenn nur sie selbst, die Empfängerin der duftigen Gabe, adorosa fresca und bella genug sei, um seine Liebe zu verdienen! Viel schöner möchte sie jetzt sein. Uebrigens sei sie Wäscherin, halte zum Trocknen und Bleichen einen Garten und dahin trage sie den Strauß, um ihn immer vor Augen zu haben. Komme nichts dazwischen, so könne schon in Monatsfrist Hochzeit sein. Er habe keinen Herrn zu fragen, sie sei ohne Papa und Mama. So solle denn Treue die Blume sein, welche nimmer zwischen ihnen welke.

Aehnlich hält sich zwischen Poesie und Prosa das schon erwähnte Lied lo primm' amore. Der Refrain: Süß ist das erste Lieben und nie vergißt sich's ganz!

Caro è lo primm' amore
E non se pò scordà!

hat Verwandte unter den französischen Chansons, wie auch unter englischen und deutschen Liedern. Ob eins von dem andern borgte, ist schwer nachzuweisen; dem Gefühl nach scheint es ursprünglich kaum italienisch.

Digitized by Google

Die Dichter der neapolitanischen Lieder neuern Datums sind theils Improvisatoren, theils Straßensänger, hin und wieder auch wirklich Berufene. Man liest auf den bessern fliegenden Blättern Namen wie Baron Zezza, il Cavaliere Raffaele Sacco, Pietro Durelli, Battista Callajanni, auf den mehr dem Gemeinkomischen gewidmeten dagegen Namen wie Mariello Bonito, E del Preite, Agostino Clemente u. a. Auch ein Namensvetter des Dichters der Gerusalemme liberata, der ja in Sorrent heimisch war, wird genannt: Totonno Tasso. Die meisten Compositionen sind von Pietro Labriola; sie haben viel Opernanklänge und gehen fast durchweg im Walzertakt. Die niedrig komischen Canzonen enden häufig mit einem Appell an die Börse des Hörers und mit der Versicherung, daß des Sängers Kehle der Anfeuchtung bedürfe.

Begreiflicher Weise ist bei der zunehmenden Fülle dieser Volkspoesie das Bedürfniß und der Geschmack für classische Stoffe immer mehr verschwunden.

Dante würde heute nicht mehr dem Schmied sein Geräth auf die Erde zu werfen brauchen, zornig über die willkürlichen Auslassungen, die sich dieser beim Singen der göttlichen Komödie erlaubte. Auch kein Eseltreiber würde ihn mehr durch das den Dante'schen Terzinen angehängte Arrhi, Arrhi in Verzweiflung bringen. Schmied und Eseltreiber, wenn sie nicht gar improvisiren, haben andere Lieder als die von Hölle und Fegefeuer. Die zärtlichen

Digitized by Google

Schilderungen aus Dante's la Morte de Beatrice ſind weniger vergeſſen worden, und ihnen wie denen Petrarca's entlehnt noch heute der unglücklich Liebende ſeine poetiſchen Ausdrücke. Es iſt noch immer Petrarca's

Oimé il bel viso!
Oimé il soavo sguardo!
Oimé il leggiadro portamento altero!

was in einer italieniſchen Liebesklage durchklingt. Hier wird der oft mißbrauchte Gemeinplatz lyriſcher Kritiker — die Sprache dichte ſchon von ſelbſt — einmal zur Wahrheit, und mit dieſem Klangzauber, dem ſich ein melodiſcher Geſang geſellt, begnügt ſich das italieniſche Ohr. An eine Stimmungseinheit zwiſchen Muſik und Text wird dabei ſelten gedacht. Es giebt überſprudelnd fröhliche Liebeslieder mit der klagendſten Melodie, und umgekehrt. Vorwiegend heiter ſind die neapolitaniſchen Lieder, doch taugt das Wort heiter überhaupt nicht für italieniſches Weſen, und ſo mag denn das Ueberwiegen der Durtonarten den Sinn richtiger bezeichnen.

Wir haben noch eines letzten ſehr eigenthümlichen Zweiges der italieniſchen Volksmuſik Erwähnung zu thun, der Hirtenmuſik nämlich, welche in Rom das Weihnachtsfeſt ankündigt. In der Novena vor dem Feſte Sta. Maria immaculata ſieht man Hirten mit Dudelſack und Schalmei zu Zweien und Dreien die Madonnenbilder der ewigen

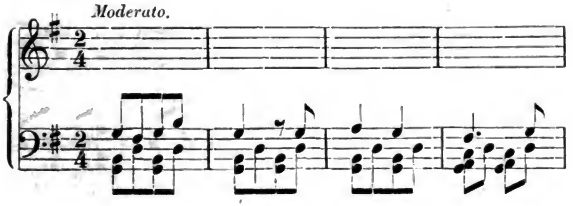
Digitized by Google

Stadt aufsuchen und ihre ländlichen Weisen zur Ehre Maria's anstimmen. Diese Hirten kommen aus den Abruzzen oder doch aus den Gebirgen des regno di Napoli — wie es noch vor Kurzem hieß. Sie sind durch zahlreiche Bilder wohl aller Welt dem Aeußeren nach hinlänglich bekannt. Beinkleider von Ziegenfell, blaue Mäntel, spitze Filzhüte, leinenumwundene Füße mit Sandalen, dazu sonnengebräunte Gesichter, lange Locken, vollen Bart, wie die Natur ihn sprießen ließ — denn jedes Alter ist unter den Piferari vertreten —, so bringen sie ein Stück unverdorbenen Hirtenlebens mit sich aus den Bergen und Thälern ihrer fernen Heimath und rühren die Herzen nicht minder durch die Einfalt ihrer Erscheinung wie durch die andächtige Ursprünglichkeit ihrer Tonweisen. Wer ein Madonnenbild auf dem Flur seines Hauses hat, läßt während der 9 Tage allmorgendlich vor demselben ein Paar solcher Hirten für ein kleines Geschenk ihre Lieder zum Besten geben, und wo ein Bild an den Straßenecken hängt, verrichten sie ihre Andacht auch wohl um den bloßen Gotteslohn.

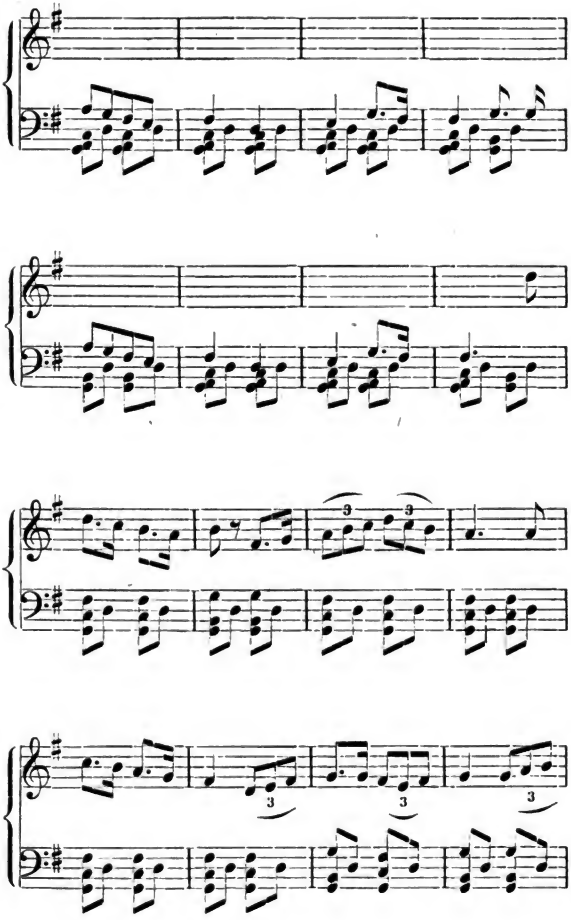
Diese Musik nun, die sich in ihrer Kindlichkeit jedem Ohr einschmeichelt, ist freilich kaum durch Worte verständlich zu machen, und man hat sich deshalb gewöhnlich mit einer Beschreibung der Piferari im Allgemeinen begnügt. Dennoch mag hier ein Versuch in Noten gewagt werden. Vielleicht vervollständigt er doch das Gesammtbild der Piferari in einzelnen Zügen. Der am wenigsten nach-

Digitized by Google

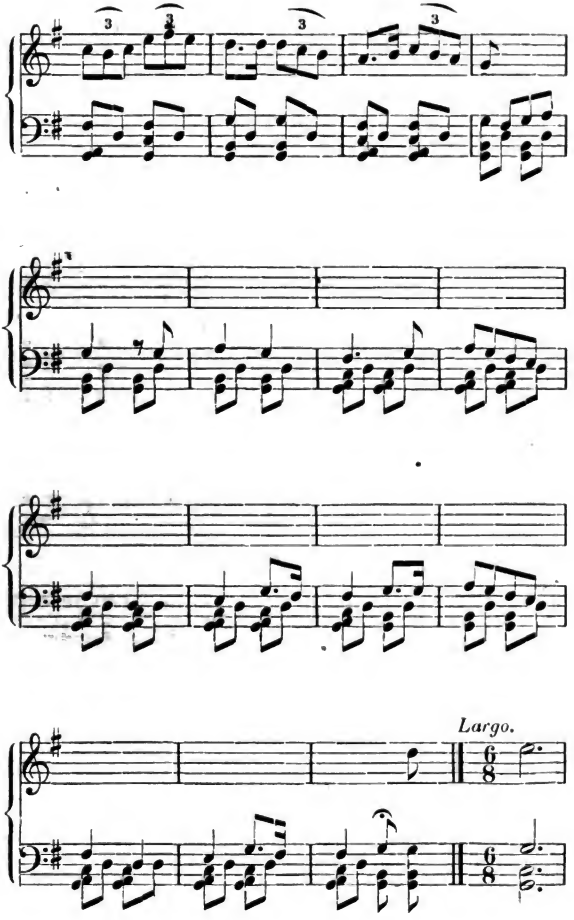
zuahmende Reiz jeder ſolcher Naturmuſik liegt freilich, wie man weiß, meiſtens in der fremdartigen Harmonie. In einigen Streich-Quartetten Beethoven's klingt der Dudelſack dennoch auch zuweilen verſtändlich genug durch. Haydn war ihm ebenfalls zugethan und verſetzt uns durch ſeine Nachahmungen jener Sackorgel nicht ſelten in ländliche Umgebung. Neben dem Dudelſack und mit ihm zugleich läßt ſich die Schalmei hören, meiſtentheils in ſehr hohen Verzierungen, als ob die Vögel ſelber hineinjubilirten, und dann löſt wieder die klingende Menſchenſtimme die Schalmei ab. Uebrigens iſt keine dieſer Tonweiſen genau wie die andere. Hier wird mehr in hohen Tönen herumgetrillert, dort wieder kommt eine Art Fugencharakter hinein, welcher aus dem Geſetz der Nachahmung unbewußt entſpringen mag, ohne je vom Contrapunkte behelligt worden zu ſein. Nur der allgemeine Inhalt dieſer Muſik iſt verwandt und hier geben wir ihn, ſoweit er ſich in wenig Noten ausdrücken läßt.



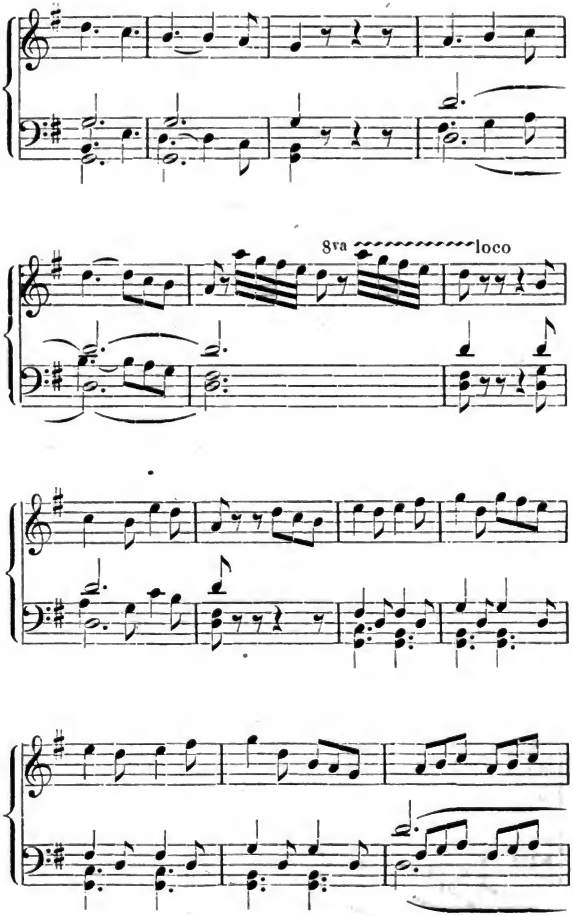
Digitized by Google



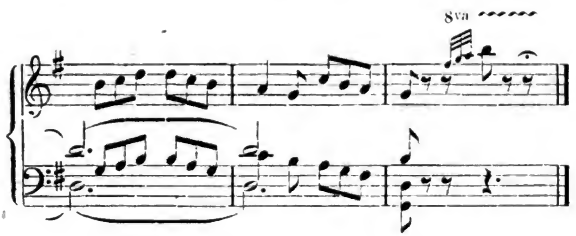
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Wir wollen uns hier Grenzen ſtecken. Vielleicht führt unſer flüchtiges Anbinden mit dieſem bis heute allzuſehr vernachläſſigten Gegenſtande zu Forſchungen eingehenderer Art, oder wo ſolche bereits gemacht ſein mögen, zu allgemeinerer Nutzbarmachung der gewonnenen Ergebniſſe.

Dies intereſſante Gebiet empfiehlt ſich um ſo dringender, als die Verdi'ſchen Opernmelodien von Jahr zu Jahr die Quellen der urſprünglichen Volksweiſen mehr und mehr verfälſchen. Auch das Weſen der Risposta käme dabei in Betracht. Es ſcheint in der That doch wohl uralt. Schon in einigen Idyllen des Theokrit antworten die Hirten einander ja in ſolchem Wechſelgeſange. Nicht minder ſagt Plinius in ſeinem Briefe an Trajan, die Chriſten behaupteten, ihre ganze Schuld beſtehe in dem Anſtimmen von Wechſelgeſängen zu Ehren Chriſti. „Es ertönen", heißt es im Tertullian, „zwiſchen zwei Singenden Pſalmen und Hymnen und wechſelſeitig regen ſie einander zum Wetteifer an." So ſpricht auch Horaz in ſeinen Briefen von

Digitized by Google

Wechſelgeſängen der fescenniſchen Landleute, die dem nämlichen Gebiete angehören dürften und ſehr wahrſcheinlich die Melodie des heutigen Ritornells feſthielten; denn ſie ſcheint ganz gemacht, von Jahrhundert zu Jahrhundert unverändert fortzuleben.

Digitized by Google

Südliche Natur.

Wer während einer mußevollen Villegiatur am Golf Neapels oder im Albaner Gebirge sich um ein paar Jahrtausende zurückversetzt träumen will, muß Virgils Landbau einmal wieder durchblättern. Es giebt unter den vielen verwandten Ueberlieferungen kaum eine zweite, welche so leicht in die Vergangenheit zurückführt, so ganz vergessen macht, daß sie einer fernen, untergegangenen Zeit angehört, daß die Menschen ringsum kaum noch die Wurzeln ihres Stammbaums in dem jetzt von ihnen beackerten Boden zu suchen haben, daß andere Völker Besitz ergriffen von dem Vermächtniß unterlegener Geschlechter. Ob auch die alten Tempel neue Götter beherbergen und die Heiligen dort das Wort führen, wo die Seligen des Olymp einst verehrt wurden, die Natur doch hat ihr Kleid kaum anders geschürzt, als in jener alten Zeit, und hundert abergläubische Bauernregeln, hundert Gebräuche, welche dem Landbau

Digitized by Google

eigenthümlich sind, lassen die Zähigkeit erkennen, mit welcher die Scholle und ihre Bebauer am Hergebrachten festhalten.

Schon gleich das Unbeachtetste und Alltäglichste auf dem Gebiete des Herkömmlichen sehen wir hier zu Lande mit uralten Ueberlieferungen auf's Engste verknüpft.

Wer will es unternehmen, die Beschickung der Gerstenaussaat in eine andere Zeit zu verlegen, als in die Tag- und Nachtgleiche? Wer bringt den fünften Tag im Monat wieder in guten Ruf? Wer macht das Ohr taub gegen den späten Wehruf der Eule, wenn dieser Ruf frühern Geschlechtern als Zeugen nahender Wetterbesserung gegolten? Wer nimmt dem roth aufgehenden Mond sein Verwarnungsrecht, auf baldigen Sturm zu deuten? oder gar der roth untergehenden Sonne?

„Stets röthet vom Wind sich die goldene Phöbe."

Und schauen wir in die landschaftliche und thierische Umgebung dieser treuen Anhänger verjährter Weisheit, da meinen wir auch jenen Hintergrund und seine Staffage in allen Zügen so wieder zu erkennen, wie des Mantuaners Griffel sie festhielt. Schon dieser schildert die abschreckende Häßlichkeit der kahlen schwarzen Büffel, die noch heute Pästums Fluren verunzieren und in den trüben Wassergräben der pontinischen Sümpfe sich herumtreiben, zu schlecht für den Dienst der Götter:

„Nie zogen den Wagen
Zu dem erhabenen Weihepalast unziemliche Büffel."

Digitized by Google

Frisch geschorene Lämmer trieb schon damals der Hirte durch „süßrinnendes Wasser", um sie vom Schweiß und Staub zu reinigen. Schon damals erfreuten Italiens Schafe sich des Vorrechts, zweimal im Jahre zu werfen, und die jungen Octoberlämmer, dem Nordländer ein ungewohnter Anblick, erscheinen ihm nun auch ohne Osterfest daseinsberechtigt. Noch immer ist es Brauch, „die Reb' an Ulmen zu binden." Und wie mancher übervölkerte Weinberg hat für die zu große Menge der einzelnen Stöcke keine andere Entschuldigung, als die alte Winzeransicht:

„Nicht träger ist Bacchus in dichterer Pflanzung."

Noch giebt's Orte genug, wo der Pflug aus dem Holze „spätwachsender Ulmen" geschnitzt wird, Joch und Sterze aus „Linde und Buche." Noch gedeiht in der Meinung des Kornbauern der Roggen, „so oft die Mandelblüth' reich ist", und das Stroh, „so oft der Blätterwuchs üppig." Noch befolgt der Pflüger des Dichters Rath, wenn auch mit Einschränkung: „Pflüg' und säe du nackt!" Und aus dem heutigen Italien scheint die Schilderung genommen, wenn es von dem Weibe des Landmannes heißt, wie sie

„mit Gesang sich der Arbeit Weile verkürzend,
Rasch des Gewebes Aufzug durchschießt mit sausendem Kamme."

Ja selbst die Städte auf den Hügeln, wie sie Mittelitalien eigen sind, meint man vor Augen zu haben, wenn man die Burgen rühmen hört —

„Burgen, so viel mit der Hand auf Felsabhänge gethürmet."

Digitized by Google

Des schönen Blumenfestes in Genzano gedenkt man bei dem alterthümlichen Blumenstreuen „zu Ehren Verstorbener", und die Furcht vor dem Mal occhio tritt uns in dem Ausruf der Hirten nahe:

„Weiß ich doch nicht, welch' Auge behext mir die Lämmer, die zarten."

Und wie belebt sich der Wald, der Hain, den wir achtlos betraten und der uns nun an seine lebendige Verwandtschaft mit den Götterbildern mahnt, vor deren Marmortrümmern wir noch gestern bewundernd weilten. Nun wird der Oelbaum, der uns seine Aeste entgegenstreckt, plötzlich beredt: aus dem Holze des Oelbaums schnitzte ja Apollo seinen Stab. Phaëtons verwandelte Schwestern erblicken wir in jeder Pappel, in jedem Eichbaum grollt uns der entthronte Zeus, aus jeder Cypresse klagt die unterweltliche Gattin des finsterblickenden Pluto, und im Schmuck „ihrer blutigen Früchte" flüstert uns die Myrte von der schaumgeborenen Göttin der Schönheit und Liebe, der sie geweiht war.

Dazwischen freilich beginnen dem deutschen Gemüthe die Gebräuche der Heimath zu rauschen. Die Aehre will als altdeutsches Symbol von Erb und Eigen nicht vergessen sein. Der Halm, der gemäht am Wege liegen blieb, erzählt von umgestoßenen Königswahlen, von Karl dem Einfältigen und andern guten Leuten, welche das Volk durch Halmwerfen abschüttelte. Die Lilie behauptet als Friedens-

Digitized by Google

zeichen gegolten, die Esche im hohen Norden als heiliger Gerichtsbaum gedient zu haben. Vor den heiligen Hainen und später vor den christlichen Kirchen will die Linde gegen alle andern Bäume im Vorzug gewesen sein, wie sie auch in Italien heute noch vor Landkirchen ihren Platz behauptet. Und die Eiche gar hält sich mehr, als durch die ihr geltende Zuneigung des alten Donnerers, durch die Schutzstrafen der westphälischen Weisthümer geehrt: wer ihre Rinde abschälte, büßte den Frevel mit seinen Gedärmen, wer ihren Wipfel köpfte, der verlor sein Haupt. Geschah's um der Schweinemast willen? fragt spöttisch das niedrige Gesträuch, dem weder Gesetz noch Sage von seiner Vergangenheit erzählt. Die Eiche rauscht, als habe sie nichts vernommen; aber unter ihr spottet's fort: sie habe manchen Zweig hergeliehen, um Verbrecher aufknüpfen zu helfen, rechts und links neben ihm todte Hunde, Wölfe oder Hirschgeweihe, auch in Italien noch, denn die Lanzknechte kamen nicht ohne Profoß.

Und die Tanne, die Fichte? sie blieben jenseits der Alpen im heimischen Norden, und ihre Abwesenheit mahnt uns, daß weit ab und unter anderen Sonnengraden liegt, was da eben den olympischen Göttermähren in's Wort fallen wollte.

Denn immergrüne Eichen, Lorbeer, Myrte, Orangen- und Limonenbäume umgeben uns ja, ein anderer milderer Himmel ist über uns ausgespannt, nicht die Oede des

Digitized by Google

Winters und der ungestüme Jubel des plötzlich erwachenden Lenzes haben hier Sitz und Stimme. Da steht mit weit ausgebreiteten Zweigen und Aesten am Golf Neapels und Salerno's die gleichblättrige, abwechslungsarme Karube, groß, üppig, umsummt von zahllosen Bienen, die an den duftigen Blüthen naschen möchten, bevor die Schoten ansetzen und die im October von neuem den Baum mit Blüthen überschüttet finden. Da steht knorriger als die klaffendste unserer Bachweiden, der Olivenbaum, dessen im October schon violette Früchte erst in den letzten Wintermonaten zur Ernte reif werden, nachdem schon Mitte August der Saft, wie der Oelzüchter behauptet, in die Olive getreten ist. Tivoli, Frascati, die ganze Gebirgskette der Nachbarschaft Roms ist ein einziger Olivengarten. Bis Neapel, Sorrent, und soweit er nur geduldet wird, dehnt er sich hinab, und sein Silberlaub schillert von einem Ende Siciliens bis zum andern. Da glühen zwischen Mola di Gaëta und dem alten Minturnä die rothblühenden hochstämmigen Granatbäume. Palmen, schon bei Nizza in üppigem Gedeihen, vereinzelt dann wieder in Rom und auch noch im diesseitigen Sicilien wenig zahlreich; haushohes Rohr, als gepflegter Ackerertrag in der Campagna und weiter südlich; Feigenbäume, im Herbst kahl und polypenähnlich, im Sommer mit riesigen Blättern und zahllosen Früchten; Maulbeerbäume, in deren Zweigen zu jeder Jahreszeit blätterpflückende Kinder und Weiber umher-

Digitized by Google

klettern und deren vielverstümmelte Stämme zwischen Florenz und Terni von Reben umwunden sind, so alt und dick fast wie die stützenden Maulbeerbäume selbst; frühzeitig blühende Mandelbäume, ungepflegter Oleander, hundertjähriger dickstämmiger Epheu; tiefer am Boden auf schlankem Schaft die rothe, traubenähnliche Acanthusfrucht, das Muster des korynthischen Säulenkapitäls; an den Mauern der Weinberge auf Capri das ächte Caprifolium, dessen Blüthenknospen uns als schmackhafte Capern längst willkommen waren; bei Incisa und Pästum endlos blühender Rosmarin, auf dem Gemäuer Pompeji's Cactus und roth blühende Valerina; bei Puzzuoli, Amalfi u. a. O. die zackige Aloestaude, welche Jahrzehnte vorübergehen läßt, ehe sie ein einziges Mal ihre farblose Blüthe auf 15 bis 20 Fuß hohem Stengel in die Höhe treibt — genug giebt's der fremdartigen Erscheinungen, um immer des Verweilens auf nicht heimischen Boden sich bewußt zu bleiben. Und die ächte Ländlichkeit in unserm Sinne, die Dörfer mit ragenden Bäumen, üppigen Wiesen, rieselnden Bächen, mit gepflegten Gärten, die nordisch behäbigen Dörfer, wie sie uns daheim im Sommer hinauslocken aus den lärmenden Städten! auch sie erinnern uns, so oft wir sie und ihre Hütten hier suchen und nicht finden, daß andere Menschen und andere Sitten uns umgeben.

Nur die langsame Entwickelung des Frühlingslaubes will uns zuweilen in den Wahn zurückversetzen, wir seien

Digitized by Google

im deutschen Walde und die Sonne vermöge hier nicht früher wie dort den letzten Wintertraum zu scheuchen. Sie glüht im Februar, daß man im Juni zu sein glaubt, aber kein neues Laub läßt sich sehen. Erst das Nahen des Märzes weckt die schlafenden Triebe, Eichen zögern bis Mitte April, Wallnußbäume keimen sogar erst Anfang Mai, und noch heute wie vor Zeiten würde der Sänger des Landbaues im Frühjahrssonnenbrande nach dem bergenden Laubdache schmachten

„Wer bringt mich in Hämus' kühlende Thale!
Wer wird über mir wölben ein Dach unendlichen Schattens!"

Dafür entschädigt der Herbst durch eine Art zweiten Frühlings. Das Laub ist meistens noch im October grün und glänzend und viele Blumen zeigen sich zum zweiten Mal. Ja, unter der Himalayaceder und den Cypressen des Monte Pincio ist noch im November Alles violett von duftigen Veilchen, und manche Rosenknospe hofft noch nicht zu spät zu kommen. Schon der erste Januar pflegt sich in den Gärten des Fürsten Ludovisi mit den schönsten Decemberrosen zu schmücken.

Danach freilich giebt es bisweilen verwunderte Gesichter, wenn Morgens einmal der Tritonenbrunnen Eiszapfen zeigt, oder gar ein Teich in den Gärten des Sallust sich übereiste, eine schwache Illustration zu dem Virgil'schen Winterbild aus Norden:

„Und in gediegenes Eis verwandeln sich Teiche von Grund aus."

Digitized by Google

Denn der Italiener liebt zwar den Schnee und das Eis, aber in der Ferne. Er blickt gern aus Rom nach dem winterlich beschneiten Albaner Gebirg hinüber, ohne dennoch je versucht zu sein, sich selbst in die Schneenähe zu begeben, und gern citirt er — beim Fächeln des Kohlenbeckens — das Wort von dem heitern Anblick des silberglänzenden Apennin:

„Wie mit beschneiter Scheitel er froh in die Luft sich erhebet."

Digitized by Google

Aus dem römiſchen Künſtler-Viertel.

Wen hat nie ein gewiſſes Gefühl von Neid beſchlichen, wenn er einen Maler oder Bildhauer ſich zur Römerfahrt rüſten ſah? Der zurückbleibende Kamerad wird für manche Woche lang von dem Uebel des blue devil ununterbrochen heimgeſucht und fühlt zehnmal täglich die Verſuchung, Todtengerippe, Gypsmaske, Staffelei und ſonſtige Atelier-requiſiten durch's Fenſter auf die Straße und ſich ſelbſt der Topfbinderei oder einer der andern Wanderkünſte in die Arme zu werfen. Germaniens Himmel hat für ſeinen umwölkten Blick nur noch die ſchwarzgrauen Tinten einer Steinkohleneſſe. Düſſeldorfs, Berlins und Dresdens Modelle flößen ihm keinen geringern Grad von Verachtung ein als denjenigen, welchen die Bewohner des himmliſchen Reichs beim Anblick eines Menſchen mit ungeſchorenem Schädel zu empfinden pflegen. Wenn er bildhauert, wüthet er eine Weile gegen den harmloſen Marmor in

Digitized by Google

ſolcher Weiſe, wie er das „terrible“ auslegt, womit der Italiener eine gewiſſe dämoniſche Seite des Buonarotti bezeichnete. Iſt er Maler, ſo wirft er alle Picolopinſel bei Seite und raſt mit Hülfe dicker Borſten auf der erreichbar gröbſten Leinewand hin und her, wobei er den Namen Tempeſtas und Tintorettos im Munde führt, ſo oft ihm jemand zu nahe kommt. Am liebſten zeichnet er in ſolchen Sturm- und Drangſtimmungen rieſige Kohlenſkizzen an die Wand, die er ebenſo oft mit dem Aermel wieder in Staub verwandelt, und wer zur Culminationszeit dieſes ultramontanen Fiebers einen Blick in ſeinen Kanonenofen wirft, findet darin für den Bedarf des nächſten Winters einen Vorrath von zerknitterten Studien aller Art aufgehäuft, die als überwundene Standpunkte beſtimmt ſind, durch den Schornſtein in alle Lüfte zu verwehen.

So empfindet der zurückbleibende Kamerad.

Aber auch Andere leiden ihr Theil bei dem Aufbruch jener Glücklichen. Aeltliche Damen erinnern ſich des Jugendentzückens, mit welchem ſie Corinna vor Zeiten in das myſtiſche Dunkel des Pantheons begleiteten, und überrechnen zum 365ſten Male die Reiſehandbuchnotizen über den Koſtenpunkt eines Aufenthalts jenſeits des St. Gotthard. Penſionirte Lebemänner laſſen Winke fallen über den nicht mehr zeitgemäßen Zwang des Verzehrens ſauer verdienter Penſionen im Bereich der landesväterlichen Leibfarben. Kapellmeiſter verſchreiben das Requiem an Mignon aus dem

Digitized by Google

Leihinstitut, und können sogar das Reichardt'sche „Nach Sevilla, nach Sevilla" Tagelang nicht aus dem Kopfe bringen. Musensöhne aller Art sieht man gesenkten Hauptes die leersten Straßen durchwandern und tiefsinnigen Betrachtungen nachhängen über das Begeisternde eines Dahinschreitens auf Marmor- oder gar Lavapflaster. Ja, es giebt wohlgewachsene Leute, welche Friedrich des Großen Versicherung: er gäbe gern eine Rippe hin, wenn er dafür einen Ritt auf der Via Appia machen könnte, erst jetzt zu begreifen anfangen.

Während der Begünstigte des Glücks solche Verstimmungen, Nachtgedanken und Seufzer in der Heimath hervorruft und selbst den Paßrevisoren, so oft sie ihm nach Italien weiter visiren, eine vorübergehende Beklemmung nicht ersparen kann, steuert er frohen Muthes dem Ziele seiner Wünsche zu und fühlt bei dem Wehen milderer Lüfte einen Reif nach dem andern von seiner Brust sich lösen. Wie gern verliert er den letzten schwarzgelben Schlagbaum aus den Augen und mit welcher Freude gewahrt er, daß des Südens Kinder ihn verstehen, wenn er Vino und Birra auch noch nicht im rein toscanischen Dialekt ausspricht.

Endlich erblickt er Rom. Ueber Ponte Molle führt sein Weg. Die Niederlage des Maxentius an dieser Stelle kümmert ihn wenig, und doch hat's ihn ernst gestimmt, als der Vetturin ihm mit dem Peitschenstiele eben diese Ponte

Digitized by Google

Molle, dieſe hiſtoriſche Allerweltsbrücke zeigt. Warum? Es iſt ein Wolkenſchatten über ihn gekommen. Ponte Molle! und nun hat er die tückiſche Wurzel ſeiner plötzlichen Schwermuth entdeckt. Ponte-Molle hieß ja das unvergleichliche Künſtlerfeſt, von welchem vor Jahren jeder über die Alpen heimkehrende College erzählt. Ponte-Molle war ja die begeiſternde Opiumdoſis, von der man vor jeden akademiſchen Concurrenz-Schluß im Geiſte naſchte, um den großen Preis des römiſchen Stipendiums im Sturme davon zu tragen. Ponte-Molle war ja das Schiboleth aller Myrth- und Loorbeer-Sehnſüchtigen.

Aber die Zeiten haben ſich geändert und die Menſchen mit ihnen. Schon unterwegs iſt ihm die Kunde geworden, daß, wenn ja noch der berühmte Bajocco-Orden der römiſchen Künſtler beſtehen ſollte, das Ponte-Molle-Treiben wenigſtens das Ende alles Schönen getheilt hat.

In der That, wenn es den alten Künſtlern nicht wie alternden Leuten überhaupt geht, die da ſo gern die Vergangenheit auf Koſten der Gegenwart lobpreiſen, ſo iſt mit den Zeiten der Romantik der rechte Daſeinsgenuß in jenen Kreiſen abhanden gekommen. Man hat zu viel Firniß angenommen; zu ſelten werden die Fälle, wo mehr als zwei die Eigenthumsrechte an einem Frack theilen; die geſunde, wenn auch bildungsloſe Jovialität des däniſchen Phidias unterſtützt nicht mehr den ſtudentiſchen Ton bei Pfeifen- und Cigarrenqualm, der ſo manches Heimweh heilte. Man

Digitized by Google

hat sich bis zur Gründung eines förmlichen Casino's aufgeschwungen, das aller Künstlerplätze jenseit der Alpen an Pracht und Stattlichkeit spottet; man giebt Bälle und Concerte mit Einführung, huldigt dem zahlungsfähigen Albion und seinen marmor- und leinwandlüsternen Abkömmlingen jenseit des Oceans und ist fast durchweg von der Idee zurückgekommen, daß der Umgang mit Ocker und Bimstein denjenigen mit der übrigen Welt überflüssig mache.

Trotz dieser allgemein gewordenen bedenklichen Neuerungen, findet der neue Ankömmling doch noch einige grollende Seelen, die gleich ihm das Ponte-Molle Ideal nicht so leichten Kaufs aus dem Herzen reißen konnten. Ihnen gesellt er sich zu. Festgehalten an den Träumen unserer Jugend! Die Zeit ist nur nüchtern, wenn man sie nüchtern auffaßt. Kommt der teutonische Bursche nicht, bei einigem Muth gegen die Neuerer, recht gut mit dem alten Sammtrock aus, den seine Mutter schon zu einer Weste verschneiden wollte, den er aber noch glücklich beim letzten Abschied in den Koffer schob? Wozu jetzt die philisterhafte Ausgabe für einen Schwalbenschwanz — in Italien, wo ihn seine Träume nur eine Kleidung nach dem Muster Garibaldi's, Masaniello's oder höchstens Cicero's erwarten ließen, ja wo er unter den Nachkommen des nämlichen Volkes lebt, welches dem Pompejus das Umwinden der Schenkel als Weichlichkeit vorwarf, dem Cäcina das bunte Kriegskleid und die Beinkleider nur mit Unwillen hingehen ließ und

Digitized by Google

sich schwer daran gewöhnte, als man Anstands halber auf der Bühne das Tragen langer Beinkleider einführte.

Gehen seine Vorstudien über die Einfachheit der Altvorderen Roms noch einen Schritt weiter, so macht er mit Nachdruck und fest zugeknöpften Taschen seine neuen Freunde darauf aufmerksam, daß der echte Sohn der Siebenhügelstadt nicht einmal den entnervenden Gebrauch eines Taschentuchs kannte, vielmehr, so oft ihm Weinen Bedürfniß war, sich mit dem Mantel die Thränen abtrocknete; daß die schnöde Gewohnheit, durch Servietten die Brühen und Saucen des verderbten Geschmacks unschädlicher zu machen, erst der Zeit des Verfalls ihr Entstehen verdankt und daß selbst dann noch der Gastgeber es seinen Gästen überließ, ihre eigene Wäsche zu diesem Zwecke mitzubringen. Er erinnert daran, daß man sich der Toga als gewöhnlichste Kopfbedeckung bediente, und droht — diesmal sogar seinen römischen Freunden bedenklich werdend — den carrirten Mantel, welchen er sich einst beim Uebergang aus der Gyps- in die Malclasse anschaffte und auf der Piazza di Spagna schon nach dem Muster der Treppenmodelle mit Erfolg neu drapirte, ja er droht dies erinnerungsreichste Stück seiner ehrwürdigen Garderobe künftig als einzige Kopfbedeckung zu tragen.

Das Spottbuch des Casino's bemächtigt sich inzwischen seiner als „lustige Person", und nachdem ihm daselbst für ewige Zeiten ein papiernes Denkmal mit entsprechender

Digitized by Google

Inſchrift errichtet worden iſt, rückt er aus ſeiner extremen Stellung der Durchſchnittspartei allmälig wieder näher, und verſichert nach einigen Wochen den nachrückenden Zuzüglern: es herrſche oberhalb der Fontana trevi zwar ein erbärmlicher Zopf, aber man müſſe mit den Wölfen heulen.

Trotz dieſer Art Etikette übrigens, die ſich unter den in Rom anſäſſigen Künſtlern eingeſchlichen hat, läßt ſich daſelbſt in Kleidung und Lebensweiſe manche ungebundenere Geſchmacksrichtung durchführen, und wenn Koſt und Miethe ſich nicht ſo ſehr vertheuert hätten, ſo wäre Rom in der That für Kunſtjünger von einer gewiſſen Reife das wahre Eldorado unter der Sonne. Wo die Stipendien aber nicht reichlich fließen, leert ſich der Reiſebeutel freilich dennoch in Italien raſch genug, und das hat wieder einen culturhiſtoriſchen Grund.

Der Deutſche iſt, wenn wir Tacitus glauben dürfen, zwar gleichgültig gegen Hunger und Kälte; aber Durſt und Hitze machen ihm um ſo leichter zu ſchaffen, und dabei iſt eine Foglietta guten Orvieto's ſeit Jahren beinahe zu einer Luxusſache geworden. Der Durſt des Germanen iſt alſo in den heißen Monaten ein böſer Stipendium-Schlucker. Dann hat Dante aber ſchon nachgewieſen, daß wir auch dem Hunger nur auf beſtimmte Friſten uns fügſam zeigen und daß wir ſelbſt unter dem geſättigſten Ultramarin eines italieniſchen Himmels auf die Dauer gegen jede Art von Faſten rebelliſch zu werden pflegen. Nun iſt es wohl wahr,

Digitized by Google

der Boden Italiens liefert viel und gern, und acht Kastanien und vier Frösche pro Tag, was im Anfange dieses Jahrhunderts einmal die Ration des französischen Heeres in der Lombardei ausmachte, bieten schon Nahrungsstoff genug, um auch zur Noth einen Nichtromanen am Leben zu erhalten. Es läßt sich also im schlimmsten Falle selbst ohne große Stipendien in Italien ein Unterhalt erschwingen. Dennoch verlangt selbst die idealste Kunstrichtung, um nicht zu verkümmern, besser ernährten Boden, und wenn Demokritos sich drei Tage lang durch den Geruch warmer Brode am Leben erhielt, um nicht während der Ceresfeste zu sterben, ja, wenn nach der Meinung des viel verleumdeten Epikur Käse schon eine Delicatesse ist, und Schwarzbrod und Wasser, vom Hunger gewürzt, die geschärfteste Wollust dem Gaumen bereiten, so mag die Ansicht mancher Gefängnißschließer damit übereinstimmen; der deutsche Künstler aber — und nicht er allein — wird in der Trattoria del Lepre zu Gerichten greifen, welche ihm durch Moleschotts Lehre vom Stoffwechsel als noch nahrhafter bekannt sind.

So etwa dürfte unser junger Barbar räsonniren. Indessen mag er sich selbst mit diesen seinen Bedürfnissen abfinden. Gnochi famosi, broccoli, pollo alla padella rabbiata und andere Leckerbissen mit und ohne Oel zubereitet, werden ihm noch für die nächsten Wochen vollauf zu denken geben. Werfen wir einen Blick auf sein übriges Treiben.

Digitized by Google

Wir dürfen annehmen, daß er noch am Abend seiner Ankunft die Passeggiata des Monte Pincio besucht hat, den offenen Park, welchen Napoleon anlegte, und woselbst die Revolutionsregierung von 1849 ein Büstenpantheon im Freien für alle große Männer Italiens aus dem Nichts erschuf. Die Nähe dieses schönen Sammelpunkts der eleganten Welt, die unmittelbare Nachbarschaft der immer grünen Gärten des französischen Akademiepalastes, an welchen wiederum das Kloster der französischen Nonnen grenzt, das geheimnißvolle Stift, mit seinen lauschigen Gitterfenstern, seinen hohen Gartenmauern, seinen Sonntag-Nachmittag-Musiken, wo die Singenden auf dem Chore halb verborgen sitzen und der Phantasie einreden, jede dieser schönen Verschleierten sei eine Braut von Messina, eine Wittwe Colonna oder gar eine seufzende Heloise — alles das und noch vieles Andere veranlaßt unsern Quartiersuchenden auf diesem begünstigten Fleck der Erde mit seinen Wünschen stehen zu bleiben. Zu seinen Füßen dehnt sich die kunstbevölkerte Via Margutta; hundert Riesenfenster, hinter denen zum Theil Bilder zum Trocknen kopfüber sich breit machen, verrathen ihm, daß die Jünger der Palette hier eine bevorrechtigte Stellung zum Licht des Tages einnehmen. Er macht sich sofort an die Musterung der Mansardenateliers, findet, daß Aussicht und frische Luft mit jeder Treppe, die er steigt, gewinnen, und schließt nach manchen Mißverständnissen

Digitized by Google

mit derjenigen Besitzerin eines fünften Stockwerks ab, welche am meisten Talent verräth, seine Geberdensprache zu enträthseln. Es ist wahr, sie hat ihm für fünf Scudi monatlich nur ein einziges Stübchen mit einem Stuhl, einem Tisch, einem eisernen Rost, worauf eine Matratze, abgelassen — lauter Einheiten, berechnet, die Einzelexistenz des jungen Fremden vor jeder Vervielfältigung zu bewahren; aber er hat beim Schluß des Handels noch den Triumph gefeiert, das Ausklopfen seines Sammetrocks in den Miethpreis mit hinein zu accordiren, und obschon er beim Unterzeichnen nicht entziffern kann, ob jene Dienstleistung Erwähnung fand, so ist er doch fest entschlossen, aus ihr zu machen, was in seiner Macht steht. Freilich, was der hauptsächlichste Grund ist, warum er ein paar Stunden später auf seinem Eisengestell mit größtem Behagen die Glieder zur Ruhe legt — ja, das ist eine Eigenschaft seines Kämmerchens, welche den meisten Menschen den Aufenthalt darin verleidet haben würde: das einzige Fenster des Ateliers befindet sich nämlich im Plafond. Für Leute, die am Fenster zu sitzen lieben, hat diese Einrichtung ihre Schattenseiten, wenn auch nur sehr im uneigentlichen Sinne; für einen Akademiker dagegen, der sein Lebtag nach dem sogenannten einfallenden Licht seufzte, eröffnet das Dachfenster mehr als den Blick in den wirklichen Himmel; er sieht im Geiste schon jetzt die Gebilde seines Schaffens jenes magischen Zaubers theilhaftig werden, den ein tiefes

Digitized by Google

Beschatten der Augenpartien über das ganze Gesicht zu verbreiten pflegt.

Es ist ziemlich gleichgültig, ob die Traufe eines vorüberziehenden Wölkchens oder ein zu scharfer Sonnenreflex desselben, durch das undichte und nicht verhängte Fenster zu den Augen des Schläfers gelangend, ihm am nächsten Morgen mit der Sonne zugleich vom Lager emportreiben. Italienisches Blau wölbt sich über ihm, Raphaels Schätze sind in jeder Stunde ihm erreichbar, morgenländische Gestalten werden ihm Modell stehen — er ist in Rom! was fragt er nach den kleinen Miseren, welche das Quartier der Signora Galanino mit sich bringen mag?

Auch daß der jüngste Range seiner Wirthin unmittelbar in seine Morgenstimmung hineinpoltert, um gleich an Ort und Stelle den Sammetrock auszuklopfen, däucht ihm originell und specifisch italienisch genug, um die kleine Unannehmlichkeit aufzuwiegen, daß der Staub seines Rockes nunmehr in seiner Luftröhre ein Unterkommen sucht.

Dennoch entzieht er sich der Thätigkeit des Juniors durch die Flucht nach dem Cafe Greco, dem berühmten Sammelplatz der Künstler Roms. Rafaelo, der erste Bottega dieses Instituts, ist noch nicht aus den Federn und die Thüre hat sich deshalb noch nicht geöffnet. Berittene Milch- und Butterverkäufer, in Mänteln, die lange Pike kosakenartig in der Hand, galoppiren vorüber. Kleine Mädchen mit rothem Busto und goldnem Ohrgehäng holen

Digitized by Google

Holzkohlen in leichten Henkeltöpfchen oder Körben. Ein dienender Bruder der Capucini der St. Maria della Concezione watet in seinen Sandalen durch die Via Condotti, um seinen Sack mit den frischesten Lebensmitteln zu füllen, die er nach eigner Wahl den Landleuten auf Piazza Navona gratis abzunehmen pflegt. Ein zweirädriger, buntbemalter Wagen mit Gemüsen aus der Villa Poniatowsky rollt, von einem geschmückten Pferde gezogen, leicht dahin; das daneben galoppirende Sattelpferd, durch einen Seitenstrang zum Mitziehen eingeladen, trägt den blaugekleideten Pachter des Gutes, einen bärtigen Mann mit hohen Ledergamaschen, zuckerhutartigem Filze, langem eisenbeschlagenen Stock und prangendem Leibgürtel. Wer sich sonst noch erblicken läßt, verbirgt in dieser frühen Stunde sein Gesicht im Mantel, um den Katarrhen zu entgehen, welche von italischer und namentlich römischer Morgenluft unzertrennlich sind.

Endlich knarren die Riegel des Cafe Greco, Rafaelo kommt in Pantoffeln und mit verschlafenen Augen zum Vorschein; der Qualm vom Abend vorher sucht ins Freie zu dringen, und während die Laden geöffnet, die Cigarrenenden hinausgekehrt und die Kaffeekannen vom Herd gehoben werden, nisten die fleißigsten oder doch früheſtwachen Bewohner des Monte pincio sich in der gläsernen Hintergalerie des engen Raums ein, um eine Tazza mit Umbra oder eine Mezza dolce hinabzuschlürfen. Man ist noch wenig gesprächig, zahlt ohne viel zu fragen, schaut höch-

Digitized by Google

ſtens in ein abgegriffenes Exemplar der allgemeinen Augsburgerin, muſtert vielleicht aus Neugier den Inhalt des grünen Allerwelts-Briefkaſtens, woraus jeder nimmt, was ihm recht dünkt, und trollt dann ins Freie oder ins Atelier.

Wer Leonardo da Vinci's Beiſpiel empfehlenswerth glaubt, benutzt auch wohl die Zwangloſigkeit der Morgenſtunden, um von den vielen maleriſchen Geſtalten, die ihm begegnen, die am meiſten charakteriſtiſchen für ſein Skizzenbuch einzufangen, wobei er die Bewegung zu übertreiben ſucht, um ſich ihrer um ſo gewiſſer zu verſichern, die Geſichter dagegen ohne Züge, die Hände ohne Finger läßt. Von der erſten Finocchiverkäuferin, welche er ſolcher Art ausbeutet, wird ihm ſofort ihre querſtreifige Schürze für fünf Paoli angeboten, und da er früher oder ſpäter doch zu Coſtumeankäufen ſchreiten muß, ſichert er ſich dieſes Prachtſtück nach kurzem Handel. Iſt unſer junger Cherusker der glückliche Käufer, wie wir faſt vermuthen, ſo trägt er das römiſche Originalkleidungsſtück unterm Arm ſeine fünf Treppen hinauf, wobei ihn wiederum die wunderbarſten Schauer über die Claſſicität des Bodens, welche dieſe Menſchen und dieſe Schürze hervorbrachten, durchrieſeln. Es tritt ihm der Gedanke: „Du biſt in Rom," nun erſt in voller Greifbarkeit nahe, und er beſchließt, dem Dankgefühl über das Glück dieſer bevorzugten Exiſtenz dadurch zu genügen, daß er, ehe er Rom zu genießen beginnt, mit allem Eifer arbeitet.

Digitized by Google

Eine Menge Compoſitionen hat die gehobene Stimmung der letzten Wochen in ſeiner geiſtigen Vorrathskammer aufgeſpeichert, andere ſind ſchon im Entwurf fertig; er prüft, vergleicht, verwirft und findet zuletzt alle deutſchen Gedankenwurzeln für die Scholle, die ihn jetzt trägt, ungeeignet; ſeiner gegenwärtigen Gemüthsverfaſſung möchte er zum Ausdruck verhelfen, und da bleibt ihm nichts übrig, als die Dankbarkeit ſelbſt zu malen. Sie ſoll nicht mit gefalteten Händen zum Himmel, ſondern überglücklich auf alles, was ſie umgiebt, hinſchauen, und eine Opferſchale, deren Unterbringung ihm noch einiges Kopfbrechen macht, wird die allegoriſche Bedeutung ſeiner Göttin erläutern.

Während er noch hin und her überlegt und Kohlenſkizzen auf die Rückſeite ſeines Seehundkoffers zeichnet, laſſen ſich eine Menge unterſchiedlicher Tritte auf der vierten und endlich auf der fünften Treppe der Signora Galanino hören, und herein tritt ein Abruzzenhirt mit langem Stock, ſpitzem Hut und zottigen Ziegenfellhoſen, dem ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren in Ciucciarentracht und ein kleineres von etwa ſieben Jahren, ähnlich gekleidet, folgt. Das ältere Mädchen bildet den Kernpunkt dieſes Zuges; Vater und jüngere Schweſter ſind der Kometenſchweif. Dieſer Kernpunkt aber heißt Giacinta. Wer römiſche Genrebilder aus den letzten Jahren ſah, kennt dies Modell; es iſt auf allen zu finden. Giacinta hat eine, ſelbſt unter der Sonne Italiens höchſt ſeltene Carnation, faſt bis zum Violet ſtei-

Digitized by Google

gert ſich an einigen Stellen ihres Geſichts der dunkle Fleiſchton, welchen zu durchbrechen das Blut der jungen Wangen vergeblich bemüht iſt. Ihr Haar hat jenen kalt bläulichen Glanz, der ſo ſchön von der Wärme eines tiefen Colorits abſticht, die Brauen ſind lang geſchweift und fein, die Augen wenig geöffnet, faſt ſchläfrig, wenn man nicht ſo glücklich iſt, ſchmachtende Schwärmerei in ihnen zu leſen. Sie iſt nicht groß von Geſtalt, wenig entwickelt, und der Geiſt nicht minder als das Herz warten noch ihres Weckers.

Der Vater Giacinta's ſetzt ſich ohne Weiteres vor den Kamin, die kleine Tochter folgt ſeinem Beiſpiel; Giacinta ſelbſt bleibt ſtehen, wo ſie Platz fand. Alles, was der Bewohner des Dachſtübchens von dieſer Erſcheinung begreift, läßt ſich auf den Namen eines befreundeten Künſtlers zurückführen, der bei der kurzen Anrede des Abruzzenmannes an ſein Ohr klang. Hat ihm dieſer Freund das Modell zugeſchickt? wird er ſelbſt mit dem Freunde verwechſelt? handelt's ſich überhaupt um ein Modell oder ſind's Verwandte der Signora Galanino, wenn nicht gar die früheren Miether dieſes Raumes, deren Contract erſt in einigen Tagen abläuft?

Nach einer Weile ſchweigenden Staunens kommt es zu Auseinanderſetzungen, bei denen der Hirte häufig auf ſeine Ziegenfellhoſen klatſcht und mit dem Stabe den Plafond des tiefer wohnenden Nachbars in Gefahr bringt. Zuletzt legt ſich die Wirthin ins Mittel und ihr Geberden-

Digitized by Google

talent läßt endlich in dem rathlosen Künstler die Ahnung durchbrechen — und zwar die ganz richtige — daß sein Freund sich dieses Modells heute seinetwegen berauben und, um nicht ganz müßig zu sein, eine Finkenjagd in der Campagne mitmachen wolle. Giacinta nimmt an diesem Vorgange keinen Antheil; es ist ihr gleichgültig, wo sie ihre acht Stunden Tagwerk absitzen wird; desto lebhafter wird der Alte und weist in einem Taschenbüchlein, das Giacinta — der Himmel weiß, wo? — bei sich führt, mit der Miene eines Primadonnenvaters nach, daß seine Tochter schon für volle zwei Monate, die Sonn- und Festtage mitgerechnet, im Voraus versagt sei.

Es ist uns leid, aber unser Neuling hat von der Gunst des Schicksals, welche ihm sobald das gesuchteste Modell Roms und die unvergleichlichste Coloritstudie zuführt, keinen vollständigen Begriff. Er hatte von einem stattlichern Modell Assunta gehört und bei dem Entwurfe seiner Dankbarkeit schwebte ihre gereifte Erscheinung seinem Geiste vor. Giacinta stimmt ihn genrehaft. Er versucht's, ihr eine seinem Entwurf zusagende Stellung zu geben; sie hat Mühe, ihre ans Sitzen gewöhnte Figur durch irgend welche graziöse Bewegung zu idealisiren. Als er aber gar Anstalt macht, aus den vorhandenen Tüchern und Decken eine Art Toga und Chlamis zusammenzubringen, und der Hirte an dem Kohlenentwurfe wahrnimmt, daß es sich hier gar nicht um eine Costümstudie handelt, so verräth der Modell-

Digitized by Google

vater große Entrüſtung, ſchiebt ſeinen Nachwuchs aus dem Atelier auf die Stiege hinaus und wirft, mit einem zornglühenden Blick ſich verabſchiedend, die Thüre ins Schloß.

Signora Galanino kennt dieſe Eigenſchaft ihrer Thüre, und eilt dem Uebel abzuhelfen. Neue Geberdenſprache folgt. Zuletzt wird der rockausklopfende Junior mit dem Auftrage fortgeſchickt, gleich das Modell Aſſunta herbeizuſchaffen; wenn dieſe nicht erreichbar, im Nothfalle ſelbſt die minder gewandte Marietta.

Nach einer Stunde unluſtigen Harrens erſcheint die letztere. Die Wirthin führt ſie ein. Marietta ſteht in der Mitte der Zwanziger, iſt der Zucht ihrer Stiefmutter längſt entlaufen und ſtellt ſich deshalb nicht in der Geſtalt eines Familienkleeblatts. Die gutmüthige Wirthin bringt einen verſchoſſenen Gardinenflügel von buntgeweſenem Damaſt herbei, öffnet das unbewohnbare, als Rumpelkammer benutzte Nebenſtübchen, Marietta ſchlüpft mit ihr und einer weißen Tiſchdecke hinein und erſcheint bald darauf in etwas leichterer Gewandung, aber um ſo viel edlerer Drapirung. Die Modelle Italiens werden in dieſer Gewandtheit durch diejenigen des Boulevard Montmartre noch übertroffen, aber was bei dieſen eingelernte Fertigkeit iſt, geben jene als natürliches, angebornes Schönheitsmaß.

Es hieße einen zu tiefen Blick hinter die Couliſſen des Gemäldeentſtehens thun, wollten wir die Aenderungen,

Digitized by Google

die mimiſchen Vorſchläge, das Verſchieben der Modellbaſis, das Kopfnicken und Kopfſchütteln, das Prüfen, Suchen und Vergleichen bald von dieſer, bald von jener Ecke des Stübchens aus, wollten wir alle Uebergangsſtadien berühren, welche von der erſten freien Geberde des Modells bis zur endlichen kunſtgemäßen Fixirung derſelben durchgangen werden müſſen, ehe die Kreide oder Kohle geſpitzt und die Staffelei ins rechte Licht gerückt wird. Jetzt endlich entſteht in raſchen Strichen die „Dankbarkeit“ unter des Künſtlers Hand. Marietta hält ſich bewegungslos. Sie hat vollkommen begriffen, was ſie darſtellen ſoll und iſt ganz bei der Sache. Eine volle Stunde wird ſie, ohne auszuruhen, in ihrer feſtgehaltenen Stellung verweilen; der Faltenwurf, grade glücklich gelungen, darf nicht preisgegeben werden; ſie ſteht um ſo feſter und beharrlicher, je mehr Sicherheit ihr das raſche Arbeiten des Malers giebt: alles iſt im beſten Gange.

Aber Tritte laſſen ſich abermals auf der Treppe vernehmen, die Thüre wird ohne vorgängiges Klopfen geöffnet, und ehe Marietta noch in das Verſteck der Rumpelkammer entſchlüpfen kann, ſteht ein Mann im Zimmer, deſſen Farben- und Pinſelkaſten ihn als einen herumziehenden Lieferanten dieſer Unentbehrlichkeiten, deſſen verwunderte und zugleich erboßte Miene aber ihn als einen unbefriedigten Gläubiger des früheren Inhabers dieſes Studio's legitimiren. Der Künſtler erwidert ſeine unverſtändlichen Nach-

Digitized by Google

fragen und Wehklagen mit der Versicherung, er habe Lust, sich die Haare auszuraufen, und als der Eindringling nicht rasch genug die Zerstörung, welche er anrichtete, begreift, wird er sammt seinem Kasten aus der Werkstatt hinausgeschoben, wobei es ihm begegnet, daß er die letzten Stufen der Treppe unter seinem Sitze wegrutschen fühlt.

Marietta zeigt einen gewissen Grad von Entrüstung, daß man sie nicht vor Ueberfällen dieser Art gesichert habe; sie schiebt den einzigen Stuhl, als Ersatz für den abhanden gekommenen Riegel, vor die Thüre, und wird sehr ungeduldig, als der Maler den Faltenwurf immer und immer wieder zu verbessern genöthigt ist. Nach einer weitern halben Stunde endlich ist die Wolke ihres Unmuths von dem Gedanken, daß die Tageszeit bereits stark auf Mezzo Giorno zugeht, aufgesogen.

Um diese Zeit aber, zwischen 11 und 12, summt es von Fremden um alle namhaften römischen Studio's wie um einen Bienenstock. Der berühmte Gegner der Nordlicht-Ateliers öffnet nach 11 Uhr seinen Sonnentempel, wo die Eintretenden vergebens nach bunten Scheiben, farbigen Fenstervorsetzern und all den Geheimmitteln seiner unerreichten Lichtwirkungen umherspähen. Seine Nachahmer räumen um dieselbe Zeit Modellgewandung und sonstiges Handwerkzeug der Kunst bei Seite und stellen ganz- und halbfertige Bilder in die günstigste Beleuchtung. Hier wieder legt sich Jemand zum unglaublichsten Male die Langeweile auf, seine Magdalena mit Tag- und Nachtlichtbeleuchtung

Digitized by Google

unter franzöſiſchen Complimenten, aber mit holländiſcher Verdrießlichkeit vorzuführen. Dort verbarrikadirt ſich Einer gegen ſeine Bewunderer mit dreifachem Thürſchloß. Der Erfinder der Purgatorinokleider wirft ſeine Propagandanetze für ſchwankende Proteſtanten aus, um ſie dem Schoße der alleinſeligmachenden Kirche wieder zuzuführen. Noch Andere ſtellen einen Bedienten auf den Poſten, damit er je nach Umſtänden die Abweſenheit ſeiner Herren bedauere oder mit tiefer Verbeugung die Anmeldung der Beſucher übernehme. Der Meiſter der apokalyptiſchen Reiter endlich flüchtet um dieſe Zeit unter die Palmen und Aloen der Paſſegiata, nachdem er eine koſtbare Morgenſtunde ſchon den Verehrern ſeiner Kunſtgebilde geopfert hat.

Es iſt nicht zu verwundern, daß auch der fünfte Stock jenes Hauſes in der Margutta um dieſe Tagesſtunde nicht vor jedem Ueberfall ſicher iſt, zumal wenn der Name des neuen Ankömmlings mit demjenigen eines jener berühmten Veteranen Aehnlichkeit haben mag, und etwa bei dem an die Thüre Kreiden dieſes Namens nicht hinzugefügt wurde, welche Sprechſtunden geſtattet ſeien. Ein Amerikaner mit zwei erwachſenen und einer noch wachſenden Tochter verräth denn auch vor dem Hauſe Nr. 19 angekommen, die entſchiedene Abſicht, das Quartier des Dachmenſchen zu erklimmen. Nicht nur iſt es ihm kurz zuvor bei einem beſſer Gewitzigten begegnet, daß derſelbe, durch ſein Schiebfenſterchen auf die Straße hinabblickend und die

Digitized by Google

Ueberzähligkeit des Belagerungsheeres gewahrend, nicht geöffnet hat, trotz dreimal wiederholtem Läuten, er findet auch jene Namensähnlichkeit heraus und vervollständigt seine Ueberzeugung, hier stehe er vor der rechten Schmiede, durch den Erfahrungssatz, daß man im fünften Stock billiger kaufe als im ersten. Somit wird denn nach mancher Erholungspause und nach verschiedenem Nasenrümpfen über die Unsauberkeit römischer Treppen, der höchste Stock erklommen und es beginnt ein Buchstabiren der mikroskopischen Adreßkarten, welche die mancherlei Bewohner desselben ihren Thüren vor die Stirne geklebt haben. Marietta äußert bei dem Näherrücken der neuen Gefahr Bedenken über die Stichhaltigkeit ihres vierbeinigen Vorwerks. Sie rückt unruhig lauschend hin und her und wirft die Lippen unheilverheißend auf, als der Maler ihr bedeutet, still zu sitzen. Im nämlichen Augenblicke aber wird geklopft und ehe noch der Ueberfallene die Brustwehr des Stuhles durch die Kraft der eigenen Schultern widerstandsfähiger machen kann, complimentirt der Mann aus Cincinnati seine Töchter ins Atelier hinein, wo sie unter dem fallenden Lichte stehen bleiben, die jüngste Miß Jonathan eifrig beschäftigt, das Elfenbein ihres Schirmgriffes mit demjenigen ihrer Zähne sich messen zu lassen. Der Vater kneipt inzwischen nach kurzer Begrüßung ein Glas ins rechte Auge, und während die Misses mit mißtrauischen Blicken bald das Seitencabinet, in welchem Marietta ihren Zorn an alten

Digitized by Google

Paletten und Spachteln austobt, bald den vereinzelten Stuhl betrachten, bald die unberufenen Illustrationen des Uebermuths früherer Bewohner an den Wänden, während dessen eröffnet der Mann vom großen Salzwasser dem überrumpelten Deutschen, daß er zu einem mäßigen Preise Nehmer für ein mäßig großes Aquarellbild sei — etwa in der Größe wie das Album der jüngsten Miß, ein carmoisinfarbenes Sammetbuch im Lederfutteral, welches die Miß mit dem Schirmgriff sofort zur Bekräftigung hervorholt. Obschon die Betonung des mäßigen Preises selbst einen Aquarellisten von Fach bedenklich gemacht haben möchte, so bleibt doch für den Schöpfer der „Dankbarkeit" das Anerbieten an und für sich schon ein unlösbares Räthsel, da er mit der englischen Sprache nie weiter gedieh, als um sie ihren Lauten nach etwa mit dem Säuseln des Regenwindes durch einen Haufen Hobelspäne zu vergleichen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen des Mannes von jenseits sich demjenigen von diesseits verständlich zu machen, giebt jener den Versuch auf, unterhält sich noch eine Weile mit den drei jungen Damen in der Sprache seiner Väter, ohne dem Inhaber des Ateliers eine andere Ansicht als die eines verlorenen Profils zu gönnen und verabschiedet sich dann mit leichter Kopfbewegung, während die Töchter ohne Zeichen der Theilnahme für den menschlichen Inhalt dieser Dachbehausung, wie sie gekommen sind, wieder von dannen ziehen.

Digitized by Google

Sobald die Klinke geschlossen ist, tritt Marietta in Hut und Shawl aus der improvisirten Garderobe hervor. Sie hat keinen Schimmer mehr von „Dankbarkeit" in ihrer Erscheinung. Es fehlen zwar noch 20 Minuten an Mezzo Giorno und ihre Sitzung hat erst um 10 Uhr begonnen, aber sie verlangt ihren halben Taglohn, d. h. den üblichen halben Scudo, und erklärt zugleich mit Entschiedenheit, diesem Signore sitze sie nicht wieder. Dies Mal ist ein Mißverständniß nicht möglich. Wenn sie will, spricht eine Italienerin, auch ohne ihre Zunge zu gebrauchen, deutlich genug, um alle Sprachlehrer der Welt überflüssig zu machen. Um die Gekränkte nicht noch mehr zu reizen und den Mißton dieses Vorgangs nicht in die Auffassung seines Bildes zu übertragen, zahlt das unglückliche Opfer römischer Kunstmiseren, was Marietta verlangt; sie ihrerseits streicht die fünf Paoli ein, läßt einen Gran Schalkhaftigkeit in die Mischung von Verdruß und Versöhnlichkeit, aus welcher ihr Abschiedsgruß besteht, einfließen, und schwebt, als sie endlich fort ist, dem Kunstjünger noch lange als etwas höchst Anziehendes vor, so lange wenigstens wie sein Weg zu jener schon gepriesenen, nahrhaften Madonna del Lepre dauert, wo ihn Kellnerrufe und Frittigerüche ziemlich unsanft in die nüchterne — er gewahrt's plötzlich: in der That zuweilen entsetzlich nüchterne Wirklichkeit hineinschleudern.

Digitized by Google

Moderne Induſtrie im italieniſchen Antiquitätenhandel.

Es giebt eine Menge Dinge im geſelligen Verkehre, über welche man Stillſchweigen beobachten muß, will man ſich den Ruf der Wohlerzogenheit bewahren. Auf dem Gebiete der bildenden Künſte giebt es Aehnliches. In den Köpfen Unzähliger treibt ſich's um, aber weil es müßig wäre, davon zu reden, iſt man rückſichtsvoll genug, es zu unterlaſſen. Wie der Araber ſeinen Steigbügel umwickelt, damit ihm in heißen Tagen deſſen Glühen nicht die Sohlen verſenge, ſo kommen wir über eine Menge Fragen, die leicht zu brennenden werden könnten, glücklich hinweg, indem wir ſie mit der ſchützenden Hülle des Nichtbeachtens umgeben und unſere Augen auf andere Dinge richten.

Galerieinſpectoren, Beſitzer von Privatſammlungen, kritiſche Laternenträger in den Sälen bewunderter Muſeen, Verfaſſer von kunſthiſtoriſchen Wanderungen, und Kunſt-

Digitized by Google

orthodoxe ahnen bereits wo unsere Feder hinausdeutet. Minder Betheiligten mag der Wink dienen, daß der Schaden, von dem wir eben wegen jenes herkömmlichen Schweigens einmal ein ganz klein wenig den Vorhang lüften wollen, daß dieser Schaden, sagen wir, nicht neuen Datums ist, sondern bereits zur Zeit der Alexandriner Kopfschütteln erregte, daß man von Zeit zu Zeit Versuche gegen ihn gemacht hat, daß man ihn indessen längst als einen unvermeidlichen Hausgenossen betrachtet, der nun einmal mit uns unter dem Dache zu leben und zu sterben bestimmt scheint, und dem gegenüber ein bewaffneter Friede die einzig durchführbare Haltung geworden ist.

In der That ist es fast unmöglich, ein getreues Bild aller Verfälschungen zu entrollen, welche uns von den Wänden der trefflichsten Gemäldepaläste dreiste Unwahrheiten ins Gesicht sagen und unsere Augen zu irrigen Urtheilen zu verleiten beflissen sind. Und ließe sich selbst der unmögliche Nachweis führen, daß zahlreiche Copien uns in jenen Räumen als Originale entgegentreten, ja daß wir Unbegreiflichkeiten in der Composition, in der Stimmung, in der Auffassung oft mit völligem Unrecht dem nominellen Meister zuschreiben, da wir in Wirklichkeit darüber mit einem Nachahmer kecker Art zu rechten hätten, den seine eklektischen Studien ein paar Schritte über die Grenze der Rechtlichkeit hinausführten — immer wäre diese Beweisführung eine herbe Arbeit.

Digitized by Google

Dennoch hieße es sich in die Rolle des stummen Papageno mit allzugroßer Gutmüthigkeit fügen, wollte man das Schweigen auch jenen Falschmünzern auf dem Gebiete bildender Kunst zu Gute kommen lassen, die es dahin gebracht haben, daß von manchen bedeutenden Meistern bereits mehr Werke im Umlaufe sind, als sie Wochen gelebt haben.

Neben diesen Bilder- und Statuenfälschern, deren Genossenschaft Anspruch auf Beleuchtung hat, darf man aber auch den vielen Betrogenen eine freundliche Berücksichtigung nicht versagen, und zwar um so weniger, als ihnen selten die verdienstlichsten Eigenschaften einer komischen Figur abgehen: große Geneigtheit sich prellen zu lassen, und nicht mindere Bereitwilligkeit den Betrug an sich selbst fortzusetzen.

Im Museum Borbonico war es eine Zeitlang (noch vor 1848) allen Besuchern zur Pflicht gemacht, die auf der Treppe stehende Minerva zu begrüßen — warum? weil der Großvater des verstorbenen Königs in jener Minerva portraitgetreu dargestellt war. Nicht minder heischt noch häufig der Posten in der Villa Reale Neapels, daß man vor der Büste des Tasso daselbst den Hut ziehe; die Schweizer lassen sich nicht ausreden, es sei das Bild des Königs, man werde sie vor keinem andern Wache stehen lassen. Hier wie dort findet man die Zumuthung abgeschmackt. Feine Kunstkenner wollen indeß behaupten, das Gefühl,

Digitized by Google

mit welchem sie in Kunstgalerien vor so manchem Pseudoautor den Gläubigen spielen müssen, habe mit jenem Widerwillen nahe Verwandtschaft, und das Eine sei so schlimm wie das Andere. Der junge Besitzer der Galerie Doria Pamfili in Rom hat sicherlich eine nicht gewöhnliche Kenntniß von dem, was echt und was unecht in seiner Sammlung ist; aber dennoch ist für den vorurtheilsfreien Bewunderer seiner Schätze nichts peinlicher, als wenn er den liebenswürdigen Cicerone macht. Seine Heiligkeit Pio Nono selbst macht keine erfolgreiche Propaganda für das Dogma der pontificalen Untrüglichkeit, wenn er vor dem verlornen Sohn des Murillo in dem Teppichzimmer des Vaticans die Vorzüglichkeit dieses zweifelhaften Bildes preist, obschon er es aus Spanien selbst erhalten hat und zwar aus höchster Hand.

In den meisten Fällen ähnlicher Voreingenommenheit von Seiten der Besitzer reicht sogar die äußerste Vorsicht in Betreff der Fragen nach Ursprung und Bürgschaft nicht aus. Wie jener enragirte Tarantellatänzer in Ermangelung eines Tambourins auf einem mit Fell überspannten Topfe trommelte und dabei behauptete, das sei das echte Tambourin und alles Andere sei Nachahmung, so liegt es nicht an dem guten Willen einer guten Anzahl Gemäldesammler, wenn ihre Besucher beim Hinaustreten ins Freie über Copie und Original nicht bis zu solchem Grade in Verwirrung gerathen sind, daß sie den Ruisdael

Digitized by Google

drinnen mit weniger Verdacht ansehen, als draußen die wirkliche Natur selbst, die freilich ebenfalls Original zu sein behauptet.

Auf der andern Seite verdanken eine Menge Bilder das Fragezeichen, mit welchem die Kunstgeschichte sie illustrirte, der redseligen Ueberzeugungsgewißheit ihrer Besitzer. Verdruß will sich auf irgend eine Weise Luft machen, und wer in der Nähe nicht zum Schuß kam, schießt um so ungestörter aus sicherer Ferne. Viele solcher Bilder sind zu förmlichen Attrapen geworden. Wir erinnern nur an den sogenannten Cäsar Borgia der Galerie Borgheſe, über dessen Portraitähnlichkeit und Raphael'schen Ursprung jeder Kunstforscher, welcher zwischen Via Condotti und Ripetta ein Stündchen grübelnde Muße erübrigt, seine Anmerkungen niederschreibt. Man hat alle Unthaten und Mordgelüste des größten Verworfenen, der je päpstliche Gunst genoß, aus diesem Gesicht herausgelesen, man hat die übermäßig spitzen Finger definirt und den lockern Handschuh in der einen Hand nicht ohne symbolischen Nebenbezug gelassen, — und nun finden sich Nüchterne, welche die Autorschaft Raphaels streichen, andere, welche nachweisen, daß sich das Costüm nicht mit dem Zeitalter Borgia's reime, noch andere — und zu diesen gehören wir — denen in einem Winkel der wenig besuchten Galerie Correr zu Venedig ein rothhaariges kleines Portrait auffällt, und denen der schweigsame Aufseher beiläufig bemerkt, es sei

Digitized by Google

Cäsar Borgia's Portrait (freilich ohne eine Spur von Aehnlichkeit mit dem borgheſiſchen!) und die Familie Grimani habe es dem Duca Balbi Valier vor 10 Jahren aus ihrer Cabinetſammlung verehrt.

In ſehr ſeltenen Fällen iſt über Derartiges unumſtößliche Gewißheit zu erlangen. Da ſo unendlich viel Falſches die Beurtheilung eines Meiſters, ſchon bei den Vorſtudien zu ſeiner Art und Weiſe, erſchwert, ſo iſt ſelbſt das feine Kunſtgefühl eines vielgeübten Auges nicht immer von großen Irrthümern frei. Dennoch giebt es außer dieſem Wardein eigentlich keinen andern, welcher Probe hält. Alle mechaniſchen Vorſichtsmaßregeln können trügen und trügen wirklich faſt immer, wo es ſich um ſolche Bilder handelt, deren hoher Preis den Scharfſinn der Nachahmer lohnend genug beſchäftigt. Da wird von der gewöhnlichen Art leichterer Nachahmung, künſtliches Nachdunkeln im Schornſtein u. a., abgegangen, da weiß man Leinwand, die heute Niemand mehr webt, aus den Rumpelkammern von Klöſtern, Bibliotheken, Archiven und wo ſonſt immer der Staub der Jahrhunderte ſich aufhäufen kann, von argloſen Kaſtellanen zu ihnen oft unbegreiflichen Preiſen zu erhandeln; da ſetzt man wohl auch eigne Webſtühle dazu in Bewegung oder verſchreibt, wenn ſich's um Bilder auf Holz handelt, aus den heimathlichen Orten der nachzuahmenden Meiſter alte Kiſten und Kaſten, denen der Wurm ſchon ſiebartige Eigenſchaften beigebracht hat; oder kauft

Digitized by Google

gar Gemälde von Pfuschern aus jener Zeit auf, hebt die Oelfarbe chemisch ab und bringt nun auf unzweifelhaft originalem Grunde das Quasioriginal eines besser bezahlten Meisters zu Stande.

Wer diesem Gewerbe etwas in die Karten zu sehen Gelegenheit hatte, weiß, daß z. B. aus Spanien eine Menge solcher mittelmäßigen Bilder zu keinem andern Zwecke die Pyrenäen passiren, als um die Lücke irgend eines Privatsammlers unter der Maske eines Velasquez oder Murillo ausfüllen zu helfen, und zwar auf die angedeutete Weise wirklich in ein neues Werk alten Styls umgewandelt. Man führe selbst einen gewiegten Liebhaber zu einem solchen Machwerk und frage ihn ob er in seinem Gewissen immer mit sich einig werden kann, ob er echte oder unechte Meisterwerke vor sich hat?

Denn freilich Meisterwerke sind sie in solchen Fällen so wie so. Nicht nur die Copisten dieser oder jener Schule bringen es durch ihr fast ausschließliches Festhalten an einer Epoche, an einem Meister, ja an einem Bilde desselben zu einer unglaublichen Meisterschaft in ihrer Spezialität; freier Schaffende haben sich auch in den Geist desjenigen, den ihr Talent schmarotzerartig zu ihrem Nahrungszweige gewählt hat, zuweilen so hineingelebt, daß ihre ihm zugeeigneten Compositionen den Verstorbenen selbst irre führen konnten, wenn es ihm einfiele, wiederzukehren und

Digitized by Google

nachzuſchauen, welche gute Freunde ſolcher Art für ſeine Unſterblichkeit ſorgen.

Da giebt es in Florenz Copiſten, die ſeit Jahren allmonatlich eine neue Madonna della Sediola durchpauſen; andere in Neapel, welche die Zigeunermadonna des Coreggio, ehe die neunundneunzigſte Copie trocken iſt, ſchon wieder zum hundertſten Male in Angriff haben; andere in Venedig, welche, beſſer fundirt, ſich zu dem koſtbaren Goldgrunde Fieſole's aufſchwingen, da ſie ſicher ſind, ihre Auslagen mit Wucher bezahlt zu erhalten.

Allerdings fällt es auch hin und wieder den Beſitzern ſeltener Originale ein, die Erlaubniß zum Copiren ganz zu verſagen. Fürſt Barbarini iſolirt z. B. auf dieſe Weiſe die Beatrice di Cenci des Guido Reni. Die Folge aber iſt, daß die Copien nicht verſchwinden, nicht ſelten werden, nicht im Preiſe ſteigen, wol aber, daß ſie nach und nach etwas Sagenhaftes, Gerüchtartiges erhalten, etwas dem Original Verwandtes und doch Fremdes, der allmäligen Entſtellung vergleichbar, welche die Zeit über eine Perſönlichkeit verhängt, deren Spuren in dem Boden der Geſchichte nicht tief eingedrückt ſind. Die Cencicopien ſind faſt zu jedem Preiſe — wir glauben, ſchon von zwei Scudi anfangend — in Oel und wirklicher Größe zu haben.

Bei componirten Nachahmungen iſt uns beſonders eine im Gedächtniß geblieben, welche das Verfahren in dieſer Kunſtrichtung deutlich macht. Auf den erſten Blick glaubte

Digitized by Google

man zu erkennen, daß sich's um einen Guercino handle. Die schwere Luft des Hintergrunds, die ewig sich gleichbleibende Vertheilung der Gewandfarben, die nicht ganz freie Bewegung bei großer Technik, der selten sich ändernde Typus der Köpfe — alles war Guercino, und das Bild, wie sich's gab, konnte in seinen großen Verhältnissen eine der Hauptwände jedes Galeriegebäudes schmücken. Dennoch war es kein echtes. Was niemand entdecken konnte, der nicht alle möglichen Sammlungen Italiens durchgemustert hatte, das fiel demjenigen doch nach und nach in die Augen, der diese Studien zu Hülfe rufen konnte. Aus etwa drei weit auseinandergestreuten Guercinos war mit Geschick ein Complex von Figuren dieses Meisters zusammengetragen worden, und man hatte solcher Art eine Copie vor sich, die sich in ihrer eigenthümlichen Erscheinung doch für ein Original ausgeben durfte.

Es liegt auf der Hand, daß trotz der ebenbürtigen Ausführung, dem schielenden Meister doch mit einer solchen Anthologie seiner Eigenheiten ein schlechter Dienst geleistet wurde. Anleihen bei sich selbst sind in der Kunst nicht viel besser als die bei andern. Veruntreuungen dieser Art haben mehr als einen Künstler in den Ruf der Erfindungsarmuth gebracht.

Begreiflicherweise führt das Fälschungssystem im Allgemeinen dahin, daß auf dem Kunstgebiete man über Echt und Unecht nicht weniger streitet, als dies auf religiösem

Digitized by Google

Gebiete mit heiligen Röcken, Schweißtüchern, Kreuzessplittern und sonstigen immer und ewig überzähligen Reliquien der Fall ist. Wer zählt die aufblickenden Magdalenen Tizian's alle zusammen, und wem gelingt es zu sagen, welche von des Malers eigner Hand ist? Selbst die Bäckerin Raphaels, die Fornarina, wer ist im Stande, die vielen in der Luft schwebenden Zweifel und Vermuthungen über dieses berühmte Bild zu wirklicher Gewißheit im Bejahen oder Verneinen zu bringen? Die Hochzeit des Alexander nicht minder (aus der sogenannten Villa Raphaels, jetzt in der Galerie Borghese), wer weist mit Entschiedenheit nach, daß der Raphael'sche Pinsel je, oder noch lieber, daß er nimmer mit ihr in Berührung kam? So lange die Villa nicht zerstört war, bewunderte man wohl die vielen Portraits der einen Geliebten des Raphaels, wie sie in den verschiedensten Auffassungen — Goethe sagt: besser mündlich als brieflich beschreibbar — die Wände schmückten, aber von jener Hochzeit war nicht einmal die Rede. Nun das eine verwüstet ist, klammert man, wie ein Ertrinkender, sich an das andere, so wenig dem großen Meister aus Urbino auch mit allem darüber verbreiteten Räucherduft gedient sein möchte, sofern er mit dem Lobe die Autorschaft selbst in den Kauf nehmen sollte.

Während solcher Art durch Fälschungen, durch unrichtige kunsthistorische Auslegungen, durch die bestechende Autorität eines gedruckten Galeriekatalogs, und durch die

Digitized by Google

heiligende Dauer ſo manches derartigen Irrthums, eine Menge unechter Bilder für echte paſſirt, kann eine vielleicht kaum geringere Anzahl echter nicht zur Geltung gelangen. Es geht ihnen wie es unglücklichen Künſtlern in allen Fächern und zu allen Zeiten ging. Weil ſie nicht durch einen Sonnenſtrahl des Glücks aus ihrem Dunkel hervorgezogen wurden, geht das Rad der Zeit zermalmend über ſie fort und niemand glaubt ihnen, daß ſie echt waren, — blos weil niemand ſie zu Worte kommen ließ. Wie auf dem literariſchen und muſikaliſchen Markte, genügt auch auf dem Markte der bildenden Künſte nicht immer das bloße Werthſein; das Werthgeltendmachen muß hinzukommen, ſoll der Edelſtein nicht für Glas am Heerwege liegen bleiben. Edelſtein aber wird, um zu dem Nächſten zurückzukehren, ein Bild nicht leicht eher, als bis es dem Verzeichniß einer großen Galerie einverleibt wurde. Was Corſini, Sciarra, Rospigliosi, Colonna in ihren ſtrahlenden Sälen aufbewahren, iſt dadurch ſchon claſſiſch, iſt Edelſtein; Glas war es, ſo lange ein herabgekommener Principe es in ſeinen Rez-de-chauſſée beherbergte, ſo lange die Antiquare der Via del Balbuino es allmorgendlich ans Schaufenſter ſtellten, allabendlich mit dem Hahnenſchweife abſtäubten, ſo lange ein vom Glücke vergeſſener Künſtler es in ſeinem Atelier den ſeltenen Beſuchern zeigte, ein armer Teufel, der durch ſeine bloße Erſcheinung den Unglauben an den möglichen Beſitz eines ſolchen Edelſteines herausforderte.

Digitized by Google

Im Louvre sowol wie in der Galerie Sciarra hat man wahrscheinliche Lucinis zu unzweifelhaften Leonardos erhoben. Aber von einem Leonardo da Vinci — wir hüten uns zu sagen: einem echten —, welchen der Maler Sartori in Rom verkaufen möchte und der, selbst wenn nur eine Copie, eine höchst interessante Erscheinung im Geiste da Vinci's ist, nimmt weder die Kunstgeschichte noch sonst jemand Notiz. Allerdings wohnt Signore Sartori im dritten Stock.*)

Wenn wir nun den Copisten, insoweit sie für Fälscher arbeiten oder selbst Fälscher sind (denn es giebt natürlich

*) Als Curiosität erwähnen wir, daß sogar die schriftlichen, zu Gunsten der Echtheit dieses Bildes ausgestellten Atteste von Cornelius Overbeck, sowie von der Akademie St. Luca, nichts verschlagen. Hier geben wir wenigstens die Beschreibung. Christus ist ohne Bart dargestellt, jugendlich, mit langen Locken. Die gehobene Linke hält einen Triangel, die Rechte deutet darauf hin; der fast mädchenhaft zarte Kopf neigt sich schwach zur Linken, und es soll der geöffnete Mund — ganz im Geschmack da Vinci's — als das Wort Trinita aussprechend gedacht worden sein. Außer dem Triangel beziehen sich auf die Dreieinigkeit noch die drei Lilien, welche statt des Nymbus den Kopf umgeben, und zu der Vermuthung führen, Franz I. von Frankreich habe das Bild bestellt. Das röthlich blonde Haar ist sehr im Detail ausgeführt, der Fleischton ist ungewöhnlich warm und geht nach Kinn und Hals zu in jenes schmuzige Violet über, das eben Leonardo allein zu malen verstand. Kein Pinselstrich ist auf Fleisch und Gewandung sichtbar; die letztere ist ungezwungen, fast flott. Der Hintergrund ist schwarz. Das Bild stammt aus Mailand, ist auf Holz gemalt und gut erhalten. Der geistige Ausdruck des Christuskopfes ist vortrefflich.

Digitized by Google

neben diesen eine sehr ehrenhafte Copistengenossenschaft), wenn wir diesen Kunstverderbern etwas näher hinter die Staffelei rücken, so finden wir in ihnen größtentheils heruntergekommene Talente, welche in die böhmischen Wälder des Kunsttreibens gerathen sind, ohne, wie die Freunde des Karl Moor, für sich selbst die vollen Börsen und klingenden Lösegelder ihrer Opfer zu gewinnen. Mit dem Löwenantheil gehen andere durch. Es sind so viele Vermittler nöthig, um das Unechte mit dem galvanischen Schimmer des Echten auszustatten, daß an die Arbeiter selbst nicht viel mehr als eine verdünnte homöopathische Potenz gelangt.

Ein Antiquar, der sein Fach kennt, arbeitet nicht selbst, schon um allen Verdacht eignen Fabrikats fern zu halten. Sein Haus hat indessen Hinterthüren, und diese sind die eigentlichen Triumphbögen des maskirten Kunstschaffens, dessen Seele der Antiquar selbst ist. Durch diese Hinterthüren schlüpfen die harmlosen Werkzeuge seiner artistischen Mausefalle Morgens ein und Abends aus. Niemand sieht sie, niemand ahnt ihren stillen Beruf — er walte denn etwa als Portier mit Besen und Schippe auf dem Hofe des überanständigen Hauses, und überwache, kraft seines Amtes, diesen anonymen Verkehr.

In den vorderen Räumen hört man aber weder das Kreischen des Farbenreibers, noch riecht man die Firniße und Arcanums aller Art, welche die umgekehrte Aufgabe

Digitized by Google

der Pompadoureſſenzen zu erfüllen beſtimmt ſind und raſch altern machen, ſtatt zu verjüngen. Wer ein friſchgemaltes Bild durch die brutalſte Behandlung in dieſen eigenthümlichen Räumen binnen wenigen Stunden das ehrwürdigſte Anſehen gewinnen ſieht, meint einem über Nacht plötzlich Ergrauten gegenüber zu ſtehen.

Aber kein uneingeweihtes Auge dringt hinter dieſen Vorhang. Der Beſucher der Sammlung im Vorderhauſe ſieht nur eine Anzahl vorzüglicher Meiſterwerke, meiſt mit grünen Vorhängen ſorglich verhangen und in ſo buntem Durcheinander an den Wänden vertheilt, daß ihm der Ariadnefaden kunſtgeſchichtlicher Erfahrung allmälig aus den Händen fällt und ſich unter ſeinen Füßen zu einem Gewirre verſchlingt, das ihn bei einiger Sorgloſigkeit unfehlbar zum Fall bringt. Sein Führer durch dies Labyrinth von Echtem und Falſchem iſt natürlich der Inhaber des artiſtiſchen Irrgartens ſelbſt. Er wird es ſich, ſo oft ein Beſuch ihm durch ſeine vorgeſchobenen Vedetten ſignaliſirt iſt, nicht verſagt haben, im blauen Frack mit goldnen Knöpfen, im echten Spitzenjabot und ſorglich gekämmten Haare den zufällig zu Hauſe Verweilenden zu ſpielen. Die goldne Uhrkette hat das Gewicht einer anſtändigen Generalsepaulette, und die echte Diamantnadel würde ſelbſt eine römiſche Mutter alten Stils ſchwankend machen, wenn ſie ihr Geſchmeide dem Gott des Krieges zu opfern Willens war.

Digitized by Google

Es versteht sich von selbst, daß der Speculant durch Hin- und Herfragen rasch dahinterkommt, ob er einen Halbkenner, einen Privatschwärmer, einen bereits Geprellten oder einfach einen Tropf herumführt. Hiernach bemißt er den Grad von Unverschämtheit, oder Bescheidenheit im eigenen Auftreten mit der nämlichen Sicherheit, mit welcher ein Dampfbootheizer nach der Farbe des Schlotrauches den atmosphärischen Druck der Maschine beurtheilt.

Er wirft sich in die Brust und spielt den Verletzten, oder er macht den Gelehrigen, läßt den Besucher seinen Kenntnißschatz auskramen, und freut sich bei jedem Worte, das jener vorbringt, des neuen Lichts, in welchem ihm nun grade das Bild erscheint, über dessen Autorschaft ein jeder Antiquar bis zu dieser plötzlichen Erleuchtung seine Bedenken hatte. Natürlich steigert sich der Werth der Raritäten mit jedem Zimmer, das man durchschreitet; es bleibt ein grüner Vorhang unbeweglich, bis die Neugierde des Opfers sich nicht länger unterdrücken läßt, und der Verkäufer sich zögernd entschließt, das Geheimniß zu lüften. Ein Correggio kommt zum Vorschein. Daß der Besucher diesem Landsmanne des Cassius vor allem nachstellte, war ihm wider Willen längst entlockt worden. Das Bild ist aber verkauft — so gut wie verkauft. Der Inhaber macht scheinbar alle Anstrengungen, den halbgewitzichten Besucher über den Werth desselben zu täuschen und reizt ihn dadurch nur noch mehr. Es ist augenscheinlich, er soll ein anderes Bild

Digitized by Google

kaufen, weil sein Kennerauge den Schatz unter der Spreu herausfand und der Verkäufer sich bei Nennung des Preises nicht auf ein ernstliches Gebot gefaßt machte. Am Ende erklärt der letztere: es sei nicht mehr frei; er wendet das Bild um, und auf der Rückseite kommt ein Petschaft zum Vorschein, dasjenige des jetzigen Besitzers. Was ist zu thun? Der unglückliche Liebhaber kann das Ziel seiner Wünsche nicht erreichen. Der Antiquar wird nachdenkend. Es fällt ihm bei, er habe beim Verkauf sich die Erlangung eines andern Correggio, auf den er unterhandle, vorbehalten. Wie, wenn er diese Clausel benutzte, um seinem neuen Freunde zu dienen? Ein Pult wird geöffnet und es zeigen sich eine Menge Zettel, welche unleserliche Namen mit Conte- und Marchesetiteln tragen und wo willkürliche Zahlenangaben auf gemachte Gebote schließen lassen. Eins enthält die passende Summe, der Antiquar bedauert, ohne Brille nicht lesen zu können, bietet überhaupt in allem, was Rechnungssachen betrifft, das lebendige Bild der sorglosesten Unordnung und überläßt es dem arithmetisch überlegenen Reflectanten selbst zu entziffern, zu welchem Preise das Bild verkauft ist. Nachdem dieser die innere Versuchung, aus der kaufmännischen Unzurechnungsfähigkeit des Andern Vortheil zu ziehen, glücklich bekämpft und sich zur Zahlung desselben Preises bereit erklärt hat, eilt er, das Geschäft abzuschließen, zahlt, läßt das Bild sofort vom Nagel nehmen und trägt es triumphirend sofort in sein Hôtel.

Digitized by Google

Der Antiquar aber öffnet ein unteres Fach des unordentlichen Pultes, holt ein sauberes Inventarium heraus, durchstreicht Nr. 577, wobei der Name des Copisten und das Datum der Vollendung vermerkt stehen, und notirt neben dem geringen Kostenpreis den vierfachen Verkaufspreis — mit rother Dinte, weil ein Fremder das Bild kaufte und die Gefahr der Entdeckung gering ist, mit blauer, wenn der Käufer Italiener war und früher oder später ein Ueberfall rachsüchtiger Erbitterung zu befürchten steht. — Er wirft noch einen Blick auf den Hintergrund der Schublade, wo einige Dutzend Petschierstöcke friedlich beisammen liegen und des Augenblicks harren, der sie zur Beglaubigung irgend eines Strohmannes von Käufer wieder ans Tageslicht ruft. Dann wird das Pult zweimal verschlossen, und der Antiquar zieht sich in seine Fabrik zurück, um einen daselbst fertig gewordenen Rembrandt mit geschärfter Tabackslauge zu überziehen, der Sonne aber und einem riesigen Brennglase das Aufsaugen des ätzenden Stoffes zu überlassen. Da ihm ein halbvollendeter Salvator Rosa nach Oben nicht Original genug erscheint, bringt er ihm im Vorbeigehen einen flüchtigen Stoß mit der Spitze seines Silberstiftes bei; die Luft zerplatzt nach zwei Seiten, und das Bild bekommt sofort das gemißbrauchte Ansehen, welches über Mängel der Malerei am leichtesten täuscht. Der Schneider der Fabrik flickt den Schaden mit unglaublichem Geschick, und der Verfertiger des

Digitized by Google

Salvator thut mit einigen Pinselstrichen Ultramarin das Uebrige.

Der Käufer des Correggio gehört zu den vorsichtigen Sammlern. Andere giebt es, welche die Bilder einfach mit Bleistift am Rahmen bezeichnen, um sie durch einen Boten abholen zu lassen, wo dann der Rahmen vertauscht und eine geringere Copie untergeschoben zu werden pflegt. Noch andere glauben sich gesichert, wenn sie das Bild selbst auf der Rückseite der Leinwand mit ihrem Siegel petschiren. Hat der Antiquar die Erfahrung gemacht, daß sein Käufer sich dieser Vorsichtsmaßregel bedient, so trägt er Sorge, ihn nur zu Bildern zu führen, welche zwei Copien übereinander enthalten, die obere ist von der vorzüglichsten Arbeit, die untere malte ein Anfänger. Sobald das Petschaft auf die Rückseite des Bildes (also auf die vorn maskirte Copie) gedrückt worden ist und der Käufer sich entfernte, löst der Antiquar die obere Leinwand ab und legt sie für einen ähnlichen Scherz zurück. Mit der geringeren Copie trollt der Bote davon.

Die italienischen Bankiers sind nicht ohne Kenntniß dieser kleinen Geschäftskniffe. Man sagt einigen derselben nach, sie drückten ein Auge zu, wenn ihnen ein solches Bild bei der ihnen übertragenen Spedition durch die Hände gehe; ihr eigenes Interesse mag mit dem der Antiquare nicht selten weit enger verknüpft sein, als der arglose Fremde muthmaßt. Viele halten auch unter dem Schein geläuterten

Digitized by Google

Geschmacks eigene Gemäldesammlungen, welche nichts Anderes sind, als Consignationslager der Antiquare, Sammlungen, die sich unter der Aegide einer weit renommirten Firma natürlich weit besser verkaufen, als in der verrufenen Höhle eines Antiquars. Wer vom italienischen Bankgeschäft keine Vorstellung hat, bemerkt bei näherer Bekanntschaft mit Staunen, daß diese glänzenden Comptoirs in vielen Fällen wenig Anderes treiben, als Mosaiken, Cameen, Copien zu besorgen oder zu spediren und dem Fremden gegen eine winzige Provision die Accreditive in klingende Münze umzusetzen; da sie ihm noch nebenbei durch Einladungen, durch Besorgungen von Eintrittskarten und durch ähnliche Gefälligkeiten zur Hand sind, so begreift sich leicht, daß ihre Uneigennützigkeit nicht immer und unter allen Umständen im Feuer der Versuchung Farbe hält.

Hat man Empfehlungen an einen solchen vielversuchten Vermittler, so trifft sich's gewöhnlich, daß derselbe wiederum unter herabgekommenen Künstlern oder sonstigen Kunden der ewigen Stadt einen Wenigbeschäftigten weiß, der seine müßige Zeit gern im Interesse des Fremden opfert. Dieser Letztere glaubt mit einem Rath Reifenstein neueren Datums zu thun zu haben und sucht ihn durch Tafelfreuden und sonstige Gratisgenüsse für die Ausbeutung seiner Localkenntnisse schadlos zu halten. Mittlerweile aber arbeitet der Cicerone (gewöhnlich ein Landsmann des Fremden) im Interesse des Bankiers und Antiquars, und früher oder

Digitized by Google

ſpäter ſieht ſich der Umhergeführte in eine Liebhaberei verwickelt, von der er ſelbſt bisher keine Ahnung hatte, und die zu ſeiner eigenen Verwunderung mit dem Ankauf von alten Vaſen oder alter Leinwand endigt — curios, wie er ſelbſt findet, aber in Italien wohl einmal zum guten Ton gehörig.

Man erzählt in Rom zwei Anekdoten, die hier noch zur Charakteriſirung des Treibens im Antikenhandel folgen mögen.

Ein bekannter Antiquar ſtand mit demjenigen renommirten Copiſten Roms, den man als Erfinder des Petſchirens doppelter Leinwand bezeichnet, in enger Verbindung. Der Letztere hatte einen Pſeudo-van-Dyk zum Verkauf fertig. Einer jener gefälligen Cicerone erhitzte die Phantaſie des damals in Rom weilenden Lord D. in Betreff dieſes Bildes bis zu einem ſolchen Grade, daß ihn der Cicerone für fähig und vorbereitet halten durfte, eine Thorheit zu begehen — d. h. das unechte Bild zu kaufen. Dem Beſitzer des van Dyk wurde nun der Beſuch ſeiner Herrlichkeit gemeldet, und ſofort verabredete der Erſtere mit dem ihm befreundeten Antiquar einen Schlachtplan. Als Lord D. Tags darauf erſchien, fand er den Copiſten mit dem Portraitiren des Antiquars beſchäftigt. Dieſer, ein ſtattlicher Mann, durch einige Kreuze und Bänder doppelt ſtattlich gemacht, wird dem Lord flüchtig als Marcheſe — wir glauben — Francavilla genannt. Der Maler zeigt die

Digitized by Google

größte Verlegenheit, wie es einrichten, daß dem angemeldeten Lord sein Recht gewahrt, dem „sitzenden" Marchese das seine nicht verkümmert werde. Der Marchese rollt indessen mit den Augen und giebt die deutlichsten Kennzeichen umwölkter Gemüthsstimmung. Der Engländer nimmt anscheinend keine Notiz davon; er hat sich anmelden lassen und ist nun die Hauptperson im Atelier. Der Maler scheint der nämlichen Meinung zuzuneigen. Nach vielen Entschuldigungen gegen den Marchese, holt er den unvergleichlichen van Dyk hervor und nennt dem Engländer seine Forderung. Dieser läßt sich Zeit. Endlich, nachdem der Marchese auf seinem Sessel immer ungeduldiger hin und her fährt und auf dem Sprung scheint, die ihm angethane Rücksichtslosigkeit thatsächlich zu rächen, entschließt der Lord sich, die Hälfte des geforderten Preises zu bieten. Sofort ist der Marchese Villafranca auf den Beinen. Er sieht das Bild nur so viel an, um etwa auszudrücken: das sollst du nicht haben, und wärst du Lord Firebrand selbst! Dann aber überbietet er den Engländer. Dieser müßte nicht im Lande der Wetten geboren sein, um bei einer solchen Herausforderung nicht Feuer zu fangen. Er beginnt von diesem Augenblicke an Banknoten auf den Tisch zu legen, und so lange der Marchese höher geht, legt er neue hinzu. Villafranca schäumt, Lord D. bleibt kühl; der Italiener arbeitet jedes Gebot wie aus einem artesischen Brunnen an die Oberfläche, erhitzt, zornglühend, ganz von seiner Leidenschaft

Digitized by Google

außer Fassung gebracht und längst nicht mehr bei dem Bilde, längst in der Arena nationaler Antipathien. Der Britte zeigt den Gefrierpunkt angelsächsischer Temperamentlosigkeit und wirft mit jeder Banknote eine Portion hochkirchlicher Geringschätzigkeit in die Wagschale, welche den Gegner vollständig um seine Besinnung bringt. Als ein verstohlenes Zeichen des Malers den Antiquar benachrichtigt, er möge das Seil nicht straffer spannen, greift der Marchese in sprachloser Wuth nach seinem Hute und eilt mit dröhnenden Schritten aus dem Zimmer.

Der Maler entschuldigt die Leidenschaftlichkeit des Verschwundenen mit den klimatischen Einflüssen seiner Heimath. Lord D. läßt das Bild, ohne ein Wort zu antworten, in seinen Wagen tragen und geht mit dem Gefühl von dannen, daß er zwar dreimal mehr als den geforderten Preis zahlte, daß er aber aus einem Wettkampf siegreich hervorging, und daß, wenn er auf seinem Landsitz in Devonshire die Geschichte dieses Handels erzählen wird, das Bild selbst bald zu den berühmtesten Trophäen ähnlicher Art gehören muß, an denen die englischen Privatsammlungen so reich sind.

Wir gelangen zu der zweiten Anekdote.

Es ist abermals ein Engländer im Spiel, Lord P—ford; der Marchese Villafranca hat sich seiner Orden begeben, trägt keine Perücke und giebt sich einfach als das, was er ist: Antiquar. Sein Agent in Florenz hat ihm

Digitized by Google

gemeldet, der Vetturin des Lords sei bereits nach Rom gemiethet. Aus den beabsichtigten Einkäufen sei in Florenz nichts geworden, Lord P. habe indessen durch dritte Hand den Wink erhalten, eine werthvolle Sendung alter Bilder sei von Bologna nach Rom unterwegs und der Antiquar ihr Empfänger.

Diese fingirte Sendung zu verwirklichen ist leicht. Der falschen und echten Caraccis, Guidos, Guercinos, Domenichinos giebt es auf dem Lager des Antiquars genug. Sie werden mit einer entsprechenden Anzahl Spinnen und Spinnengeweben in uralte Kisten gepackt, nach dem Hofe eines Fuhrmanns jenseit der Tiber geschafft, auf einen Frachtwagen geladen und daselbst für die kommenden Ereignisse in Bereitschaft gehalten.

Sobald Lord P. in der Via Bocca del Leone mit seinem Reisegefolge von Köchen, Kammerdienern und sonstigen Unentbehrlichkeiten anlangt, macht sich schon der Platzbediente des Hotel d'Angleterre auf den Weg nach dem Bilderhändler. Die Kammerzofe der jungen Misses überbietet sich noch in vergeblichen Anstrengungen, ohne Verletzung des guten Anstandes von dem hohen Dienersitz hinter dem Reisewagen auf römisches Pflaster herabzusteigen, als der Antiquar schon alle Minen ladet, welche die Vor- und Umsicht des dilettantischen Kenners in die Luft sprengen sollen.

Am selben Nachmittag noch müssen sie die Probe be-

Digitized by Google

ſtehen. Der Engländer iſt kein Neuling in dieſen Geſchäften. Er hat in Paris den Antiquitätenhändlern das Pfund Sterling, ſo meint er, mit 21 sh. angerechnet. Die Rococoſtühle in Köln mit künſtlichen Wurmſtichen kennt er beſſer als der Pfriemen ſelbſt ſie kennen mag, der ſie anbohrte. So hütet er ſich denn auch, als Lord P. bei dem Antiquar zu erſcheinen; er ſpricht das platteſte Engliſch, deſſen ſeine Torylippen fähig ſind, und führt ſich als einfacher Mr. Jones aus der ſüdlichen Union und als very shortly arrived ein.

Der Händler behandelt ihn mit entſprechender Unverſchämtheit. Da ein Wagen mit Kiſten ſo eben abgeladen wird und ſeine Leute ſich nicht ſelbſt überlaſſen bleiben dürfen, ſo bedauert er, dem Mr. Jones jetzt nichts zeigen zu können. Er ſucht den Fremden durch einige lächerliche Forderungen abzuſchrecken, und da es ihm nicht gelingt, läßt er den Zudringlichen allein. Auf ſeinem Pulte indeſſen liegt ein weit aufgeſchlagener Brief mit Poſtſtempel aus Bologna — als Einlage nach Bologna gegangen und dort von einem Correſpondenten des Antiquars auf die Poſt gegeben. Mr. Jones fühlt ſich zu ſehr in ſeiner amerikaniſchen Rolle, als daß er ſich die Kenntnißnahme des Briefinhalts verſagen könnte. Der Schreiber des Briefs meldet darin, wie es ihm endlich doch noch gelang, den Reſt der aldobrandiniſchen Sammlung zu kaufen; da aber noch ein Proceß in der Schwebe ſei, welcher möglicherweiſe ander-

Digitized by Google

weitige Ansprüche auf diese Sendung zur Geltung bringen könne, so möge der Antiquar vorläufig mit den Bildern nicht in die Oeffentlichkeit treten. Mr. Jones erinnert sich des in Florenz empfangenen Winks und beschließt, das Geschäft womöglich durch Ueberrumpelung in die Hand zu nehmen. Er geht hinaus und findet den Antiquar vollauf beschäftigt, Spinnweben und Schmuz von dem bereits hervorgeholten Theile der Gemälde zu entfernen, und mit seinem Factotum heimliche Blicke zu wechseln, so oft ein Kopf, ein Arm oder ein Bein unter der Staubdecke zum Vorschein kommt. Mr. Jones nimmt an der Musterung unbeachtet Theil und meint sich bald zu überzeugen, daß seine Schlauheit ihm hier auf eine Fährte verhalf, auf welche er nie als Lord gelangt wäre. Der vorhin mürrische Antiquar, durch den Anblick des vielen Werthvollen fröhlicher gelaunt, wird gesprächiger und läßt sich nach und nach bis zu einem solchen Punkte ausfragen, daß dem Reflectanten nur noch die Aufgabe bleibt, die Rathsamkeit eines raschen Verkaufs eben unter den bewandten Umständen augenscheinlich zu machen. Der Antiquar kann zuletzt nicht leugnen, daß ihm selbst im Grunde weniger an der Verkaufsverzögerung liegen muß, als dem Einsender, gegen den er übrigens keinerlei Verpflichtungen ähnlicher Art eingegangen sei. Er will indessen jedenfalls warten, bis der Lord P. — er nennt den eigentlichen Namen des vorgeblichen amerikanischen Sonderbündlers —

Digitized by Google

angelangt sei. Derselbe sei Kenner, wie er höre, und werde binnen Monatsfrist erwartet. Hier kann ihm nun Mr. Jones mit gutem Recht Bescheid geben. Lord P., versichert er, werde nicht mehr kommen, habe sich auch mit Bologneser Waare „überkauft"; auf den möge er nicht warten. Da Mr. Jones nach abgeschlossenem Handel die Maske doch fallen lassen wird, fügt er hinzu, Lord P.'s Drainageanlage in Sussex habe ihm ohnehin zu große Summen festgelegt, er habe Ursache zusammenzuhalten.

Nach vielem Hin- und Herreden, wobei der Lord Gelegenheit findet, ein Gebot von 1000 Pfd. Sterling auch dann noch als sehr rund zu bezeichnen, wenn nicht alles sich genau so wie besprochen, verhalte, nach Einwänden aller Art von Seiten des Antiquars, zahlt der Engländer 1000 Pfd. Sterling auf den Tisch, und die sämmtlichen Kisten, geöffnet oder nicht geöffnet, werden wieder aufgeladen und zu dem Bankier der englischen Aristokratie gebracht, der für die weitere Beförderung sorgen wird.

Der Antiquar erscheint Tags darauf mit dem Scheine großer Entrüstung bei dem Lord P., und als dieser sich willig zeigt, für die gelungene Ueberlistung eine billige Zulage zu bewilligen, läßt sich der Bilderhändler weitere 100 Pfd. Sterling gefallen und scheidet mit der ausgesprochenen Hoffnung, der Lord werde ihn bei weiteren Einkäufen glimpflicher behandeln.

Digitized by Google

Es ist uns leid, genöthigt zu sein, so viel weißes Papier für eine so schmuzige Gesellschaft in Anspruch zu nehmen, zumal wir uns nicht versprechen dürfen, daß die etwa durch solche Streiflichter Gewarnten nicht auch in Zukunft durch gesteigerte Erfindungen der Fälscher hintergangen werden.

Soll es Sache der Behörde sein, über dieses Treiben, etwa wie über das in schlechten Häusern, zu wachen? In Rom? unter einem klerikalen Polizeiminister? Wir halten es für ziemlich unmöglich.

So lange es Künstler in Menge giebt, denen die „himmlische Kuh des Ueberflusses" nur aus indischen Dichtungen bekannt ist, und deren Umstände es rechtfertigen, wenn sie wöchentlich oder gar täglich thäten, was Augustus einmal im Jahre that: zur Versöhnung der Nemesis als Bettler am Wege sitzen; so lange sehr Viele unter ihnen die 120 Scudi Jahresrente, welche der Custode des Marc Aurel'schen Reiterbildes nach altem Brauch empfängt, als das höchste Ziel ihrer Wünsche betrachten würden, so lange ihnen das Unbegreiflichste alles Unbegreiflichen bleibt, daß je ein Künstler (Fiesole!) nicht für Geld zu malen brauchte; — so lange, und das heißt soviel wie zu allen Zeiten, wird es leider nicht an Händen fehlen, welche um des täglichen Brodes willen ihre Kunst im Dienste von Betrügern verwerthen.

Die große Anzahl von schlauen Subjecten, welche etru-

Digitized by Google

rische Vasen, Torsos aller Art, ja selbst Aschenkrüge mit falschen Knochen und Bruchstücke von Sarkophagen aus dem Staube ihrer Werkstätten an's Licht fördern, bedürfen hiernach kaum noch einer besondern Charakteristik. Im Allgemeinen gehen sie mit nicht weniger Verschlagenheit zu Werke. Freilich wo sie im statuairen Fache einmal etwas Täuschendes liefern, hat ihre Arbeit schon an sich größeren Werth. Aber der rechte Antiken-Narr will die Rübe mit eigner Hand aus dem Felde ziehen, und die Schwierigkeit, neue Statuen zu vergraben, um sie als antike Skulptur wieder hervorzuholen, ist denn doch nicht klein. Der italienische Grund braucht ja ohnehin nicht erst durch die Saat der Fälscher fruchtbar gemacht zu werden. Jede Quadratruthe von dem unausgegrabenen Theile Pompeji's birgt werthvolle Bronzen, Wandgemälde, Schmucksachen, und es fehlen doch die Hände, welche erforderlich sind, um die wenigen 15 Fuß Lava, Asche und Humus davon zu entfernen.

Es ist daher die Industrie in Skulpturen schon durch diese Umstände selbst einer Beschränkung ausgesetzt, welche sie weniger lucrativ werden läßt; auch giebt es zu wenig Liebhaber für Sammlungen dieser Art, als daß es über mancherlei kleine Attrapen hinausginge.

Ist aber dagegen der Umfang der Gemäldefälschungen groß genug, um uns aller Orten und sehr geschätzten Bildern gegenüber mißtrauisch zu machen, so dürfen wir uns

Digitized by Google

des Wenigen aus dieſem Wirrſale als unzweifelhaft echt Hervorgehenden um ſo mehr freuen.

Am meiſten gewinnen dabei die alten Skizzen und Handzeichnungen. Weht uns aus gefälſchten Bildern nicht ſelten ein Gefühl von Oede und Langweile an, wie ſie dictirten Briefen, im Gegenſatz zu der genialen Handſchrift des Dictirenden ſelbſt, ſo oft eigen ſind, ſo athmen dagegen Entwürfe der bezeichneten Art eine ſo große und zwingende Unmittelbarkeit des ſchaffenden Geiſtes, daß keine Mühe und keine Uebung je ausreicht, die Nachahmung vollſtändig zu machen.

Digitized by Google

Kunst und Kirche in Italien.

Um südliches, und zwar italienisches Leben zu verstehen, muß man vor allen Dingen eine Seite desselben in's Auge fassen, über deren Beschaffenheit diesseits der Alpen nicht leicht eine richtige Ansicht sich bilden läßt. Wir meinen das Kunstbedürfniß des Volks und die ihm werdende Befriedigung.

Wir haben hierbei nicht Vasaria's Ausspruch im Auge: schon die italienische Luft gebe dem Volke eine Kunstempfänglichkeit, von welcher der barbarische Norden nichts ahne. Ohne Zweifel liegt diesen Worten noch jetzt Wahrheit zu Grunde, doch hat sich unter den Gebildeten unserer Nation das Verhältniß seit jenem Ausspruch zu Gunsten der Barbaren geändert, und wir sind jetzt nicht selten in der Lage, den Ungeschmack in's transalpinische Gebiet zurück zu verweisen.

Bei alledem ist das Kunstbedürfniß des italienischen Volkes unleugbar groß, wenn auch von mancher Entartung

Digitized by Google

nicht frei, und es ist von höchstem Interesse zu beobachten, bis zu welchem Punkte die einzige bis vor Kurzem Italien als ein Ganzes beherrschende Macht, die Kirche, sich das Monopol erobert hat, diesem Bedürfniß Genüge zu thun und solcher Art sich den Sinnen des Volkes unentbehrlich zu machen. Die letzten Umwälzungen haben auf diesem Gebiete manche Schranke eingerissen. Dennoch sind ihrer noch immer genug verschont geblieben, so daß es sich der Mühe lohnt, das Systematische in der kirchlichen Kunstbevormundung näher ins Auge zu fassen.

Wenn man die Geschichte dieser Leistungen durchläuft, findet man das Bestreben, die Kunst zu einem Monopol der Kirche zu machen, bald in dieser, bald in jener Gestalt zu Tage treten. Wo sich Verbote durchsetzen lassen, nimmt man zu ihnen die Zuflucht, um keine Concurrenz zu haben. Wo durch Bessermachen allein das Uebergewicht erreichbar ist, verwendet man unerhörte Summen auf diese Art der Ueberflügelung. Immer aber ist man im offenen Kampfe gegen den Mitbewerber um die Gunst des kunstbedürftigen Volkes begriffen, und zu keiner Zeit verkennt man, wie die Kirche in ihrer entsittlichten Bedeutung mit dem Siegen oder Unterliegen in diesem Wettstreite stehen oder fallen muß.

Bekanntlich hat die Schauspielkunst sich nur nach langjährigen Anstrengungen zur weltlichen Selbstständigkeit durcharbeiten können. Die Kirche erkannte auf den ersten

Digitized by Google

Blick diese gefährlichste aller Nebenbuhlerinnen, und man weiß, wie lange alle derartigen Bestrebungen sich in der zwingenden Form von Mysterien, Moralitäten und Klosterschauspielen unschädlich machen lassen mußten. Vor allem versuchten die Jesuiten noch einmal die den Händen der Kirche entschlüpfende Schauspielkunst ihr zurückzuerobern. Die um das Jahr 1597 von den Jesuiten auf offenem Markt zur Aufführung gebrachte Monsterkomödie, „der Kampf des Erzengels Michael mit dem Lucifer", wobei nicht weniger als 900 Personen den Chor bildeten, war ein großartiger Versuch in dieser Richtung. Vierzig Jahre später gaben die Jesuiten in Neapel zu Ehren der Infantin eine Vorstellung, welche 7000 Ducaten kostete, und wobei schon Kinder in Wolken umherschifften, eine später dem Jesuitenstyl in der Malerei so werth gewordene Erfindung. Auch die Benedictinerinnen von Santa Maria Donn' Albina führten bei derselben Veranlassung Schauspiele für Damen auf, ohne übrigens es übel zu nehmen, daß eine Menge Cavaliere, von den obern Fenstern der Kirche aus, diesem heiligen Spectakel zusahen.

Wie aber in Neapel der Vicekönig Monterey von dieser Kunst bis zu einem Grade angesteckt wurde, daß er um jeden Preis Schauspieler unterstützt wissen wollte und sogar den spanischen Officiren und einer gewissen Classe unbeschützter Frauenzimmer, mittelst einer monatlichen Schauspielsteuer von vier Carolin, den Theater-Besuch gebot, so

Digitized by Google

verallgemeinerte ſich auch an andern Orten bald der Geſchmack an dieſer Vergnügung, und allmälig wurde die Kirche in ihren desfallſigen Monopolanſprüchen überflügelt. Seitdem hat ſich, wie man weiß, in den meiſten Ländern dies Verhältniß noch mehr zu Ungunſten der Kirche geſtaltet, und wenn wir Calderon und Shakeſpeare in ihren religiöſen Standpunkten einander gegenüber halten, ſo giebt das ſeiner Kirche häufig dienſtbare Schaffen des Erſtern und die völlig dem Dienſte der Kunſt gewidmete Thätigkeit des Andern Anhaltepunkte genug, welche das Unterliegen der Kirche in dieſem Wettſtreit nicht unerfreulich erſcheinen laſſen.

Gegenwärtig iſt die Schauſpielkunſt in Italien zu einer Macht herangewachſen, die ſich nicht viel leichter unterdrücken laſſen würde, als etwa die Preſſe ſelbſt. Alles, was ſogar in Rom gegen ſie auszurichten iſt, beſchränkt ſich darauf, daß man ihr beſtimmte unfreiwillige Ferien auferlegt, z. B. von Aſchermittwoch an bis Oſtern, immer eine nicht unbedeutende Unterbrechung.

Während dieſer Faſtenzeit tritt nun die Kirche in ihr altes Recht zurück, ſelbſt und zwar allein die Sinne des Volks zu beſchäftigen, und ſie läßt keinen Augenblick verkennen, wie ſehr ſie hierin das Beſte zu leiſten ſich für befähigt hält.

Da ſich inzwiſchen die Schauſpielkunſt als Kunſt gerade in Italien zu einer gewiſſen Meiſterſchaft entwickelt hat,

Digitized by Google

so muß die Kirche als Dilettantin verzichten, in der ehemaligen Weise eine Bühne der andern gegenüberzustellen. Es werden zwar noch immer geistliche Komödien aufgeführt und man erhält ohne große Mühe zu solchen Schaustellungen Zutritt, doch sind sie mehr auf die Privatbühnen geistlicher Häuser eingeschränkt und haben nicht im italienischen Sinn einen öffentlichen Charakter. Der Wettstreit im Großen ist aufgegeben.

Aber in kleine Scheingefechte zersprengt, erkennt man ihn doch wieder, und allenthalben tritt das deutliche Bestreben zu Tage: unterhaltend zu sein, zu ergötzen, die Menge anzuziehen, volle Häuser zu machen.

Nun werden die unterirdischen, mit Schädeln und Skeletten tapezirten Kapellen bei der Engelsbrücke und bei den Mönchen neben dem Tritonenplatz geöffnet, festlich erleuchtet, köstlich durchräuchert und früh und spät von Leuten besucht, die sich gern einmal mit dem Grausen auf Du und Du befinden möchten. Nun klettert's und kriecht's die hohe Treppe von Ara Celi hinauf, um kleine geputzte Mädchen auf Stühlen oder Tischen mitten im Kirchenschiff die sogenannten Kinderpredigten hersagen zu hören, d. h. Gedichte in Dialogform, welche den bambino, die madre di dio, den buon padre Giuseppe oder die immacolata concezione feiern. Nun drängt sich's nach dem Bambino von Ara Celi selbst, der Wunderpuppe, welche während der Revolutionstage im päpstlichen Wagen umhergefahren

Digitized by Google

wurde, um solcher Art diesen Pracht-Wagen vor dem ihm drohenden Autodafe zu bewahren. Nun sind in Sant Onofrio der Laie und der Gottesgelahrte (in den bekannten Disputationen des dotto und des rozzo) nahe daran, einander die Köpfe zu zerzausen, und während der eine mit schlagendem Volkswitz sich über Heilige und Fromme lustig macht, der andere aber im Eifer der Bekehrung die Komik des Gegners zu überbieten sucht, wiederhallt das Tonnengewölbe des ehrwürdigen Baues von dem beifälligen Gelächter der versammelten Zuschauer.

Auf den Straßen nicht minder wird der Vorübergehende zum Verweilen festgehalten. Dem Pantheon gegenüber improvisirt sich plötzlich auf dem geborgten Tische des ersten besten Pizzicatore eine geistliche Kanzel. Ein paar alte oder junge Müssiggänger machen Platz, halten auf, laden zum Bleiben ein. Irgend ein guter Bruder im langen Rock besteigt den Krämertisch und redet von Gott und Beelzebub, Himmel und Hölle, vor allem aber von der unbefleckten Madonna, deren Bild er mit der Farbenglut eines Allori in die Luft malt. Zum Schluß greift er zu einem bereit gehaltenen Crucifix, kniet davor, redet es an, läßt alle Anwesenden seine Worte nachsprechen, springt dann vom Tische hinab und hat seine Tagesarbeit gethan.

Aehnliche Unterhaltung lockt die Menge nach dem Colosseum. Bekanntlich ist der alte Tummelplatz von Thier und Mensch, mit einer Anzahl Leidensstationen ausgestattet

Digitized by Google

worden, und an einem Tage jeder Faſtenwoche, aber auch ſonſt nicht ſelten, wird hier eine Mönchspredigt gehalten. Sie hat ſchon mehr maleriſche Wirkung, weil eine begleitende Schaar Vermummter, wie man ſie bei Begräbniſſen ſieht, die Stufen der breiten Kanzel umſtehend, gleichſam den Chor zu dem belebten Monolog des Mönches abgiebt.

Nicht minder iſt um dieſe Zeit der gewandte Dialektiker der Kirche Jeſu, Pater Curci, auf ſeinem Poſten. Er hat eine Menge feine Beobachtungen zu ſeiner Verfügung und wenn er denſelben hin und wieder mit feinem Mundſpitzen eine ſarkaſtiſche Färbung giebt, ſo geſchieht's im vollen Bewußtſein der auch ihm, dem gelehrten Jeſuiten, obliegenden Pflicht, nicht allein zu moraliſiren, ſondern auch zu divertiren.

Iſt nun gar Anlaß zu einem Jubeljahr oder zu einer größern kirchlichen Feſtlichkeit, ſo locken auch fremde Redner, z. B. der Cardinal und Luſtſpieldichter Wiſemann, Zuhörer in Menge an, und die Preiſe der Rohrſtühle ſteigen von einem Tage zum andern.

Dies iſt die eine Seite, wie die ſogenannte ſtille Zeit, welche dem Schluß der Theater folgt, in eine ſehr laute Zeit verwandelt wird und die große Menge fortwährend in Athem und fern von ihrer Werkſtatt hält.

Aber allerlei decorative Schauſtellungen kommen hinzu, um die Bühne und ihre Täuſchungen möglichſt wenig ver-

Digitized by Google

missen zu lassen. In vielen Kirchen reißt während des ganzen Jahres der Faden der Puppenspiele nicht ab. Da giebt es in der Garderobe neben der Sacristei blaue, gelbe, goldgestickte Röcke für den Schutzpatron der Kirche, für die heiligen drei Könige, für die anbetenden Hirten, für die santa virgina und alle übrigen geistigen Verwandten bis zum Gottvater hinauf. Und wieder neben der Garderobe, in rumpligen, bernsteinräucherigen Kammern stehen Gliederpuppen und Wachs- oder Holzfiguren umher, heilige Leute, sobald sich die Garderobe ihrer angenommen hat, aber schmuzig und wurmstichig im Negligé der Polterkammer. Rückt nun ein Festtag, oder gar die Fastenzeit heran, da wird der Kirchendiener im rothen Rocke plötzlich eine wichtige Person, der Niemanden mehr zu grüßen Zeit hat und höchstens noch dem Altar seinen Knix macht. Nun schleppt er mit den gemietheten Facchini aus der Rumpelkammer hervor, was irgend noch zusammenhalten will; nun wird gewaschen, gebürstet, übertüncht und zum Stehen gebracht, was irgend noch der Zahn der Zeit verschonte; nun steckt man die ungefügigen Holzpuppen in Sammt- und Atlasgewänder, setzt ihnen Diademe auf, nagelt sie ihnen wohl gar auf die hölzerne Stirn fest, und bringt sie in allerlei Stellungen in die Papplandschaft eines Palmenwaldes, wo sie, kunstvoll beleuchtet und durch ein Gitter abgesperrt, mit ihren gemalten Augen Wochen lang die andächtige Menge anstarren, um nach beendigtem

Digitized by Google

Geschäft wieder in das Dunkel der Polterkammer zurückzuwandern.

Von diesen stummen Schaustellungen giebt es zu Festzeiten immer eine hübsche Anzahl in Roms Kirchen, und jede derselben bemüht sich, die allgemeine Schaulust auf Kosten ihrer Nachbarin auszubeuten.

Solcher Art wird von dem Leben der Bühne gerettet, was irgend zu retten ist.

Es versteht sich indessen, daß ein kunstbedürftiges Volk noch andere Handhaben bietet, an denen es sich fassen und leiten läßt, und so wird denn auch in anderen Richtungen keine Mühe gescheut. Wie viel die Malerei im Dienste der Kirche geleistet hat, bedarf nicht der weitern Ausführung. Alle italienischen Kirchen sind mit werthvollen Bildern, wenn auch nicht immer mit Meisterwerken gefüllt. Die Privatsammlungen haben ihre Schätze meistens aus den Kirchen genommen, aber die letztern bieten noch immer reiche Auswahl, und somit findet das dahin zielende Kunstbedürfniß erwünschte Befriedigung. Nicht minder ist die Sculptur unter dem Schutze des Krummstabes aller Orten rührig gewesen. Steinbilder ohne Zahl drängen sich aus Nische und Säulenumzäumung hervor. Alabasterne Engel, marmorne Päbste und Heilige, — wohin man blickt, Kunstwerke, wenn auch überwiegend aus ruhmredig schlechter Zeit.

Somit ist die Sculptur, ist die Malerei in einer Weise

Digitized by Google

zum Dienſte der Kirche herbeigezogen worden, wie ſie nur irgend dem Kunſtbedürfniß des italieniſchen Volkes ſich gefällig erweiſen konnten.

Es blieb noch eine andere gewichtige Macht, welche zu dem Menſchen redet, die Muſik. Und hier hat ſich die Kirche nun allerdings in Verlegenheit befunden. Man hört in Italien noch immer bei beſtimmten Veranlaſſungen alte Muſik, z. B. den Ambroſianiſchen Lobgeſang und Verwandtes. Die Mönche vor allem beharren bei dieſen verſteinerten Tonweiſen, mit denen ihr ganzes Daſein in der That wie zuſammengewachſen erſcheint. In der ſixtiniſchen Kapelle und in einer Seitenkapelle S. Peters kommen ferner neben den Manieriſten, welche den Stil Pergoleſe's und Paleſtrina's zu moderniſiren unternahmen, noch hin und wieder die beſſeren Meiſter zu Gehör. Im Großen und Ganzen aber iſt die wirklich gediegene Muſik aus den Kirchen Italiens verſchwunden.

Dies iſt vielleicht das feinſte Symptom unter den vielen, welche den innern Verfall der italieniſchen Kirche verrathen. Denn das Weſen der Muſik iſt Aufrichtigkeit. In jeder andern Kunſt läßt ſich leichter trügen. Die Muſik hat keine Maske.

Nun aber finden wir ſchon ſeit mehren Jahrzehnten in ganz Italien weder Componiſten, welche im wirklichen Sinne des Worts heilige Muſik zu ſchreiben unternähmen, noch auch Zuhörer, denen die vorhandenen Compoſitionen

Digitized by Google

aus guter Zeit zum Herzen klängen. Seit der ausgezeichnete Sonderling Philipp von Neri die Congregation der Prieſter des Oratoriums ſtiftete und den Geſchmack am Drama durch das kirchliche Oratorium zu verdrängen ſuchte, ſeitdem hat man von Jahrhundert zu Jahrhundert Anſtrengungen gemacht, um der gefährlichen Nebenbuhlerin, der Oper, ihre Anziehungskraft zu nehmen, Ceva, Pariati, Orſini, Zeno, Spagna, endlich ſogar Metaſtaſio, haben Texte für Oratorien zuſammengetragen, und nach Emilio del Cavaliere's Vorgang haben Leo, Jomelli, Buononcini und Andere, Caldara nicht zu vergeſſen, für dieſe Texte die Muſik geliefert; aber immer mehr iſt man dem Operuſtyl nahe gekommen, und endlich haben ſich die Kirchenpforten den Opernmelodien ſelbſt aufgethan; nur ein Schritt noch weiter, und die Opernbühne verlegt ſich ganz dahin, von wo aus man die gefürchtete Feindin ſo lange bekriegte. Es fehlt nicht an dem guten Willen.

Eine Notiz aus Keſtners römiſchen Studien mag dieſen Gegenſtand ergötzlich beleuchten. Der Sohn Lotte's, trotz ſeiner diplomatiſchen Stellung in Rom fortwährend mit Künſtlern aller Zweige im collegialiſchen Zuſammenhange, wurde eines Morgens von einem befreundeten Italiener mit einem Beſuch überfallen. Eben mühte er ſich mit der Buffoarie „non più andrai Farfallone amoroso!“ ab. Der Italiener war Chordirigent der Franciskanerkirche zu Frascati. „Was zum Teufel ſingen Sie da?“ rief der

Digitized by Google

Maeſtro dem eben über eine Verzierung Hinweggleitenden entgegen. „Nichts für Sie," entgegnete Keſtner. „Späße eines lockern Barbiers über einen verliebten Pagen; haben Sie nie von Figaro gehört?" — „Niemals! Aber die Arie taugt vortrefflich für eine meiner Meſſen, es fehlte mir grade noch das „Gloria in excelsis."

Und er entlieh den koſtbaren Fund, um die luſtige Arie wirklich in Frascati zum Beſten zu geben, wo ſie ſeitdem in der nämlichen Franciskanerkirche mit zweckmäßigen Textveränderungen eine der beliebteſten Arien der Messa cantata geblieben iſt.

Es kann hiernach nicht befremden, wenn man bei Jubelfeſten, wie ſie z. B. zur Feier der unbefleckten Empfängniß in der römiſchen Chieſa nuova unter Capocci's Leitung aufgeführt wurden, bald Oratorium, bald Oper durcheinander hörte. In der That hatte man, wenn je, in jenem Jubeljahr Gelegenheit, die Anſtrengungen zu beobachten, welche neben der Kunſt der Tapezierer und Lichtgießer durch die Tonkunſt im Dienſte der Kirche gemacht wurden. Wenn ſämmtliche Kirchenräume zu Baldachinen von rothem Sammet umgeſchaffen und mit vierzig bis fünfzig lichtverſtreuenden Kryſtallkronen erleuchtet waren, da füllten ſich in der mächtigen Chieſa nuova hoch oben im Querſchiff die zwei ſteinernen Chorbalkone, deren jeder eine Orgel nebſt Inſtrumentiſten und Sängern enthielt; an einem andern Ende der Kirche aber, dem Auge verdeckt,

Digitized by Google

ziſchelte ein als Echo und zu unverhofften Antworten bereit gehaltenes Häuflein noch weit himmelhöher untergebrachter Sänger. Rechnet man die am Altar entfaltete Transparentpracht hinzu, die unüberſehbare Menſchenmenge, die ſpäte Stunde, ſo wird man begreifen, welche Vorbedingungen zu einer wirklich großen Wirkung erfüllt erſchienen. Dennoch gehörte ſchon lange Gewöhnung an italieniſchen Muſikverfall dazu, um einer ſelbſt mit ſolchen Mitteln ausgeſtatteten Aufführung bis an's Ende beizuwohnen. Man denke ſich, daß Gabrieli, Nanini, Tartini, Bellini und Capocci ſelbſt in fröhlicher Brüderlichkeit wie in einem muſikaliſchen Kaleidoſkop durcheinander geſchüttelt werden, daß auf eine Halbfuge Pergoleſe's eine Verdi'ſche Opernarie folgt, Piccini auf Scarlatti, Mercadante auf Marcello, Donizetti auf Orlando Laſſo, und man wird eine ungefähre Vorſtellung von dem Kunſtgenuß haben, welcher die faule Frucht dieſer ungewöhnlichen Anſtrengungen iſt. Man denke ſich hinzu, daß, was man vor ein paar Wochen im Theater beklatſchte — beklatſchte, weil die Prima Donna einmal vorzüglich bei Stimme war —, daß dies ſelbe Geſangſtück hier von den fiſtulirenden Männerſopranen der päpſtlichen Kapelle heruntergeſungen wird — Muſtapha heißt einer von ihnen —, und man wird ſich ſagen müſſen, daß die italieniſche Kirche, zwiſchen Ueberlieferungen und Neuerungen eingeklemmt, in der Muſik dem Lahmen gleicht, der mit

Digitized by Google

Hülfe seiner Krücken ein Tänzchen versucht, um seine Lahmheit zu verstecken.

Die ernste Orgel wird bei diesem Opernwesen zur förmlichen Caricatur. Die vollen, langathmigen Töne, welche so ehrwürdig an die farbenreiche Symphonie eines Naturſturmes gemahnen können, werden zum meckernden Staccato zerhackt und trippeln kindisch daher wie ein gefallsüchtiger Greis. Nichts Unschöneres, als das Prestissimo-Geplauder eines Donizetti'schen Doctor Bartolo auf die schwerfälligen Lungen eines Orgelblasebalgs übertragen.

Die Orgel ist denn auch in Mißcredit gekommen. Im Neapolitanischen z. B. hat man die Militärmusik mit zum Dienst herangezogen. Beim Fest des heiligen Januarius trommelt's und bläst's den halben Tag vom Chor herunter, und man findet Bellini für diese Festlichkeiten fast schon zu ernst. Bei allen Landfesten, worunter man in Italien nichts Anderes als Kirchenfeste zu verstehen hat, liegt es höchstens an der Dürftigkeit der Gemeinden, wenn nicht Militärbanden in den Kirchen und bei den Processionen aufspielen. Da man übrigens den Schutzpatron gleichzeitig durch kräftige, vor der Kirche abgefertigte Böllersalven feiert, und da man ihm zu Ehren an der Kirchenthüre eine Art Jahrmarkt abhält, während der Messe Gelato und Granito ausruft, am Nachmittag häufig eine Tombola zum Besten giebt, Abends aber feuer-

Digitized by Google

werkt und leuchtende Ballons aufsteigen läßt, mithin alles laut und weltlich lärmend betreibt, so fällt bei diesen ländlichen Patronatsfesten die unkirchliche Musik kaum noch verletzend auf. Man ist ohne längeres Zögern völlig in die Rolle der Jahrmarktsbelustiger eingegangen, duldet nicht, daß sich ein Concurrent daneben breit macht, und hat das Ideal dreist proclamirt, nach welchem in den Städten noch schüchtern umhergetappt wird: auf kirchlichem Wege dem Volke Alles zu bieten, wonach — so nennen sie's — sein Kunstbedürfniß nur Verlangen hat.

Es liegt am Tage, daß dieser Zweck nur erreicht werden würde, wenn die italienische Kirche eine gewisse, ihr erreichbare Grenze der Kunstvollkommenheit, nach Art der alten Aegypter, als überhaupt und auch von der weltlichen Kunst nicht überschreitbar feststellen könnte. Es ist wohl keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie diesen Ausweg wählen würde, stände ihr die Wahl frei. Früheren Zeiten ist dies möglich gewesen, und wir finden in der Geschichte jeder Kunst eine Entwickelungsstufe, vor deren Betreten oder Uebertreten eine gewisse religiöse Scheu die Vorwärtsstrebenden zurückhielt.

Heutzutage aber freilich hat die Kirche kaum in den ihr eigensten Darstellungsgebieten in solchem Sinne noch ein Wort mitzureden. Als z. B. der Maler Flatz in Rom die armen Seelen im Fegefeuer in Kleidern darstellte und allen ihn besuchenden Nichtkatholiken dadurch anschaulich machte,

Digitized by Google

von einem wirklich brennenden Feuer und von lauter halbgerösteten armen Sündern sei selbst im Fegefeuer nach moderner Auffassung nicht mehr die Rede, da erschien die mit der Tradition streitende Neuerung dem Papste Pio Nono so auffallend, daß er vom Vatican nach der Piazza di Spagna fuhr und die drei Stiegen zum Flatz'schen Atelier erstieg. Er stand lange vor dem Bilde und er mochte seine eignen Gedanken über die neue Mode haben. Aber als er fortging, äußerte er sein vollkommenes Einverständniß damit, wir denken, weil er wußte, daß ein Kleiderverbot seinerseits keinen Künstler abhalten würde, sich die schwierige Fleischmalerei durch passende Gewandung auch selbst bei Darstellungen des Fegefeuers vom Halse zu schaffen.

Somit wird, so weit der Clerus seine Macht noch geltend machen kann, ohne klaren Zusammenhang gemaßregelt. Man gefällt sich darin, ohne von irgend puritanischen Bedenken gegen die Vergnügungssucht des Volkes geleitet zu werden, ihm alles das zu verkümmern, was ihm nicht gerades Wegs durch die Kirche zugetragen wird. So hat man den Improvisatoren ein grausames Ende gemacht, und kaum ist auf offnem Markt noch eines einzigen dieser ungefährlichen Vorleser habhaft zu werden. Dennoch lasen sie, wie man weiß, meistens nur ihren Ariost, ihren Tasso, ihren Dante und vermittelten auf naive Weise zwischen dem gelehrigen aber ungeschulten Volke und seinen großen Geistern früherer Jahrhunderte. Warum verfolgte

Digitized by Google

man dieſe Zunft, die ungepflegt aus dem Boden aufgeſchoſſen war und deren Schößlinge man in jedes andere Land zu verpflanzen wünſchen müßte? Wir glauben, den Grund genannt zu haben.

Aber noch eiferſüchtiger faſt iſt die italieniſche Kirche auf eine andere Art Unterhaltung, vielleicht die beſte von allen, welche zwiſchen Spiel und Kunſt aus der heitern Sitte eines glücklich organiſirten Volkes ſich entwickeln kann. Wir meinen den Tanz. Man hat bei dieſem Wort leicht eine zu nordiſche Vorſtellung. Wer deutſche Kirmeßtänze im Auge hat, der mag der Anſicht ſein — obſchon wir ſie nicht theilen —, daß in der That wenig verloren würde, wenn dieſe Art Tanz ein Ende hätte. Aber jenſeits der Alpen überhaupt kommt man mit dem Maßſtab nordiſcher Ausgelaſſenheit nicht durch. Es iſt ein unglaublicher Abſtand zwiſchen unſerm deutſchen Bauern- oder Handwerkervolk und den gleichen Claſſen in Italien. Schon die Mäßigkeit im Genuſſe berauſchender Getränke bringt den Italiener gegen uns in den auffallendſten Vortheil. Man ſieht keine Luſtigkeit, welche ihre Urſachen auf dem Boden der Flaſche nachweiſen muß. Dazu kommt die große Zurückhaltung des weiblichen Geſchlechts. Nie haben wir in Italien eins jener leicht geknüpften Verhältniſſe zwiſchen Soldaten und weiblichen Dienſtboten geſehen, das uns in Deutſchland und Frankreich auf jedem Wege begegnet. Und zwar gilt dieſe

Digitized by Google

Zurückhaltung nicht nur den Fremden, sie gilt nahezu im gleichen Maße den Einheimischen. So hat denn auch die natürlichste Annäherungsform der im Spiel sich gegenüber tretenden Geschlechter, der Tanz, in Italien keine jener rohen Seiten, an denen unser Volk wohl noch Jahrhunderte lang zu glätten haben wird. Er hat vielmehr wesentlich einen privaten Charakter. In jeder Familie ist ein Tambourin zu finden, und schon die Kinderhand lernt sich dieses einfachsten aller Instrumente mit Geschick bedienen. Gesang dazu, auch eine Uebung, die sich jeder ohne Ausnahme zu eigen macht, — und das Tanzorchester ist beisammen. Somit fällt schon das Bedürfniß des Tanzsaals und der bezahlten Spielleute weg. Aber der Tänzerin ist auch der Tänzer entbehrlich. Eine Schwester, eine Nachbarin, ja selbst irgend eine Alte, sind ihr grade so willkommen, denn es kommt bei ihrem Tanze nicht auf das Gegenüber an; sie tanzt ja von ihrem Gegenüber durchaus unabhängig, und bei der ängstlichen Zurückhaltung, welche ihr anerzogen ist, fühlt sie sich fast freier, wenn sie ihres Gleichen vor sich hat. Nun denke man sich dieses Volk, dem so leicht gepfiffen ist, in der fröhlichen Festlichkeit seiner Octoberfeste von ehemals, wie es familienweise hinauszieht vor die Thore Roms und sich dort, im Schmucke seidner Gewänder, goldner Ketten und funkelnder Zitternadeln, seiner Schönheit freut; oder wie es Abends auf den platten Dächern am Golf Neapels nach beendigtem Tagesgeschäft in der

Digitized by Google

Kühle aufathmet und zwischen dem Liede einmal zum Tambourin greift, um seiner Behendigkeit und des ihm eingebornen Bewegungsadels froh zu werden; man denke sich dieses gern und unschuldig tanzende Volk und mache ausfindig, aus welchem Grunde ihm der Tanz verboten worden war . . . aus welchem andern, als dem angedeuteten: weil die italienische Kirche diese Kunst bisher noch nicht in ihr Bereich zu ziehen gewußt hat, und weil sie nun einmal nicht zugeben wollte, daß sich das Volk ohne ihren Beistand belustige.

Es versteht sich, daß Niemand etwas dagegen zu erinnern hatte, wenn Diejenigen Bälle gaben und besuchten, welche nicht zum Volke rechnen, ja, daß man bei Verfolgung dieses Thema's auf die abgeschmacktesten Widersprüche stieß und heute noch stößt. Werden doch während der ganzen Theaterdauer unsere modernen Ballete in Rom selbst unangefochten zugelassen, sind doch sogar die Verdi'schen Opern auf diese Erholungspause recht eigentlich berechnet; aber der Volkstanz war verboten.

Man fühlt sich versucht, daran zu erinnern, daß König Salomo vor der Bundeslade tanzte, und daß bei einigem guten Willen solcher Art doch auch diese Kunst im Dienst des Feierlichen wieder aus ihrer Bescholtenheit zu erlösen wäre. Warum keine tanzenden Kapuziner gleich den tanzenden Derwischen?

Wir kommen zum Schluß. Wo immer die italienische

Digitized by Google

Kirche ſich dem Volke aufdrängen kann, da geſchieht es, wenn nicht auf gütlichem Wege, ſo auf dem Wege des Gebots oder des Verbots. Sie hat zu dieſem Zweck von künſtleriſchem Beiwerk an ſich geriſſen, was ihrem Weſen irgend aſſimilirbar war. In dem Beſtreben, jeden Pulsſchlag des Volks zu regeln, hat ſie ſich zur Dienerin ſeines Kunſtbedürfniſſes erniedrigt und hat dies letztere in bloße Schauluſt und in den Hunger nach ſtark ſinnlichen Eindrücken ausarten laſſen, da ſie als Dilettantin nicht die Stimme eigner künſtleriſcher Eingebung, ſondern den ſcheinbar raſcheſten Erfolg als ihr Geſetz anerkennen muß. Somit iſt es ihr wie dem Strome ergangen, welcher ſeinen Spiegel weit über die fruchtbaren Lande hin ausdehnen möchte und dabei an Tiefe und Kraft einbüßte, was er an Breite erobert zu haben glaubte: ſie hat ſich verflacht und verflacht ſich täglich mehr.

Digitized by Google

Monumentale Sculptur in Italien.

Von dem alten Philosophen Empedokles erzählte die Sage, er habe es verstanden, die Passatwinde in Eselshäuten aufzufangen und sie sich in solcher Art unterthan zu machen. Daß die Künstler mit den Geschmacksströmungen bisher nicht in gleicher Weise zu verfahren wußten, ist für sie und für uns ein Glück und zugleich der Grund, warum — vor Allem in Rom — jeder Tag sein Neues verlangt. Da modelliren, zirkeln, meißeln und poliren sie von früh bis spät; Thonladungen strömen von der einen, Marmorfuhren von der andern Seite der ewigen Stadt zu, unzählige Kisten mit Gyps- und Marmorbildwerken passiren die Ausgangsdogana, und nur der pontificale Taxator der ausgeführten Kunstgegenstände vermöchte zu sagen, wie hoch sich die Gesammtsumme dieser Kostbarkeiten im Laufe des Jahres zu erheben pflegt.

Es wäre in cultur- und kunstgeschichtlicher Beziehung ungemein interessant, wenn Rom über diesen Theil seiner

Digitized by Google

Thätigkeit statistische Jahrbücher führte. Wo bleibt all dieser, Kunstwerk gewordene Rohstoff? wohin geht er jetzt und wohin ging er vor zehn, fünfzig, hundert Jahren? dient er dem religiösen Cultus oder dem der häuslichen Laren? und handelt sich's im Wesentlichen um religiöse, historische, genrehafte Stoffe?

Einstweilen hat sich die Oeffentlichkeit dieser Thätigkeit noch wenig bemächtigt, und wenn man am Ende einer Menge Kunstwanderungen steht, so hat man wohl ein ungeheures Detail nach und nach an seinem Blick vorübergleiten sehen, aber zu einem Gesammtüberblick ist man dennoch nicht gelangt.

Ein kleines Büchlein, das uns in Rom unter die Augen *kam, bestrebt* sich, dem Fremden, namentlich dem Engländer, als Führer in den verschiedenen Ateliers zu dienen. Es bringt indessen nur solche Adressen und Nachweise, zu welchen die Künstler selbst dem Herausgeber verhelfen, hat also ohngefähr den Charakter einer tausendköpfigen Reclame im französischen oder englischen Geschmack und macht auf keinerlei Vollständigkeit Anspruch. Dennoch zählt es, außer den vielen Malern, Steinschnitzern und Mosaikkünstlern nicht weniger als 56 Bildhauernamen.

Rom ist nun aber auch recht eigentlich die Stadt der Bildhauerei und wird es aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange bleiben. In keiner Stadt der Welt wird es dem Bildhauer so leicht möglich, seine schöpferische Kraft ohne

Digitized by Google

ein Aufgehen in dem Handwerksmäßigen seiner Kunst zu entfalten.

Wenn es ihm behagt, braucht er nur in Thon zu arbeiten und alles Uebrige thun andere für ihn. In der That ist ein solcher Ueberfluß an tüchtigen Technikern, die den mechanischen Theil eines Bildwerks — das Ausmessen nach complicirten Dreiecken, die Handhabung des Tasterzirkels, des Bohrers, Hammers, Meißels, bis zur Raspel hinab — auf sich nehmen, daß die Künstler von einem eben fertigen Modell schon zum andern übergehen können und, während sie ungestört erfinden und weiter modelliren, rings um sie her eine fabrikmäßige Vervielfältigung ihrer Bildwerke in geregeltem Fortgange ist.

Unsere heimischen Künstler sind grade in dieser Beziehung viel ungünstiger gestellt, und die Natur der Sache verweist sie fast mit Gewalt auf den Metallguß. Ohne Zweifel zwar hat es sein Gutes, wenn der Bildhauer sich der Behandlung des Marmors nicht zu sehr entfremdet; in vielen Fällen fühlt man eine gewisse Trockenheit und Nüchternheit der Arbeit, wenn der Künstler dem Techniker gar zu viel freie Hand ließ; aber je leichter dem Geiste sein Schaffen gemacht wird, desto besser doch im Allgemeinen für ihn und für die Kunst; der technischen Schwierigkeiten giebt's ohnehin noch genug.

Michel Angelo verachtete bekanntlich fremde Aushülfe. Er liebte es, einen Weg zu gehen, auf dem so ziemlich alle,

Digitized by Google

die ihm folgen würden, straucheln müßten. Thon war ihm ein zu weichliches, zu leicht bildsames Material; den Marmor selbst, wie er im Block vor ihm lag, nahm er in Angriff. Aber wie vieles blieb auch darum unvollendet, wie oft begegnete es ihm, daß er zu tief schlug, wie schwer war es ihm, eine gewisse Herbheit, Härte und ein Zurschautragen von Kraftübermaß zu vermeiden, was der stete Kampf mit dem störrigen Material so leicht in seinem Gefolge hat.

Dem Bildhauer in Rom kommt außer den schon berührten Vortheilen noch die Nähe Carrara's zu statten. Bekanntlich verdrängte der tunesische weiße, jetzt nach der Stadt Carrara benannte Marmor schon zu Cäsars Zeiten die von den Griechen benutzten penteliſchen und pariſchen Marmorarten. Das schönste Material ist somit billig und in bester Auswahl zur Hand. Zuweilen werden auch sogar größere Skulpturſachen schon in Carrara punktirt, so daß einerseits der Block in geringerem Gewicht nach Rom gelangt, andrerseits aber die Gefahr beseitigt wird, in der römiſchen Werkstatt erst Adern und Fehler im Stein zu entdecken. Der Transport solcher halbfertigen Werke erfordert freilich größere Sorgfalt und macht größere Kosten.

Wir erinnern uns eines hübschen Bildes von Professor Nerly in Venedig, das einen solchen Marmortransport zum Vorwurf hat. Eine Menge Büffel sind beschäftigt, einen Block von der Stelle zu schaffen, der sich durch seine Größe auszeichnet. Der Maler hatte den guten Einfall,

Digitized by Google

den Namen Thorwaldsen auf diesen Block zu setzen, und erklärte dem für eine lustige Idee leicht zugänglichen Meister, es sei der nämliche Block, aus welchem Thorwaldsen später das päpstliche Monument in der Peterskirche gefertigt habe. Um dieses Signums willen sind von dem Bilde viele Copien bestellt worden.

Wenn wir nun die Musterung des römischen Ateliers nochmals im Geiste durchmachen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß die Profangeschichte, das Portrait, die Romantik und das sogenannte Genrehafte gegen heilige Darstellungen sehr im Uebergewicht sind. Ebenso gehört die eigentlich monumentale Skulptur, soweit sie der Kirchhof in Anspruch nimmt, zu den vernachlässigten oder doch mehr den untergeordneten Kräften verfallener Richtungen.

Für diese letztere Erscheinung liegt der Grund theils darin, daß Roms Campo Santo wenig besucht ist, und die Mode sich bisher diesem Gebiete nicht wie in Neapel oder Paris zugewandt hat; zum größten Theile aber erklärt die Entfremdung der bessern Künstler von diesen Arbeiten sich durch die große Menge der für solche Zwecke schon vorhandenen Musterarbeiten, mit deren Nachbildung und Variirung genug schwächere Bildhauer beschäftigt sind. Da aber die reichern Adelsfamilien ihre Familiengrüfte in den Kirchen haben, so nehmen hier die marmornen Verherrlichungen der Verstorbenen mit mehr oder minderem Geschmack ihren ununterbrochenen Fortgang. In ganz Italien

Digitized by Google

findet man die Kirchen mit solchen Denkmalen gefüllt; Venedig, Florenz und Rom wetteifern darin. Nur Neapel steht in dieser Beziehung zurück. Sein Campo Santo ist dagegen eine kleine Marmorstadt.

In Deutschland kennen wir dergleichen kaum, am wenigsten in Norddeutschland; der Protestantismus hält die Kirchen doch besser von Privatovationen frei und verweist die Todten seit Langem nach dem Friedhofe. Dadurch wird bei uns der Drang gefördert, großen Todten Standbilder auf öffentlichen Plätzen und Anlagen zu errichten, eine Sitte, worin wir dem kunsterfüllten Italien voraus sind.

Die römischen Monumente solcher kirchlichen Bestimmungen gehören nun gewöhnlich der gemischten Gattung der Portraits und der Allegorie an. Zum Glück ist die überschwengliche Zeit der Allongenperrücken, der fliegenden Posaunenengel und der Prachtdecken aus farbigem Marmor überwunden; auch der Tod erscheint nicht mehr mit Hippe und Stundenglas, guckt nicht mehr hinter einem steinernen Riesenvorhang hervor. Die mildere Darstellungsweise Canova's mit ihren nachgeahmten Grabeingängen, ihren langen Reihen von allegorischen Leidtragenden ist noch in zahlreichen Monumenten vertreten, doch hat sie in letzter Zeit ebenfalls an Anhängern verloren. Canova's Grabmal in Venedig (nach seinem Entwurf ursprünglich für Tizians Grabmal bestimmt und später demjenigen Canova's selbst zugeeignet) wird vor der

Digitized by Google

Hand wol das letzte Bildwerk in diesem Geschmacke sein.

Es ist belehrend, die Entwickelung der monumentalen Skulptur in Italiens Kirchen zu verfolgen, um sich über die Wirkung und die Mittel klar zu werden, welche hier übersichtlich beisammen sind. Wir wollen dabei nicht über die Zeit der Wiedergeburt zurückgreifen. Dem Einfachen folgt das Ueberladene, dann das Geschmackvolle, aber Ueberreiche.

Zuerst erwähnen wir Antonio Pollajuolo's Grabmal des Papstes Sixtus IV. in St. Peter, eine ringsum freie Bronzearbeit; der Nachfolger Christi ruht in feierlicher Haltung über den acht allegorischen Figuren der Tugenden und den noch tiefer angebrachten zehn wissenschaftlichen Allegorien. Diese wie jene sind hautrelief gearbeitet und beeinträchtigen nicht die Hauptfigur. Die Wirkung ist ernst. Die Arbeit stammt aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts.

Andrea Sansovino, einige Jahrzehnte später, ging in seinen beiden Grabmälern in St. Maria del Popolo von der gestreckten Lage der Todten ab, und gab ihnen eine mehr schlummerrechte Lage. So ruht auch Julius II. auf dem bekannten Mosesgrabmal des Michel Angelo.

Sitzend dargestellt dagegen sind u. a. der Lorenzo des Michel Angelo in Florenz, gleichsam in sinnender Stellung und zwar in einer Nische hinter dem Sarkophag, auf

Digitized by Google

welchem zwei ruhende allegorische Gestalten: Morgen und Abend; ferner die zwei angeblich nach Ant. da Sangallo's Entwurf ausgeführten päpstlichen Monumente in der Kirche Sta. Maria Sopra Minerva in Rom, der Pontifex erhaben in einer Nische, rechts und links vor ihm stehende Evangelisten; beide Grabmäler des Sangallo sind einfach und von der ernstesten Wirkung; auch Paul III. von Guglielmo della Porta sitzt; das Postament ist schon höher und mächtiger, sowie die beiden ruhenden Figuren tief unten in kolossaleren Verhältnissen.

Der spätern Zeit waren indessen diese Art Monumente nicht mehr bedeutsam genug; um der eignen Thätigkeit der Phantasie auch nicht das Mindeste mehr zu überlassen, mußten Gestalten in bunter Menge alle erdenkbaren Bezüge auf Tod, Unsterblichkeit, Ruhm, Trauer und was sonst noch in Betracht kommen konnte, versinnlichen und ähnlich wie in der Malerei jener Geschmacksepoche wurde der begrenzende Rahmen allenthalben dem Figurengewühle zu eng.

Italien ist voll von diesen bombastischen Auswüchsen; bald zu Pferde, bald zu Fuß, mit Degen und Perrücke in möglichst bewegter Geberde, füllen die Steinbilder Verstorbener die Kapellen und Kreuzgänge an; der Tod schreibt (wie bei Urban VIII.) den Namen auf die Gedenktafel des ewigen Ruhms; prächtige Decken von farbigem Marmor oder Banner mit Wappen verhüllen zum Theil die Sar-

Digitized by Google

kophage und hängen weit über die Grenzen des Denkmals selbst hinab; affectirte Kinder oder Engel sind wie Schwalbennester in jedem freigebliebenen Winkel des bunten Memento mori angeklebt.

Eines der absonderlichsten Denkmäler in diesem Geschmack weist die Kirche St. Agostino in Rom auf; es gilt dem Cardinal Laurentio Imperiali. Er selbst hoch oben in knieender Stellung; weiter unten sein Sarkophag, an welchen eine allegorische Figur — der Ruhm? — gekettet ist; eine andere Figur mit Schlangen in den Haaren, einen Leuchter in der Hand, hebt den Sargdeckel auf und ein Phönix steigt alsbald erlöst aus der Asche empor, zum großen Befremden des daneben stehenden Gerippes.

Aus dieser Zeit, wo man alles dem Stein zumuthete, stammt auch der Einfall, auf einer wirklichen Galerie marmorne Zuhörer für die Messe unterzubringen. In der wenig bekannten Kirche Sta. Maria della Vittoria sind zu beiden Seiten des Theresienaltars Balcons angebracht: auf einem derselben sieht man vier Zuhörer, auf dem andern drei; sie sind nicht sehr andächtig, sondern in lebhafter Unterhaltung; der eine scheint ohne gehörige Rücksicht auf die Localität entworfen und stößt mit der Nase gegen die Wand.

Man darf füglich die steinernen Sackschläger und Buckligen im Garten Boboli zu Florenz Blutsverwandte dieser Richtung nennen; selbst die Versuche, Ovids Metarmaphosen

Digitized by Google

in Marmor zu übertragen, die baum- und schilfwerdenden Jungfrauen, der hirschwerdende Acteon, entstammen der nämlichen Geschmacksverirrung. Die Skulptur sollte die Rolle der Malerei übernehmen.

Die Arbeiten Camillo Rusconi's stehen unter den überladenen Erzeugnissen seiner und der ihm vorausgegangenen Zeit bereits wieder edler da. Sein Grabmal Gregor XIII. in St. Peter ist noch bei weitem nicht einfach, doch bezeugt es, daß sich der Künstler viel größerer Mäßigkeit befleißigte, als man damals gewohnt war. Es stammt von 1723. Obenan wiederum die päpstliche Hauptfigur, sitzend, mit erhobener Rechten; unten links, zu ihm aufblickend, eine Sybille; rechts mit Helm und Schild eine Kriegsgöttin. Sie hebt eine vielfaltige Decke auf, und betrachtet ein darunter zum Vorschein kommendes Basrelief, das zur Verherrlichung Gregors bestimmt ist. Unter dem Monument gewahrt man eine Art greifartiger Ungethüme.

Man hatte sich indessen lange genug mit der marmornen Darstellung von Sarkophagen beholfen. Es kam darauf an, eine neue Idee für monumentale Zwecke zu finden. Canova fand sie wol nicht grade — denn die Pyramiden-Erbauer waren ihm voraus gegangen, — doch machte er sie volksthümlich, indem er statt der steinernen Särge die ganze Begräbnißstätte zu versinnlichen unternahm.

Sein kolossales Grabmal Clemens des XIV. von 1783 ist schon der äußere Umriß eines vollständigen Mausoleums.

Digitized by Google

Oben sitzt der Papst mit vorgestreckter Rechten, eine kräftig empfundene Gestalt. Links, vorn übergelehnt und trauernd, steht eine weibliche Figur; ihr Kopf reicht nicht bis an die Platte, auf welcher der päpstliche Stuhl steht. Rechts sitzt eine sinnende, weibliche Figur, ein Lamm ruht daneben.

Die voneinander abweichenden Stellungen der beiden allegorischen Gestalten, die eine sitzend, die andere stehend, beeinträchtigen einigermaßen das Ebenmaß des Ganzen. Man ist in dieser Beziehung früher schon oft frei zu Werke gegangen, hat aber, wo es geschah, auch nie eine rein künstlerische Wirkung erreicht.

1792 wurde Canova's Grabmal Clemens des XIII. in der Peterskirche vollendet. Die Anordnung ist ähnlich. Der Papst bildet wieder den Gipfelpunkt des Mausoleums, tiefer links steht eine weibliche Gestalt, der Glaube mit Kreuz und Strahlenkrone; ihr gegenüber rechts ein sitzender Todesengel mit umgewendeter Fackel; unten zu beiden Seiten des Grabeinganges die berühmten Canova'schen Löwen hingestreckt, der eine traurig, der andere ergrimmt.

Das Ebenmaß dieses Werkes ist wieder durch das gerügte Sitzen und Stehen beeinträchtigt, mehr aber noch durch die Haltung des Papstes selbst. Er kniet nämlich, so daß man ihn beinahe im Profil sieht. Der Mittelpunkt geht deshalb gleich oben verloren. Der Zusammenhang unter den Figuren ist lose. So schön die einzelnen Theile sind, so beeinträchtigt erscheint doch die Gesammtwirkung.

Digitized by Google

Jakob des III. von England Grabmal in der Peterskirche ist einfacher. Zwei Engel stehen mit gesenkten Fackeln trauernd am Eingange eines Grabgewölbes, darüber sind drei Profilportraits in Basrelief angebracht, eins nach rechts, zwei nach links. Man erkennt übrigens gleich an der mangelnden Tiefe des Denkmals, daß es sich nur um eine Scheingruft handelt, was wiederum stört.

Das Grabmal der Erzherzogin Christine in Wien ist bekannt. Hier begiebt sich ein Zug Leidtragender in die offene Grabkammer. Die ursprüngliche Form der Grabmonumente wurde ganz beseitigt. Die bisherige Hauptfigur verschwindet, der figürliche Aufbau ist nicht pyramidalisch, eine wirkliche Steinpyramide muß an die Stelle treten. Diese Form von Grabmalen wiederholt sich seit 1797 oft.

Sie dient in fast unveränderter Wiederaufnahme bei dem schon erwähnten Grabmale in Venedig, das ursprünglich von Canova für Tizians Grabmal entworfen, dann aber, als Canova vor der Vollendung des Werkes starb, auf Kosten seiner Verehrer in ganz Europa für sein eignes Grabmal ausgeführt wurde. Da sich's bei diesen Monumenten, außer den allegorischen Figuren, nur um ein Medaillonportrait des Verstorbenen handelt, so konnte der Tausch vor sich gehen, ohne daß der Composition zu sehr Gewalt angethan wurde. Folgendermaßen hat man sich das Ganze zu denken. Zu der Pforte einer kolossalen

Digitized by Google

Marmorpyramide führen drei Stufen hinan. Links vom Eingange ruht mit schmerzlichem Ausdruck der venetianische Löwe, noch weiter links ein großer Genius der Skulptur; von der rechten Seite bewegen sich nach der Grabthüre ein verschleiertes Weib (Venedig oder Skulptur), von einem Genius gefolgt, hinter diesen, wieder von zwei Genien gefolgt, Architektur und Malerei. Das Ganze ist würdig und ernst. Man hätte den Löwen vielleicht besser bei guter Laune gelassen, da zu viele Leidtragende, zumal thierische Beihülfe, die Naivetät des Eindrucks schwächen. Wir haben hier indessen nicht das Detail im Auge, da es mehr auf die Totalform, zu welcher die monumentale Kunst im Dienste der Todten durchgedrungen ist, ankommt.

In Roms Protomoteca hat ein Schüler Canova's, E. Fabris, dem Lehrer ein Denkmal errichtet, das abweichender Form ist, indem die Pyramide wieder aufgegeben wurde, hier vielleicht wegen des beschränkten Raumes. Auf hohem Marmorunterbau ruht Canova, den rechten Arm auf die Büste der Medusa gestützt, den Kopf halb über die Schulter gewendet, wie seine Büste auf der Passeggiata; er trägt antike Gewandung, der Oberkörper ist ziemlich entblößt. Zu dem trauernden Genius mit der Leier, welcher auf einer untern Stufe des Monuments sitzt, gesellen sich drei trauernde allegorische Gestalten, Skulptur, Architektur, Malerei. Die Arbeit ist nicht gewöhnlicher Art, die Wirkung aber schwach; der kleinliche

Digitized by Google

Raum, wo man das Monument unterbrachte, beeinträchtigt freilich seine Erscheinung mehr als billig.

Wenig Befriedigung gewährt ebenfalls Dante's Denkmal in Florenz, in der Kirche Sta. Croce. Es ist von Ricci entworfen und ausgeführt. Der Dichter der divina comedia ist sitzend dargestellt und in der frühern Weise auf hohem Postament; rechts, auf einem tiefern Standpunkt, die trauernde Poesie, weit vorn übergebeugt, fast knieend; links Italia, mit prahlerischem Pathos auf den Dichter zeigend. Diese Figur steht dem Dichter so nahe, daß ihre aufgehobene Linke fast seine Kniee berührt. Die Inschrift „Onorate l'altissimo poeta!" vervollständigt die unbescheidene Zudringlichkeit dieser Italia. Florenz konnte eben bei einem Denkmal für Dante nicht bescheiden genug sein. Der altissimo poeta war geehrt und gefeiert an mehr als einem Orte Italiens, als Florenz ihn fünfzehn Jahre lang in der Verbannung hielt; es darf daher nicht füglich zu laut mitsprechen, wenn es dem Andenken des Dichters treu zu bleiben gilt. Ricci hätte in der Inschrift besser daran erinnert, daß der gute Wille der Kinder nicht immer ausreicht, die Schulden der Väter zu bezahlen.

Der Aufbau dieses Monumentes bietet übrigens, wie wir sehen, keinen neuen Gedanken.

Dasjenige Alfiéri's von Canova in der nämlichen Kirche bringt wieder den Sarkophag und über diesen gebeugt die trauernde Italia.

Digitized by Google

Im nämlichen Styl ist das eine Monument der Familie Venturi in Sta. Maria Novella in Florenz von Ricci; der figürliche Theil beschränkt sich auf eine vorn überlehnende Trauernde; bei dem andern Monument liegt eine halb aufgerichtete weibliche Gestalt mit erhobenen Händen; ihre Geberde ist nicht frei von Pathos.

Auch Signorins' Denkmal in Sta. Croce zu Florenz von Ricci bietet nur eine verhüllte, sitzende Gestalt, in überlebensgroßen Verhältnissen. Da sie dem Marmorsteine, welcher als Grabbehälter gedacht ist, sich halb zuwendet, sieht man ihre Gestalt im Profil. Begreiflicher Weise hat der Unterkörper dadurch von einer Seite etwas Unschönes, fast Plumpes, wie wir fürchten, selbst für die Bewunderer der Venus Kallipygos.

Die Grabstätten der Familie Torlonia im Laterau, erst vor einigen Jahren vollendet, bieten für unsern Zweck wenig Erwähnenswerthes, so schön, ja prächtig in ihrer reichen Verwendung von nichts weiter als Marmor und starker Plafondvergoldung sie auch ausgestattet sind. Ungewöhnlich ist nur an dem Denkmal der Herzogin, daß sie aufrecht stehend dargestellt ist; vor ihr, wiederum tiefer, rechts eine sitzende, aufzeichnende, links eine stehende Gestalt mit dem Friedenszweige, ein Kind an der Hand. Die Bedeutung des Friedenszweiges hier wird derjenige am besten verstehen, der die Einzelnheiten des traurigen Processes kennt, mit welchem diese reiche Wechsler-Familie neuesten Stamm-

Digitized by Google

baums eine Zeit lang die bösen Zungen der ewigen Stadt unterhielt. Der Banquier-Herzog ist sitzend abgebildet, unten vor ihm, links die Vertreterin des Gottes der Kaufleute und Diebe, rechts eine Mutter mit zwei Kindern, dankbare Almosenempfänger.

Das größte und neueste Denkmal dieser Art in Italien ist dasjenige Tizians in der Kirche Sta. Maria Gloriosa ai Frari in Venedig. Es steht demjenigen Canova's grade gegenüber. Tizian hat einen schlechten Tausch gethan, so viel Marmor für ihn auch unter den Meißel genommen worden ist.

Folgendermaßen sind die Umrisse der Composition. Sie ist von Zandomeneghi. Hoch oben sitzt der alte Tizian; zu seiner Rechten steht ein junges Mädchen (etwa la bella?) oder eine Statue; ob ein lebendes oder ein Marmorbild beabsichtigt ist, läßt sich sonderbarer Weise nicht mit Sicherheit erkennen; zu Tizians Linken sieht man einen Genius, der ihm einen Farbenkasten reicht. Durch dieses Aufgehen des alten Meisters in eine ziemlich lockere Gruppe, verliert er natürlich an eigener Bedeutung. Etwas tiefer stehen, näher dem Beschauer, je zwei weibliche allegorische Gestalten an jeder Seite der Hauptgruppe. Die Eckfiguren sind größer als die andern. Sie sind ohne faßlichen Bezug neben einander gestellt und man glaubt das Bret eines Gypsfigurenhändlers vor sich zu sehen. Ganz unten erblickt man noch zwei männliche, sitzende Gestalten,

Digitized by Google

gewissermaßen Flügelmänner des ganzen Marmorcontingents, das hier zusammengebracht wurde. Sie sind von sehr großen Verhältnissen; der linkssitzende, ein halb nackter Greis, hält eine Tafel in der Hand, auf welcher der bekannte Ausspruch Kaiser Karl des Fünften über den großen Venetianer zu lesen ist. Der bärtige Mann rechts, die Gegenwart vertretend, wie jener die Vergangenheit, hält ebenfalls eine Marmorplatte in Händen, worauf Ferdinand des Ersten als Begünstiger dieses Denkmals gedacht wird. Ueber die einzelnen Figuren an und für sich ist nur Günstiges zu sagen, dem Gesammtwerke aber fehlt Harmonie.

Gedenken wir endlich noch des schon erwähnten Monumentes, welches Thorwaldsen zum Andenken des Papstes Pius VII. in der Peterskirche ausführte. Die Anordnung schließt sich den übrigen Grabmalen dieses Riesenbaues in den Hauptzügen an. Hoch oben der sitzende, ernste, alte Papst mit lehrend erhobener Rechten. Zu seinen Füßen zwei geflügelte Seraphims in Gewandung, in ihren schlanken Körperverhältnissen an die Söhne des Laokoon mahnend; der eine schreibt, der andere hält eine Sanduhr. Tiefer unten rechts die Wissenschaft, ein ernstes, schönes Weib, lesend, den Finger sinnend am Mund, einen Kranz auf dem Haupte. Links die Kraft, ein groß aufblickendes Weib mit über der Brust gekreuzten Händen, den linken Fuß auf einer Keule, entwaffnet durch die Nähe des Glaubensfürsten. Kopf und Oberkörper bedeckt ein Thierfell. Die Form

Digitized by Google

dieſes Monumentes entſpricht denjenigen, wo man das Aeußere einer Grabkammer vor ſich zu haben glaubt.

Zu dieſem Werke kehrt man nie zurück, ohne ernſt geſtimmt zu werden. Anfangs ſtörten uns die Seraphime; wir wagen indeſſen nicht, ſie weg zu wünſchen, da, je öfter wir vor dem Denkmale verweilten, uns immer mächtiger die feierliche Harmonie des Ganzen entgegentrat.

Und hier mag denn von den vielen Einzelnerſcheinungen der Blick ſich auf das Allgemeine ſolch' monumentaler Skulptur zurückwenden.

Wer wollte es leugnen, daß ſie ſelten einen ihrer Hauptzwecke erfüllt: den Beſucher einer Grabſtätte geſammelt und feierlich zu ſtimmen und ſeine Gedanken in würdigen Zuſammenhang mit dem Verſtorbenen zu bringen.

Ein Kreuz auf grünem Friedhofe vermag das in den meiſten Fällen beſſer. Je weniger dem Auge an äußerlichem Beiwerk und Schmuck geboten wird, deſto freier bemächtigt das Gemüth ſich der richtigen Stimmung, deſto weniger Fremdes drängt ſich zwiſchen den Todten und den zum Grabe gepilgerten Lebenden, deſto unbeſchränkter wirkt die umgebende Natur und ihre Ruhe auf unſer Inneres.

Aber wenn dieſe Eigenſchaft einfacher Friedhöfe die größte Beſcheidenheit beim Aufwenden monumentalen Schmucks empfiehlt, und wenn die Nichtachtung dieſer Selbſtbeſchränkung unſeren modernen Kirchhöfen ſo leicht den Charakter von Paradebetten giebt, ſo darf der Bild-

Digitized by Google

hauer freilich in den sonnenhellen, geräuschvollen Kirchen Italiens nach andern Gesetzen fragen und dem Monumente die selbstständigen Eigenschaften eines Kunstwerkes in erster Reihe vorbehalten.

Hier ist es nicht mehr der Nahestehende, der Verwandte des Verstorbenen, welcher in Betracht kommt, wie auf dem Friedhofe, wo Andere kaum sein Grab besuchen. Hier handelt sich's um ein öffentliches Denkmal für Alle; und ihnen die Eigenschaften des Todten in würdiger Weise in's Gedächtniß zu rufen, gilt nun billiger Weise dem Künstler für einen wesentlichen Zweck seiner Aufgabe. Freilich kommen hier gleich die vielen Verherrlichungen nicht öffentlicher Persönlichkeiten in's Gedränge, und alle Bemühungen des Künstlers scheitern an der Widersinnigkeit der Aufgabe selbst.

Aber selbst bei Monumenten, welche das Andenken an Namen stärkeren Klanges verlängern sollen, tritt noch eine weitere Rücksicht hinzu. Der Künstler hat die Aufgabe, zugleich die Ornamentik eines großen Bauwerkes zu vervollständigen. Beiden Zwecken muß er vereinigt zu genügen suchen. Sein Werk soll den Todten verherrlichen und zugleich den Lebenden ein Kunstgebilde bieten, das mit dem Orte selbst harmonisch verwächst.

Diese mehrfachen Rücksichten, so vielseitig bedingt durch die Räumlichkeit der Stätte, durch den Charakter des Baues wie der angrenzenden Denkmale, schließen die Möglichkeit

Digitized by Google

aus, eine bestimmte Form aufzustellen, welche als vorwiegend zweckmäßig sich immer und aller Orten empfehlen könnte.

Wenn man indessen auf die vielen Versuche in dieser Richtung zurückblickt, wird man einzelne Punkte hervorheben können, die unter allen Umständen Beachtung verdienen dürften. Möglichst große Einfachheit und Ruhe stehen hier in erster Reihe. Das Skulpturbild drängt mit Gewalt zum Beschaulichen. Jede zu lebhafte Bewegung eines Steinbildes beunruhigt schon durch die Theilnahme, welche sie an dem Gefangensein desselben im Stoff erweckt. Nur wenn eine Statue nicht nach dem freien Gebrauch ihrer Kräfte ringt, haben wir Theil an der schönen Ruhe, die dem Stein eigenthümlich ist. Darf diese Regel für alle Skulptur gelten, so empfiehlt sie sich mit besonderem Nachdruck für monumentale Zwecke in kirchlichen Räumen. Hier handelt sich's ja recht eigentlich um ein Erlöstsein, um ein Ausruhen; und wie der Tod über das Gesicht des Leidenden im Augenblicke des Sterbens jene wunderbare Klarheit und Glätte ausbreitet, die nur wenige Viertelstunden ausdauert, aber völlig abschließt mit jedem vorausgegangenen Schmerzensausdruck, so ist es auch die Aufgabe eines Grabmals, das Ueberwundenhaben, das letzte Beruhigtsein abzuspiegeln, und den Beschauer bei diesem schönsten Abschnitt der Vergänglichkeit verweilen zu lassen.

Es kann hier nur von der Stimmung des Ganzen die

Digitized by Google

Rede sein; sie auszudrücken, selbst mit Umgehung der figürlichen Wiedergabe des Todten, ist die Aufgabe des Künstlers und hierin wird sich sein feines Gefühl am schönsten bethätigen. Wo er aber das Bild des Gestorbenen selbst bringt, wird er es in einer Weise zu erklären wissen, daß jene Stimmung nicht durch das zu reale Leben verdrängt wird. Thorwaldsens Pius löst diese Aufgabe.

Leichter und naiver ist sie gelöst in jenen Denkmalen, wo der Todte auf seinem Steingrabe ausgestreckt liegt, wie wir sie in Deutschlands, Frankreichs und Englands, weniger in Italiens Kirchen so vielfach finden. Es liegt ein Zauber von Ruhe und Frieden über diesen alten Steinbildern, der mit größerem Aufwande schwer verträglich ist und verloren geht, sobald allegorische Gestalten, die Wirkung zu steigern, hinzugethan sind. Diese unscheinbaren thierischen Symbole — der Hund zu Füßen z. B. als Zeichen der Treue und des ehelichen Standes — ersetzen in weit rührenderer Einfalt jene großen allegorischen Lobredner, und die Wiederaufnahme symbolischer Attribute würde hier mehr als irgendwo sonst am Platze sein.

Wo sich's übrigens um Prachtmonumente handelt, bei denen die Rücksicht sie auch in Größe und Reichthum vor anderen auszuzeichnen, in Betracht kommt, da wird man früher oder später immer zur Ueberschwenglichkeit zurückkehren müssen; aus einer Gefühlsverwirrung entwickelt sich nun einmal nicht die Blüthe des guten Geschmacks.

Digitized by Google

Eine Jesuitenkomödie in Rom.

In dem Collegio di Propaganda Fede findet alljährlich, etwa um die Zeit der heiligen drei Könige, ein sogenanntes Sprachenfest statt. Eingeladene oder Angemeldete haben Zutritt. Das letzte römische Jubeljahr, veranlaßt durch die Feststellung des Immacolatodogma's, gab dem berühmten Missionsseminar Gelegenheit, im Geschmack der rappresentatione sacre ein besonders reichhaltiges Programm vorzuführen und eine große Menge Neugieriger zu dieser für das vergleichende Sprachstudium so anziehenden heiligen Komödie herbeizulocken. Da es mit den römischen Jubeljahren auf die Neige gehen dürfte, so mögen diese Aufzeichnungen dem modernsten derselben eine Erinnerungstafel widmen.

Unweit des Berninischen Palastes, welcher dem Jesuitencollegium jetzt gehört, war man um jene Zeit eben beschäftigt, die „Mariolatrie" durch Aufrichtung einer neu

Digitized by Google

aufgefundenen antiken Säule zu feiern. Sie sollte durch eine Statue der im Halbmond stehenden Madonna geschmückt werden. Ob sie das Jesuitencollegium oder Spitthövers deutschen Buchladen anschauen werde, stand noch dahin.

Dieses Monument, ein Unterwerfungssymbol der alten Gegner des Immacolatodogma's, der Dominicaner, gereichte den Jesuiten zu nicht geringem Stolze, und sie suchten ihre Befriedigung über diese ihnen so nahe gerückte Auszeichnung durch eine doppelt reiche Ausstattung des diesmaligen Sprachenfestes an den Tag zu legen.

So wurde dasselbe denn am 14. und 15. Januar mit allem Pomp in der geräumigen Kapelle des Jesuitencollegiums begangen. Das Schiff war mit männlichen Zuschauern gefüllt. Die Damen schloß man aus, gestattete ihnen jedoch, durch die Fenster der oben anstoßenden Gemächer dem sonderbaren Schauspiel beizuwohnen. Hinter den Zuschauern, auf dem Chor hatte eine starkbesetzte Musikbande ihren Posten bezogen und leitete im italienischen Geschmack durch Verdi'sche und andere Opernstücke die heilige Parade ein. Die Schüler der Propaganda saßen auf erhöhten Bänken mit dem Rücken gegen den Altar gekehrt, hinter ihnen erinnerte das Portrait des Papstes an den siegreichen Beendiger dieses dogmatischen Streites, der so manches Jahrhundert unerledigt geblieben war und dessen Erledigung das erstaunte 19. Jahrhundert in seinen An-

Digitized by Google

nalen verzeichnen mußte. In Gaëta kam dem Flüchtlinge, so versichert Dr. Cullen, der Gedanke, Maria's Zorn sei nur zu besänftigen, wenn endlich ihre bestrittene Ursprungsgöttlichkeit festgestellt werde. So war's denn um alle Widerreden zu Gunsten der Erbsünde geschehen.

Oberhalb des päpstlichen Bildes erblickte man dasjenige des Messias. Da die Jesuiten ihren Namen auf Jesus zurückführen, haben sie in ihren Kirchen noch häufig das Bild des Stifters unsrer Religion, während in ihren Predigten mehr die Kirchenväter zu Worte kommen. Marienbilder haben in andern Gemeinden lange das Uebergewicht. Der ganze Mariencultus mit seinen süßen Mysterien ist dem italienischen Katholicismus entsprechender.

Nachdem das Orchester seine Pflicht gethan hatte, begannen die Vorträge der Schüler. Blumenbach hätte, da er sich hauptsächlich durch die Form der Schädel leiten ließ, seine fünf Menschenracen an den kurzgeschorenen Häuptern mit Muße durchmustern können. Die Einförmigkeit der schwarzen, mit rothen Litzen besetzten Kleidung, täuschte nur auf Augenblicke über die Mannigfaltigkeit des hier gebotenen Racenmaterials.

Ein Hebräer machte den Anfang, nachdem so eben die letzten Töne der Rossini'schen diebischen Elster verhallt waren. Er sprach in kurzen Absätzen weinerlichen Tons und hatte große Mühe, in seinem hebräischen Vortrage mit den vielen Zischlauten fertig zu werden.

Digitized by Google

„Stille herrſcht," ſagte er etwa, indem er die von den Weiſen vernommene Engelsſtimme reden ließ, „Alles ſchweigt. Die Hirten löſen einander ab. Weiſer! Höre mich und ſei klaren Verſtandes! Dort liegt er, der Starke, der Unausſprechliche, der Antike! in dem Hüttenwinkel! So ruht im Ocean die koſtbare Perle, ſo blühen die Roſe und die Lilie im einſamen Felde, ſo wächſt in der öden Wüſte der Myrrhenbaum, der Spender heiliger Wohlgerüche."

Als der Hebräer geſchloſſen hatte, trat ein Chaldäer an ſeine Stelle. Giuſeppe David aus Moſſul nannte ihn das Programm. Er war ein bärtiger Jüngling. In einiger Entfernung hatte man, die vielen Kehl- und Gaumenlaute abgerechnet, einen Britten zu hören geglaubt. Seine Worte ſollten dem Engelsgruß als Antwort dienen.

„Ach! die Stimme iſt nicht mehr zu hören. Wie tönt die Rede in mir wieder! Was verſchwindeſt Du? die weiſen Chaldäer, die des Königs Träume nicht zu deuten wußten, kannten die von dir uns enthüllten Geheimniſſe nicht. Eingebildeter Weisheit voll folgten ſie dennoch ſtumm den hochmüthigen Monarchen Babylons. Das Wort iſt Knecht geworden — ihnen war's noch nicht geoffenbaret."

Ein Anderer folgte mit einem Vortrag in Vulgär-Chaldäiſch. Anknüpfend an die Knechtwerdung des Wortes ſagte er:

Digitized by Google

„Und wenn der Große sich herabläßt, nimmt es da noch Wunder, daß seine Mutter neben ihm ein Gleiches thut? Blicke ich auf, da glaube ich ihre Stirne zu erblicken, aber es ist nur unser Führer, der Stern! Ihre Seele übertrifft ihn noch an Reinheit. Und doch wird sie nicht von allen erkannt! Aber siehe! Gottes Geist zerstäubt die Nebel und den Staub! Der Erde Völker begrüßen sie, die Weißgekleidete, in deren Antlitz das Licht des Morgensterns zu zittern scheint. Die Zeit wird kommen, wo Chaldäa im doppelten Sinne eine andere Sprache sprechen wird."

Als Andrea Attar von Diarbekir aus Mesopotamien geschlossen hatte, kam die Reihe an den Syrier Pietro Posik. Seine Sprache gemahnte an's Polnische, hatte aber schönern Klang und Vocalreichthum, wobei eine Menge zweisilbige Worte mit betontem Schluß-E den Vortrag verdeutlichten. Er hatte die Predigt des heiligen Ephraim, des Syriers, zum Preise der Madonna zu Hülfe genommen und erhob in einem langen Gedichte die Wunder ihrer unbefleckten Erscheinung.

Ein Schriftarmenier, Michele Ferachian aus Damaskus, löste ihn ab. Das unbequeme „chan" kam bei ihm wie bei seinem Nachfolger, einem Bulgararmenier, Pasquale Rubian aus Konstantinopel, häufiger als wünschenswerth zu Gehör. Während dieser sich an die Griechisch-Katholischen wendete und ihnen vorhielt, das Kreuz des

Digitized by Google

Vatikans ſei das des Libanon, — ſie möchten das griechiſche Kreuz in aller Heiligen Namen fahren laſſen, ſprach jener von dem Regenbogen und von der glücklichen Landung Noahs auf dem Ararat. Der Nachgeborne des Haik, des älteſten Bekehrers der Armenier, verabſcheue den ihm einſt mit Perſern und Aſſyrern gemeinſchaftlich geweſenen Glauben. Hier nur ſei Schönheit des Glaubens und Menſchwerdung Gottes.

Nachdem die Hörer unter den vorgeführten Dialecten zwar manches Abſonderliche, aber doch nichts eigentlich Komiſches vernommen hatten, brachte ein Araber und nach ihm ein Bewohner Hindoſtans plötzlich Heiterkeit in die Stelle der beginnenden Monotonie.

Sign. Behnan Benni aus Moſſul trug im weinerlichſten Ton, ohne irgend welche Worttrennung eine im Uebrigen recht hübſche Legende vor, nach welcher die Madonna auf ihrer Flucht durch die Wüſte, von Arabern neugierig begrüßt, beim Anblick der weißen Gewänder und Turbane ſich an die heiligen drei Könige erinnerte. Die Araber luden ſie und den h. Joſeph, l'uomo di pace, ein, ihnen zu ihrem Könige zu folgen. Sie läßt ſich überreden — und ſeitdem, ſchließt die Legende, hat die jungfräuliche Mutter, welche ein Kind in der Krippe anbetet, ihren Platz unter den 360 Heiligen der Araber.

Das Programm ſetzt hinzu: Es iſt freilich ausgemacht, daß eine Vergine Immacolata die Macht hatte,

Digitized by Google

vom erſten Augenblick an jede noch ſo wilde Seele zu bezaubern.

Wollten wir die Klangfarbe dieſes Vortrags wiedergeben, ſo würden wir etwa lauter, durch einen Konſonanten geſonderte Vocale aneinanderreihen, etwa cahohutalahuhu und ſo ohne Unterbrechung fort. Die äußerliche Erſcheinung dieſes Wüſtenſohns war ernſt, ſchön, das Haar von glänzender Schwärze, doch mochte ſein Naturell, ſchüchtern, matt, gebrochen wie ſich's gab, nur noch eine Ruine ſein, die kaum die einſtige Lebhaftigkeit des jungen Arabers ahnen ließ.

Verſtimmte aus dieſem Grunde die Abſonderlichkeit ſeiner Redeart mehr, als daß ſie beluſtigte, ſo konnte man bei der bequem gemächlichen Weiſe des Sign. Gaetano Ceſary aus Bettiah im engliſchen Hindoſtan um ſo freier ſeiner guten Laune die Zügel ſchießen laſſen. Er trug im allerlangſamſten Tempo in Worten, die wie lauter abgeriſſene Vocalmiſchlinge klangen, ein chineſiſches Lobgedicht auf den Papſt und den päpſtlichen Glauben vor, wobei ihn nicht im Mindeſten außer Faſſung brachte, daß einer der Zuhörer von Unwohlſein befallen wurde, wie es ſchien: bei dem Tonwerden dieſer Theekiſtenhieroglyphen von unbezwinglichem Schwindel ergriffen. Die ganze Erſcheinung hatte etwas Holländiſches, obſchon die gelbliche Haut und die Magerkeit zu keinem Myn Heer ſtimmte, und man fand um ſo mehr Humor in dem Einfall, eben

Digitized by Google

diesem soliden Gesellen die überschwenglichen Phrasen über des Papstes Allweisheit in den Mund zu legen. Das Programm ergänzte auch hier bei dem Ausdruck „Unfehlbarster der Weisen", daß man allerdings das Recht habe, den Papst in dieser Art über die morgenländischen Weisen zu stellen, da er, inspirirt von der eterna sapienza, alle Weisen überragen müsse.

Als der Mann aus Hindostan sich mit vergnüglichem Gesicht entfernt hatte, kam ein bärtiger Herr an die Reihe, der ohne das Attest der Propaganda, es sei der Rev. Simone Kajabegow aus Akhalzik in Georgien, in jeder Synagoge des Ghetto für einen Sohn Jakobs gehalten worden wäre. Auch er aber hatte etwas Müdes, Blasirtes, das an so manches sanft gewordene Mitglied einer londoner happy family gemahnte.

Sein Thema war durch die Sage geboten, welche eine christliche Sklavin, Sta. Christiana, von den Georgiern den Römern abgewonnen, als Bekehrerin des heidnischen Georgiens bezeichnet. Auch die Kreuzigung Christi durch einen Georgier, wie sie in der Landessage fortlebt, fügte sich diesem Gegenstande. Ein Lob auf die unbefleckte Madonna, durch welche die Sclavin erhöht und freigemacht worden war, schloß das südlich lebhaft gefärbte Gedicht.

Sign. Luigi Sciauriz aus Mardin, in Mesopotamien, ein gelangweiltes Wesen, das man etwa mit dem seit zwanzig Jahren in Geduld geübten Candidaten einer hinter-

Digitized by Google

pommerſchen Patronatspfarre verwechſeln konnte, trug die prophetiſche Meſſiasverkündigung des Zoroaſter vor. Sie iſt dem Abulfaragio entnommen, enthält die, auch andern Meſſias-Prophezeiungen ähnlichen Einzelnheiten und nimmt, wie die bekannte Stelle im Prometheus, auf den Mutterſchooß Bezug, dem der Meſſias reiner als die Roſe ſelbſt entkeimen werde. Die Bezeichnung Maria Händchen, welche die Perſer der duftenden Cyclame geben, wurde, bei dem Hervorheben der Heiligkeit Mariens in perſiſcher Anſchauungsweiſe, nicht vergeſſen.

Ebenfalls aus dem Lande Meſopotamien war der folgende Propagandaſchüler, Sign. Raolo Emmanuelion aus Telermen, der erſte energiſche und leidlich friſche unter allen bisher zu Worte gekommenen. Anknüpfend an die Sage, welche der Kreuzfahrerzeit zu entſtammen ſcheint, Maria ſei noch in der Wüſte verborgen, forderte er in kurdiſcher Sprache die Söhne der Steppe auf, die Heiligkeit des Wanderers zu achten, wie die Wüſtenhorden ſchon Marien kein Leids zugefügt hätten. Die Kopfbildung dieſes Meſopotamiers hatte viele Aehnlichkeit mit einer Amphore, wobei die Henkel die Ohren vertreten konnten. Die eigenthümlich herabhängende Naſe und die kleinen, nah zuſammenſtehenden Augen forderten zu einem Vergleich mit dem malaiiſchen ſ. g. Waldmenſchen heraus und Linné hätte in ihm eine Uebergangsſtufe ſeines Troglodyten gefunden.

Digitized by Google

Als der Steppenprediger sich verneigte und sein Gewand zum Wandern schürzte, erhob sich der unbewußte Komiker der Gesellschaft, Sign. Gaëtano Cäsary, von neuem, um in seiner hindostanischen Muttersprache einen Strohmann als Braminen anzureden.

„Bramine!“ sagte er im jüdisch näselnden Dialekt, in welchem die Laute i und e sich am häufigsten ablösten, „was soll jene Pyramide?“

„Es ist Brama!“ gab er für den scheinbar Angeredeten zurück, „Brama (Jagrenat), der zum siebenten Male Mensch wird und Hände und Füße verliert, um die Welt zu retten, indem er sie auf sich ladet.“

„Deine Fabeln verstehe ich nicht,“ erwidert wegwerfenden Tons Sign. Gaëtano. „Ich singe an den Gangesufern das Wort der Christen:

Gebenedeiet die Jungfrau, deren Schooß den Welterlöser gebar!“

Ein junger Indier, Sign. Adolfo Medlycott aus Chittagong, mit einer kaum durch Alexander Humboldt übertroffenen Stirnwölbung, betrat jetzt die Bühne. Obschon sein Vortrag ohne Betonung und Abwechselung war, zeichnete sich doch das Bengalische, was er sprach, durch A- und O-Laute und schöne Klangfarbe aus, so daß man häufig den Eindruck hatte, einen Italiener sprechen zu hören.

„Was beseufzt Ihr,“ hob er an, „noch immer den ruhm-

Digitized by Google

würdigen Avatar? (den fleischgewordenen indischen Gott) der rechte Messias ist ja erschienen.

„Warum denn ferner auf Wischnu's Altar köstliche Steine und die duftreiche basilische Pflanze opfern? Krönet doch lieber mit Euren Juwelen die Stirne der „Verginecka" von Zion; balsamirt mit jenen Düften ihren gottgebährenden Schooß. Wie lauter doch ist das Christenthum! Habt Ihr die Madonna befragt, ob sie reinen Ursprungs ist? Der Himmel antwortet: sie ist's! So verehre ich sie denn mit Herz und Mund und die Wellen des Bengals rufen: Amen!"

Nun stand ein Türke auf, Sign. Paolo Krikorian aus Konstantinopel. Unter seiner niedrigen Stirn, deren obere Mitte ein keilförmiger Ausläufer seiner Haupthaare trennte, brannte ein streitsüchtiges, ärgerliches Augenpaar; er brachte unwillkürlich auf politische Gedanken, und man begriff die Gereiztheit des „kranken Mannes." Uebrigens sprach er nach Art der Paschas mit sehr vollen Backen. Die unbefleckte Madonna war der Gegenstand auch seiner Huldigungen. „O, Turbanträger!" rief er aus, „öffne doch den Koran und lies:

„Kein Adamskind kam ohne Berührung mit Satan in die Welt! Nur Jesus und Maria ausgenommen! Zwischen ihnen und ihm verhütete ein Schleier die verhängnißvolle Berührung."

Dies durch Cottada aufgefundene Zeugniß des Korans

war kaum erklungen, als ein schwarzhaariges Kleeblatt aus dem Lande Pharao's sich in den Vordergrund drängte. Es waren Sign. Nadab aus Nedi, Sign. Bokai aus Hammas, Sign. Baraje aus Achmim, sämmtlich dem Lande des antiken Töpferthums entsprossen. Nachdem die Zuschauer eine Weile in Ungewißheit gehalten waren, ob es sich um eine Pantomime oder ein bloßes Schaustellen ägyptischer Breitbrüstigkeit handele, wagte Herr Nadab die Frage: ob Herr Bokai von der Wolke gelesen habe, welche dem Einzug des Heilands in Aegypten voraufgewandelt sei? Herr Bokai hatte Kunde davon. Er brach singend in die betreffenden Worte der Vulgata aus, wobei seine beiden Landsleute unisono einstimmten. Sie schlossen mit Verzierungen, wie sie dem italienischen Volksgesange und demjenigen jenseits des Mittelmeers eigen sind.

Dann begann Herr Nadab gegen Herrn Baraje gewendet: Ob es denn anzunehmen sei, daß ein so Ausgezeichneter dem Schooße eines Weibes entstammte, das nur einen Tag lang ganz irdischer Art gewesen sei?

— Unmöglich! betheuerte Herr Baraje.

Inzwischen hatte sich Herr Bokai, den Finger an der Nase, auf das ägyptische Erdbeben besonnen. Er machte mit der Hindeutung darauf aufmerksam: es habe Christi Einzug in Aegypten begleitet. Sogleich erhob Herr Nadob die Stimme zum Gesang:

Und die Tempel Aegyptens erbebten!

Digitized by Google

wobei die andern Beiden wieder wie vorhin einstimmten. Nachdem die Unbeflecktheit nun noch weiter das Für und Wider dieser jungen Leute beschäftigt und abermals zu einem melodischen Gefühlsausbruch Veranlassung gegeben hatte, schlossen sie singend mit einem: sei gegrüßet, o Immacolata!

Nochmals erhob sich nach dem Abtreten der drei Sänger ein Stammkind der Nilufer, Sign. Michele Fanus aus Alwahadla, um in tebanischer Sprache die Himmelfahrt Mariens zu preisen, den Mumien in den Pyramiden aber zuzurufen: es geschähe ihnen schon recht! Warum seien sie Heiden gewesen!

Zum Schluß der ersten Abtheilung wurde ein Schwarzer losgelassen. Es war ein junger kecker Neger, aus Darfur, voll bewußter Komik. Er schrie überlaut und focht mit den Händen in der Luft, so daß die fröhlichste Heiterkeit seine Anstrengungen von allen Seiten lohnte. „Ich bin schwarz!" sagte er, „wirst Du, sehr reine Gottesmutter, mich hören wollen? — Aber einer der Weisen war ja auch dunkelfarbig und Du sahest ihn doch an. Selbst die Sonne verschmäht nicht, uns Afrikaner Tag für Tag zu bescheinen."

Als der Neger fortsprang, erklangen von neuem die Pauken und Trompeten des Orchesters zu einem Finale aus Lucrezia Borgia. —

Dann aber begrüßte allgemeine Aufmerksamkeit die Sprache Homers und Pindars, mit welcher Sign. Stauraki

Digitized by Google

aus Syra die zweite Abtheilung eröffnete. Leider brachte die Veranlassung des ganzen Festes es mit sich, daß auch hier zum 18. Male die Madonna und ihre fleckenlose Geburt sich zu neuer Erörterung herleihen mußte und zwar war der Vater der Epopoe in freilich etwas gezwungener Weise mit ihr in Bezug gebracht. „Sieben Städte," hieß es, „stritten sich um Homers Geburtsstätte. Die ganze Welt, Maria, hat sich um die Deine gestritten!"

Aehnlich feierte Maria's Reinheit Sign. Desiderato Brest aus Milo. Einen naheliegenden Vergleich zu Ungunsten der Venus von Milo ließ sich der Redner entgehen. Er sprach in neugriechischer Mundart. Die drei Stämme Sem, Cham und Japhet bildeten nach seiner Erklärung die drei Menschenracen und waren in den drei heiligen Königen vertreten. — Bekanntlich das Dogma der alten italienischen Maler.

Sign. Michele Vuksanovich aus Antivari feierte im Namen der Innocenti die Vergine Immacolata, und erquickte das Ohr durch die Kraft seiner Stimme nicht minder, als durch den Wohlklang der lateinischen Sprache.

Jetzt trat ein kleiner, beweglicher Schwarzkopf auf, der Franzose Sign. Albert Therenin aus Marseille, keck, sicher, ganz Schüler der Comédie francaise, mit einem vollendeten R, als wirbelten hundert Tambours Lamoricière's den Zapfenstreich. Vielleicht veranlaßt durch die Einsprüche mancher französischen Geistlichen gegen das neue

Digitized by Google

Dogma, hatte er für gut befunden, Maria aus dem Spiel zu laſſen. Sein gereimter Vortrag galt den neuerlich bloßgelegten Katakomben und den Chriſtenverfolgungen zur Zeit der römiſchen Imperatoren. Ein Gebet für das Heil des Papſtes ſchloß ſeine Rede. „Jamais plus noble front," ſagte er, habe die päpſtliche Krone getragen.

Weniger militäriſch, aber feiner und ſorgfältiger trug der Italiener Sign. Giacomo Motter aus Trento ſeine Verherrlichung des Nachfolgers Petri vor. Maria ſei zu ihrem Rechte gediehen, jetzt ſtehe ewiger Sonnenſchein auf Erden bevor.

Das Geſpräch zweier kleiner Dalmatiner brachte wieder einigen Humor in die Unterhaltung. Sie ſprachen illyriſch. „Höre Du!" ſagte der Eine, „haſt Du das neue Bild in unſerer Kirche geſehen?" — He — ob ich's geſehen habe! — „Nun, wie gefallen Dir die Farben?" — Luſtig genug! Aber das Andere, die Kreuzigung iſt mir zu duſter! — „S'iſt eben ein verdrießlich Ereigniß. Aber gelt! die Madonna auf dem andern Bilde iſt ſchmuck?" — Das kommt, giebt der andere Klippſchüler zurück, weil der Maler von der — unbefleckten Empfängniß gehört hatte.

In dieſer übernaiven Weiſe ſchwatzen die Kinder noch eine Weile fort, bis ſie das Bild nochmals ſelbſt in Augenſchein zu nehmen beſchließen, und uns des zweifelhaften Vergnügens ihrer Geſellſchaft berauben.

Nun kommt ein Liebling des Londoner Punch zum

Digitized by Google

Vorschein, ein echter auffässiger Sohn Green Erins. Er spricht das klangvolle, fast wie lateinisch sich anhörende echte Irisch. Dan Dixon ist sein Name, und ob er gleich in den Chorus einstimmt, der das jungfräuliche Mysterium feiert, klingt seine markige Sprache doch so widerhaarig, als stehe er lediglich hier, um gegen die zungenweichen Söhne Altenglands, die Erin gefesselt halten, zu protestiren.

Noch steht er mit weitgesperrten Beinen da, als komme nach Maria's Angelegenheit jetzt erst die seinige; aber zwölf Schwarzröcke mit rothen Litzen weisen ihm seine Wege und beginnen sofort im modernsten Stile ein Marienlied, das mit der Vermuthung schließt, „die Erschaffung Mariens Seitens il suo Signore sei — wer weiß! — wohl gar da vor sich gegangen, wo einst das Paradies war, — sie habe gar zu sehr das Lächeln der Mutter Eva.

Nach einem die Phantasie so stark in Anspruch nehmenden Seitenblicke hat der Nachfolger kein leichtes Spiel. Unglücklicherweise ist es ein Deutscher, und gleich die ersten Laute verrathen den nicht eben wohlklingenden Dialekt Siebenbürgens. Weder Ei! noch Ach! wird uns geschenkt und wir überzeugen uns zum hundertsten Male, daß unsere reiche Muttersprache im Wohlklang den romanischen Sprachen bedenklich nachsteht. Am Schluß der zwölf Strophen, die von vorn herein die Unterwerfung des Verstandes unter den Ausspruch der Kirche betonten,

Digitized by Google

folgt rauſchender Beifall dem Abtretenden, und die anweſenden Deutſchen vergeben dem Sign. Francesco Richter um dieſes olympiſchen Erfolges willen die Mängel ſeiner Mundart.

Beſſer freilich noch zieht ſich Sign. Giuſeppe Helfer aus Freiburg aus der Klemme. Er führt im Schweizer Dialekt einen der Hellebardiere des Papſtes vor. Horchend ſteht der Burſche an der Thür, als der Papſt das neue Dogma verkündet. Da iſt ein Jubeln, Küſſen, Läuten, Kanoniren: „Heute merkt man, was es heißt: Katholik ſein!“ Aber ein Kummer beſchleicht ihn. Warum hatte Marie nicht auch ſchon eine ſchweizer Leibwache! Was hätten die drei Magier für Augen gemacht! „Zurück! Zurück!“ wäre die Parole geweſen, wo immer ein nicht ganz Glaubensfeſter Zutritt verlangt hätte. Herodes würde mit der Hellebarde an die Luft geſetzt worden ſein. Kaum wären die paggi (die Pagen oder Kämmerlinge) des Papſtes eingelaſſen worden.

Gegen dieſe Burlesque bleibt der Däne, Sign. Giovanni Zurzik aus Kopenhagen, in entſchiedenem Nachtheil. Vergebens weiſt er auf den Märtyrer, König Kanut zurück. Man iſt noch zu voll von der voraufgegangenen Poſſe und läßt den Skandinavier unbeklatſcht ſeinen Sitz wieder aufſuchen.

Ein Negerknabe, Sign. Teodoro Ribeira aus Rio-Janeiro, erobert ſich dagegen raſch die allgemeine Auf-

Digitized by Google

merkſamkeit. Ungleich dem Leidtragenden, dem der Trauerrock fehlte und der da meinte, es genüge, wenn's Herz nur ſchwarz ſei, beruft ſich der Neger auf ſein Herz, als gar nicht ſchwarz, ſondern ganz für Maria entflammt, möge er ſelbſt von außen auch noch ſo kohlenartig ausſchauen.

Ihm folgt ein Ruſſe, Sign. Rouſſeau aus Taganrog, deſſen ſaubre, weiche Sprache eigenthümlich gegen den Eindruck ſeiner breiten, mongoliſchen Geſichtsbildung abſticht.

Dann citirt Sign. Soppi aus Binça in Macedonien in albaneſiſcher, dem Italieniſchen verwandt klingender Sprache den Koranausleger Gelal, der gleich jenem vorhin erwähnten Ausleger Cottoda, behauptet, der Geſteinigte (d. i. Satan) berührte, mit alleiniger Ausnahme von Jeſus und Maria, jedes Kind bei ſeiner Geburt und deshalb komme es weinend auf die Welt. Das Programm hebt hervor, dies Zeugniß der unbefleckten Empfängniß ſei älter als der ganze Streit der Scholaſtiker. Bekanntlich benutzen die Vertheidiger des Dogma's gern derartige brauchbare Citate aus den ſonſt nichts als Irrlehren enthaltenden und deshalb verpönten Schriften der Ungläubigen.

Ein Holländer, Sign. Van de Winkel — vielleicht ein Nachkomme Rip van Winkels — aus Ruremonda, vertritt mit derber Deutlichkeit und Nüchternheit ſeine zähen, natürlichen, tüchtigen und poeſiearmen Landsleute. Daß ihm die Worte eines katholiſchen Miſſionärs in den Mund

Digitized by Google

gelegt sind, der da jammert, daß die protestantischen Nelken- und Macis-Krämer die katholische Propaganda Sankt Saverio's auf Umbrino vereitelten, klingt in seinem Mund freilich absonderlich genug.

Sign. Stanislas Kostkas, des berühmten polnischen Jesuiten, Andenken feiert ein Russisch-Pole, Sign. Malezynsky aus Holubie. Er hat Phlegma, aber geschmeidiges, schleichendes.

Sign. Mac-Glynn aus Neuyork läßt in der plätschernden, watenden Sprache Britanniens Klagen vernehmen, welche der Eremit von Finisterra über die Wiederbekehrung des abtrünnigen Englands äußert.

Wenig Klang hat der nun folgende Vortrag des Sign. Bayer aus Claudiopoli (Klausenburg), doch ist die Erscheinung männlich, und die Bewegung natürlich, dramatisch.

Ein rhätisches Gedicht des Sign. Tognola, aus dem rhätischen Theile der Schweiz, erhält durch den jüdisch weinerlichen Ton etwas Schwächliches, was die vielen auf ia und a auslaufenden Endungen sonst nicht verschulden konnten. Sign. Kavar aus der Moldau spielt auf die politischen Ereignisse in Bukarest an. Sein Rumänisch ist weichen Klanges und der Vortrag ernst.

Den Schluß endlich bilden abermals drei kleine Komiker; zwei Griechen, Signori Lagomarsini aus Zante und Polito aus Korfu, der dritte ein Amerikaner, Sign. Pinckley. Sie deliberiren über die schon oben erwähnte Triumphsäule,

Digitized by Google

bringen die naseweisesten Einfälle über römische Kaiser vor, schließen endlich zustimmend, es sei ganz in der Ordnung, daß man Maria nicht gegen Trajan und Antonius zurückstehen lasse. Bekanntlich gehört Trajan sonst zu den Begünstigten des Papstthums. Francesco de Buti versichert sogar, Papst Gregor der Große habe einmal für Trajans Seele zu Gott gebetet, und dafür, zugleich mit der Gewährung, die Strafe auferlegt erhalten, entweder eine Stunde länger im Fegfeuer zu rösten, oder zeitlebens an Hüftweh zu laboriren, worauf der Papst Letzteres vorgezogen habe.

Unter abermaligem Paukenwirbel und Trompetengeschmetter verlassen die vielseitig angeregten Zuhörer die Kapelle.

Es wäre unbillig, einen protestantischen Maßstab an diese akademische Parade legen zu wollen, vor allem einen norddeutschen. Die uns natürliche Scheu vor dem Betasten und Hin- und Herwenden gewisser Mysterien hat ein katholisch geschultes Volk schon früh überwunden, und in Italien huldigt man der in Frankreich, vor Allem in Paris, uns häufig begegnenden Meinung, es lasse sich eigentlich Alles und an allen Orten besprechen. Bei dieser Abwesenheit jedweder Gesprächsbeengung ist es für uns Andersgläubige erfreulich, daß der allgemeine Indifferentismus die Durchsetzung des neuen Dogma's ohne welterschütternde Discussion möglich machte, und daß nach Beendigung des Jubeljahrs das letzte Echo verhallte, welches die Kanonen der

Digitized by Google

Engelsburg für längere Zeit wachgerufen zu haben ſchienen. Von Intereſſe iſt es jedoch, nach glücklich überſtandener Gefahr einen Blick auf diejenige Zeit zurückzuwerfen, welche den Kampf um die Reinheit der Madonna in vollen Flammen ſah.

Dieſer Kampf trat erſt viele Jahrhunderte, nachdem der h. Auguſtin etwa um das Jahr 400 ſich gegen den freiſinnigen Pelagius erklärt hatte, in die Oeffentlichkeit. Doch ſagte der h. Auguſtin ſchon damals ein Wort, das vielleicht die beſte Kritik des ganzen unerquicklichen Streits war und für heute noch gelten kann. Pelagius hatte ſich gegen die Erbſünde erklärt und hatte Maria als Beweis angeführt, daß der Menſch recht wohl im Stande ſei, ſündenfrei zu leben. Darauf dient ihm ſein Gegner: über die heilige Jungfrau wolle er, um der Ehre des Herrn willen, gar keine Frage erhoben wiſſen.

Dies richtige Gefühl theilten indeſſen nur Wenige, wiewohl erſt die Einführung des Feſtes von der unbefleckten Empfängniß in Lyon um's Jahr 1154 durch den lauten Widerſpruch des heiligen Bernhard zum lebhaftern Entbrennen des Streites den Anſtoß gab. Auch er war, wie der heilige Auguſtin, einer der größten Verehrer der Jungfrau Maria und fand es, nach H. Denzingers*) eigner

*) Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der ſeligſten Jungfrau Maria von Heinrich Denzinger, Dr. der Philoſophie in Würzburg, 1855.

Digitized by Google

Versicherung, „für unpassend, daß man die Empfängniß feiern wolle, welche kein würdiger Gegenstand einer Festesfeier sein könne.“ Nach und nach gab es weiteren Widerspruch. Einige hohe Geistliche verboten das Fest in ihren Gemeinden. Am mächtigsten aber wirkte der Widerspruch des Dominicaners Thomas von Aquino. Der Dominicanerorden verhinderte seitdem die Einführung des Dogma's von der passiven unbefleckten Empfängniß und hatte auch dann noch große Abneigung gegen dasselbe, als endlich zur Zeit Gregors XVI. sich der Dominicanergeneral von der Partei des Thomas von Aquino lossagte. Für die Lehre eiferten vor allem die Franziscaner, demnächst Benedictiner, Cistercienser, Karthäuser, Augustiner, Serviter, Carmeliter, Ligorianer, Jesuiten und viele andere Orden. Loyola, wie auch sein Genosse Franz Xaver, hatten feierlich geschworen, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß zu vertheidigen. Um das Jahr 1484 entstand ein Frauenorden zur unbefleckten Erkenntniß. Ladislaus IV. von Polen stiftete den Militärorden zur U. E. Die religiösen Militärorden von Alcantara 1653, Calatrava 1652, St. Jacob von Compostella 1651, und Olmütz 1615 verpflichteten zur Vertheidigung der U. E. bis auf's Blut. Der Orden zum Loskauf christlicher Gefangener legte zu Ehren der U. E. sein weißes Kleid an. Petrus de Alva führte fünf enggedruckte Columnen in Folio von bloßen Ortsnamen an, wo sich Brüderschaften befanden, welche

Digitized by Google

auf die U. E. schworen. Aber der Eifer für die vermeinte Sache der Madonna griff weit über das Gebiet der Klosterordensbrüderschaften hinaus. Zur Vertheidigung der Lehre verpflichteten sich Sevilla (1617), Huesca (1654), Huete, Tarregona (1618), Madrid, Agreda, Barcellona, Saragossa und viele andere Städte. In Neapel verbanden sich König, Magistrat, Militär und Universität, für die U. E. zu kämpfen; ähnliche Gelöbnisse fanden statt in Genua, Messina, Siena ꝛc. Die Stadt Rouen hatte schon 1387 einen jährlichen Preis auf das — beste Gedicht zu Ehren der U. E. ausgesetzt. In Deutschland pries man durch Einführung von Fest- und Fasttagen die U. E. Schon um das Jahr 1647 hatte Wien eine Marmorsäule mit dem Standbilde der Immaculata. Die Marienkapelle zu Würzburg erhielt eine ähnliche Statue, 18 Fuß hoch und mit nicht weniger als 400 Goldducaten überzogen. Kaiser, Fürsten, sammt ihrer männlichen und weiblichen Verwandtschaft beschworen einen Papst nach dem andern um Einführung des Dogma's, und im Jahre 1646 kamen die Cortes von Portugal sogar auf den unverfänglichen Einfall, die „unbefleckt empfangene Madonna als Königin des Reiches" auszurufen.

Es ist zu verwundern, daß trotzdem die Päpste nicht mit dem Dogma hervortraten. Aber sie fürchteten Spaltungen, Abfälle; gab es doch genug, was sich gegen die Zweckmäßigkeit eines Dogma's sagen ließ, das den Sohn

Digitized by Google

Gottes um seine Ausnahmsstellung zu bringen geeignet schien; war es doch schwer, ein Ende zu finden, wenn einmal der Anfang gemacht war, hatten die Griechisch-Katholischen doch schon ein Fest der Empfängniß Johannes des Täufers. Sie beschränkten sich auf Verbote gegen das Predigen wider die U. E., auf Ablaßverheißungen für diejenigen, welche dem Fest der U. E. beiwohnten, auf Bücherverfolgungen, auf Maßregeln gegen die Officium-redactionen der Dominicaner; bis endlich diese ihre Unterwerfung erklärten und Pius der Neunte nun in der Lage war, zu Ehren der Madonna die reife Frucht des langen Streites zu pflücken.

Es ist wohl anzunehmen, daß die wenigsten der Parteigänger für die Sache der Jungfrau Maria die passive Empfängniß bei diesem Kriege im Auge hatten, d. h. die Frage, ob Maria selbst vor ihrer Geburt schon von der Erbsünde frei war. Hat die Lehre von der s. g. activen Empfängniß für die Mehrheit der Denkenden schon ihre großen Schwierigkeiten, wie viel mehr noch ein so auf Umwegen ausgedrücktes, zu der Hauptthätigkeit Maria's in gar keinem Verhältniß stehendes Dogma. Darf man sich aber im Ganzen freuen, daß trotz dieser wahrscheinlich sehr verbreitet gewesenen Unklarheit die Erörterungen endlich geschlossen sind, so kann man nach nunmehr allgemeinerer Belehrung das nachträgliche stillschweigende Hinnehmen des Dogma's wohl nur als ein Zeichen aus-

Digitized by Google

legen, daß die Lehre von der Erbsünde überhaupt nicht zu den beliebtesten gehört. Die katholische Kirche würde sie, ließe sich nur ohne sie fertig werden, ohne Zweifel fallen lassen können, ohne im Volksbewußtsein auf Widerspruch zu stoßen — und den ganzen Teufelspuk dazu.

Digitized by Google

Italiens Theater.

Italien bietet in seinen Theatern außer dem allgemeinen Interesse das Belehrende, welches überhaupt den Verfall zu begleiten pflegt. Nicht daß man, wie der Anatom, nur an Leichnamen sein Lehrmaterial zu finden brauche, aber ein gewisses Stadium der Krankheit führt doch am sichersten auf die Erkenntniß der Geheimschäden, über welche der äußere Gesundheitsschein leicht täuscht. Wir geben im Folgenden das Resultat einiger Beobachtungen, aus denen man abnehmen mag, wie weit dieser Verfall geht.

Mit Ausnahme der Scala in Mailand und des Theaters S. Carlo in Neapel, giebt es bekanntlich keine regelmäßig besetzten, ohne Unterbrechung geöffneten Bühnen. Die meisten Theater leben und sterben mit dem Carneval. Geschäftsstädte, wo Messen gehalten werden, sind um die Zeit dieser letztern durch wandernde Thespistruppen heimgesucht. Da fast alle Gesellschaften auf fortwährender Wanderschaft begriffen sind, so verbindet sich in Italien

Digitized by Google

mit dieser ihrer Nomadeneigenschaft nicht schon an sich der Begriff untergeordneter Befähigung. Wohl aber ist die natürliche Folge des fortwährend wechselnden Publikums die immer erneuerte Vorführung des einmal Eingeübten und die geringe Auswahl von Stücken, welche die jedesmalige Saison mit sich bringt.

Besonders tritt diese Dürftigkeit in der Oper hervor. Man giebt im Ganzen nicht mehr als drei, vier Opern, und die unermüdlichen Hörer lassen sich nicht abhalten, zehn bis zwanzig Mal den nämlichen Weisen zu lauschen. Ist eine Oper abgethan, so kommt eine andere an die Reihe und wird wieder fast ohne Unterbrechung gegeben, bis die nachrückende sie verdrängt. Wenn es zuweilen in den italienischen Zeitungen heißt: In diesem Jahre hat man seit Januar bis Mai 30 neue Opern gegeben, 20 weitere sind angemeldet; 7 bis 8 nur haben Fiasco gemacht, so merkt man von dieser statistischen Reichhaltigkeit des Repertoirs an Ort und Stelle gar wenig. Verdi beherrscht noch immer das Orchester, und die Versuche Petrella's, Paccini's, Cagnani's und Andrer, ihn zu entthronen, sind bisjetzt erfolglos geblieben. Da aber die italienischen Opern meistens von Capellmeistern componirt werden, so ist es den Componisten nicht schwer, ihre Werke auf die ihrer Obhut anvertraute Bühne zu bringen, ohne daß freilich deshalb die einmalige oder mehrmalige Aufführung sie schon als für's Ganze mit in Betracht kommend erscheinen ließe.

Digitized by Google

Die Möglichkeit neuer Motive, neuer musikalischer Gedanken wird natürlich einem Componisten, der allabendlich Verdi'sche Weisen dirigiren muß, fast benommen. In der That ist der Mailänder Maestro sehr in's Volk gedrungen. Daß er den Weltschmerz der Italiener zu einer Zeit, als noch mailändische Frauen unter Peitschenhoheit standen, schon beredt aussprach, wie etwa Chopin den der Polen, das war ohne Zweifel das Geheimniß seiner Macht. Man darf, bei aller Abwehr seiner Berechtigung außerhalb Italiens, im Lande selbst ihm in diesem Sinne nicht das Verdienst aberkennen, daß er einem lebendigen Gemüths-Bedürfnisse genügte. Es ist hierbei von Interesse, daß er sich mit Vorliebe Schiller'scher Trauerspiele bemächtigte. Kaum hatte man sich über die vergiftete Limonade beruhigt, welche Ferdinand der Louise Miller reicht, so kommen die Mesnardi (Räuber) aus den böhmischen Wäldern, und der rothhaarige Franz Moor jagt den Damen des ersten Ranges das Blut aus den Wangen. Die Uebersetzungen der Schiller'schen Stücke, wie sie Ferrario, Vergani, Leone, Mad. Edvige de Scolari und Andere lieferten, sind mit großer Freiheit benutzt und der Schluß dem italienischen Pathos angepaßt.

Im Uebrigen kommt auch Rossini noch hin und wieder zur Aufführung, so namentlich sein Barbier und die niedliche Oper Aschenbrödel, wo sich's, abermals nach italienischem Geschmack, nicht um einen Pantoffel, sondern um ein

Digitized by Google

Armband handelt. Donizetti ist ziemlich verklungen. Auch Bellini nachtwandelt nur noch hin und wieder mit der Somnambule über die einst von ihm beherrschten Bretter. Neben diesen Verschollenen taucht Sangiorgi mit seiner Oper Edmondo Kean auf, und Antonio Cagnani sucht mit der komischen Oper Don Buafalo die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Die Opera buffa sucht noch einen musikalischen Humoristen für ihren so dankbaren Boden.

Der Einfluß deutscher Musik ist jenseits der Alpen seit langem fast null. Mozart würde kaum noch gesungen, geschweige denn verstanden werden können. Selbst Meyerbeer ist ihnen zu wenig heroisch. Es wäre interessant, wenn Rossini, der seit Jahren den durch ihn mit verschuldeten Verfall der italienischen Musik schweigend beobachtet, einmal mit seinem Urtheil ausführlicher hervorträte und in einige Richtungen minder bekannter Art die Streiflichter seines Witzes würfe. Er sagt bei weitem noch nicht alles, wenn er der Pariser Revue musicale, schreibt: „Von Mozart auf mich war der Verfall schon groß, von mir aber auf Verdi ist er unermeßlich!" Vielleicht spielt er mit seinem Mops im Arm und seiner Schwermuth über die zu hoch erstandene Villa bei Florenz nur den Brutus; ist er dem Viehhandel doch bereits abtrünnig geworden; die Zeit wird lehren, was er noch im Schilde führt.

Wenden wir uns zu andern Gebieten. Mit dem

Digitized by Google

Trauerspiel war es in Italien nie sonderlich bestellt: Alfieri's Saul geht noch zuweilen über die Bühne, nicht minder Francesca da Rimini von Silvio Pellico, hin und wieder auch ein Stück des Florentiners Niccolini, des Pisaners Rosini. Aber außer der Pia Tolomea, welche stark an Hebels Genoveva mahnt, ist kaum etwas Neues erschienen. Die Ristori spielte nicht etwa, um dem Deutschen und Franzosen eine Höflichkeit zu erweisen, Uebersetzungen aus der dramatischen Literatur beider Nationen. Es ist Mangel an tragischen Originalstücken.

Die Schau- und Lustspiele der Franzosen bilden ebenfalls einen großen Theil des italienischen Repertoirs. Man spielt Scribe, Lemoine, Giraud, Dümas, wie man ehemals den in der Uebersetzung sehr beliebten Kotzebue spielte. Neuerdings machte ein Advocat Ferrari aus Modena mit seinem Schauspiele Carlo Goldoni e le sue 16 comedie nuove viel Glück und zwar mit Recht, da, bei allem Mangel an logischer Nöthigung, die einzeln an einander gefädelten Scenen sich doch trefflich abspielen und den Zuschauer fortwährend lebhaft unterhalten. Ferrari hat den Kampf Goldoni's, des Vaters der populären, italienischen Comödie, gegen seinen Nebenbuhler Zigo vorgeführt. Nachdem der Verfasser ihn mit allen Quälereien eines Theaterdirectors umgeben, läßt er ihn den hinzukommenden Intriguen seines mächtigen Concurrenten Zigo fast erliegen, um diesen schließlich doch zu stürzen, Goldoni aber als Sieger

Digitized by Google

und mit der Verheißung 16 neuer Komödien aus dem heißen Kampfe hervorgehen zu lassen. Die Verpflichtung, diese 16 neuen Stücke in kurzer Zeit zu schreiben, erscheint dem Zuschauer um so gigantischer, als derselbe bei der von Goldoni gleich vorgenommenen Aufzählung der verheißenen Stücke lauter in Wirklichkeit zu Stande gekommene und dem Italiener durchweg vertraute Komödien nennen hört, so daß Goldoni sich als ein Mann von Wort aus der Klemme zieht. Natürlich dienen ihm naheliegende Conflicte und Persönlichkeiten, wie sie das Stück selbst vorführt, als Motive zu den neuen Entwürfen, was nur um so mehr überrascht. Der dritte Akt, eine Schauspielerprobe mit allgemeiner Revolte, wobei der Souffleur mitspielt, Anfangs aus dem Kasten heraus, dann aber auf der Bühne selbst, ist über alle Beschreibung ergötzlich. Dieser ganze Akt kann nicht soufflirt werden, geht indessen alle Mal meisterhaft und ist seinem Inhalte nach nicht nur ein trefflich satyrischer Spiegel auch für Schauspieler anderer Nationen, sondern ebenso eine Schule, in der sie ihr Gedächtniß prüfen könnten.

Goldoni's Lustspiele sind noch heute die Lieblinge des italienischen Publikums. Man muß eine Schauspielerin, wie z. B. die Sodowsky, in Neapel als Eugenie in den Innamorati gesehen haben, um zu begreifen, was sich aus Goldoni machen läßt. Alles in der Uebertragung Possenhafte und unserm deutschen Geschmack Widerstrebende kommt bei

Digitized by Google

dem ungebändigten Temperament der italieniſchen Eugenia zu ſeinem vollen Recht. Man ſagt ſich wohl: ſo arg geht's denn doch auch unter Liebenden des italieniſchen Mittelſtandes nicht zu; aber bei einigem Nachdenken erinnert man ſich gar leicht, daß die Italiener in Wahrheit ſo noch heute ſo mit einander verkehren, daß Alles der Wirklichkeit abgelauſcht ward, und daß kaum noch vom Theaterſpiel dabei die Rede iſt. Denn welche Natur ſelbſt in dieſem erſten Liebhaber, ſelbſt in dieſem Brauſekopf Fulgenzio! Könnten nur unſere Schauſpieler Derartiges ſehen! Wie Vieles, was ſie an Unnatur ſich mühſam aneigneten, würden ſie wieder zu verlernen ſuchen! Selbſt die Poſſe verwandelt ſich bei den Italienern zuweilen durch die Lebhaftigkeit und Natürlichkeit ihres Spieles in's Luſtſpiel.

Bei ſolchen Betrachtungen iſt das Nebeneinander der italieniſchen und franzöſiſchen Comödie in Rom nicht ohne Intereſſe. Bei den Franzoſen esprit, Grazie, angeborenes savoir vivre, häufig auf Koſten der einfachſten Empfindung; bei den Italienern Temperament, Gehenlaſſen, Vernachläſſigung alles Decorums, vollkommenes Verwachſen mit der Rolle, ungezogenſte Natürlichkeit. Hätte man in Rom auch engliſches und deutſches Theater zum Vergleichen, ſo würde man das engliſche an Freiheit vom Etikettenzwange dem italieniſchen nahe ſtellen müſſen und ihm eine gewiſſe rohe Urſprünglichkeit zuerkennen, die freilich des ſüdlichen Zaubers entbehrt; das deutſche aber,

Digitized by Google

fürchten wir, verriethe seine französische Erziehung durch den fremden, nur angelernten Ton, da wir im Conversationstone der Bühne nun einmal wenig eigenes Mustergültiges zu bieten haben. So darf man denn wohl sagen: Der italienische Primo Amoroso scheint auf der Bühne nur die Unterhaltung fortzusetzen, die er so eben im Corso, Toledo oder auf dem Lungarno abbrach; der französische kann aus den „Variétés", ohne Ton, Kleidung und Haltung zu ändern, zu einer gewählten Damengruppe im Palais royal oder im Tuileriengarten treten, und keine der Angeredeten wird mehr als einen Mann mit artigen Sitten in ihm erblicken; der englische verfällt ohne Weiteres als Vertreter des Begriffes „London Swell" den Witzjägern des Punch; den deutschen aber fängt der erste beste Zeichner eines Modejournals ein und liefert ihn dahin zurück, wo seine Erscheinung sich allein herschreiben läßt. Die Theaterkritik sollte vielleicht vor Allem bei uns nicht zu scharfe Gläser aufsetzen, wenn ein erster Liebhaber sich erst herausarbeiten will. Wir sind einmal etwas linkisch, schlimm genug freilich; aber vor Besorgniß, diese unsere Anlage zu verrathen, kommen wir nicht zur Verwerthung unsrer innern Vorzüge und verfallen in's Marionettenartige, was weder dem Franzosen, noch dem Italiener, noch selbst dem Engländer begegnet.

Ueber die Befähigung der Italiener zur Tragödie hat die Ristori den etwaigen Zweiflern des Auslandes die

Digitized by Google

Augen geöffnet. Aber die Anlage der Italiener zu allen Arten des Bühnenspiels ist so groß, daß man jene hervorragende Erscheinung keineswegs als eine durchaus vereinzelte bezeichnen darf, so viele der besten Kräfte auch durch die Oper weggenommen werden. Daß dennoch so selten ganz ausgezeichnete Darsteller Italiens Bühnen zieren, verschuldet zum größten Theil das Publikum. So wenig, wie es sich verletzt fühlt, wenn während eines Recitativs die erste Bratsche gestimmt wird, ebenso wenig legt es Werth darauf, ob ein grade unbeschäftigter Mime die ihm gegönnte Pause passend ausfüllt. Die allgemeine, unerhörte Nonchalance in Orchester und Publikum bleibt auf die Darsteller nicht ohne Rückwirkung, und das Bestreben, ein vollendetes Kunstwerk zu liefern, welches bei uns so häufig die Schwäche der Mittel vergessen macht, ist den Bühnen Italiens im Allgemeinen eben so fremd, wie dem Publikum das Verlangen nach einem solchen.

Dies ist auch der Grund, warum wir aller Orten auf Unbegreiflichkeiten stoßen, die den Kunstgenuß nach unsern Begriffen in Gefahr bringen, während sie der Italiener kaum gewahrt. Wir treten z. B. in das Theater Valle. La sublime tragedia di Vittorio Alfieri: Saul, ist angezeigt. Signore Pezzano, belehrt uns der Zettel, wird den mißtrauischen König geben, Signora Fumagalli hat die Rolle der Mical übernommen. Wir versprechen uns einen ernsten Genuß und sind von dem besten Willen

Digitized by Google

beseelt, alle Vorurtheile gegen den Erfinder der „Tra-melogödie“ schweigen zu lassen. Aber das Unglück will, daß wir ein halbes Stündchen vor angesagtem Beginn kommen und so haben wir erst die Nachttoilette des Kunst-tempels zu ertragen. Andere, die mit uns zugleich kom-men, und bei dem Streiflicht, welches des Portiers Oel-lampe in den düstern Raum wirft, nach ihren Plätzen tappen, haben kleine Wachslichter in Bereitschaft. Wie Irrlichter taucht bald hier, bald dort aus der wüsten Fin-sterniß solch ein Nothmoccolo hervor und wird durch nieder-getröpfeltes Wachs auf den Balustraden, oder wo sonst Platz ist, festgehalten. Die in Theatern ohnehin genügend große Feuersgefahr beunruhigt dabei weder die Zuschauer noch den lichtsparenden Director. Zuweilen bläst auch eine Zugluft diese private Beleuchtung aus. Buona notte! ruft unser Nachbar seinem verlöschenden Moccolo nach und tröstet sich mit dem gleichen Schicksal seiner Nach-barin. Eine Viertelstunde ist verstrichen. Endlich be-wegt sich etwas Menschenähnliches in dem Mittelgange der Platea. Die Gestalt streicht ein Zündholz über die nächste Bank und schreitet dann nach dem Schnur-boden hinauf; es muß der Hutzliputzli der Gesellschaft Pezzano sein, denn jetzt macht er sich allen Ernstes daran, den Kronleuchter anzuzünden. Wir haben den letz-tern vergebens auf seiner Niederfahrt zu beobachten gesucht. Was wie eine aufgeknüpfte Schildkröte schon bei unserm

Digitized by Google

Eintritt in's Theater unten in dem Mittelgange hing, war der Kronleuchter selbst, und es ist nicht seine Schuld, daß wir uns an ihm nicht die Kniescheibe zertrümmerten. Jetzt aber hat man auf dem Schnurboden die Winde in Bewegung gesetzt. Sie könnte etwas weniger kreischen, doch sie genügt, um das erleuchtete Ungethüm emporzuwinden. Kaum ist sie in Bewegung, so glimmt der Lichtspender über Baß und Fagot auf die Rampe der Bühne und steckt von dort aus die Bühnenlampen an. Daß er dabei seinem Beinkleide den Ueberfluß an Oel mittheilt, der an seinen Fingern sitzen bleibt, mag dem Director Verdruß bereiten — uns kümmert es schon nicht mehr, denn soeben klappt der Souffleur seine Muschel auseinander und verräth dabei — wir sind im Februar —, daß er in Hemdsärmeln souffliren wird. Er hat eine braune Mütze auf und macht sich, während das Stück beginnt, durch heftige Armbewegungen bemerkbar, die den Zweck haben, die Stichwortsäumigen aus der Garderobe in die Coulissen zu locken. Was niemanden stört, darf uns indessen auch nicht ungeduldig machen. Endlich beginnt das Stück und zwar zu allseitiger Befriedigung.

Wir hätten als Nichtitaliener bei dem Wahnsinn des Königs Saul den Signore Pezzano etwas weniger pathetisch gewünscht, doch stimmen wir gern in die den übrigen Scenen gespendeten Bravi ein. Auch die melodramatische Harfen- und Psalmenscene gelangt zu vollkom-

Digitized by Google

mener Wirkung, so wie das Zusammenspiel von Anfang bis zu Ende nichts zu wünschen übrig läßt. Dennoch freilich — das ist aber Alfieri's Schuld, die allgemeine Nonchalance könnte eher als Gegengewicht gelten — dennoch freilich bleibt das Stück selbst langweilig. Und nun — sonderbar genug! dies langweilige Stück weiß von Anfang bis zu Ende ein römischer Kanonier auswendig, der eben vor unserer Balustrade steht, nah genug, um uns die Wahl zu lassen, ob wir ihn oder den Souffleur oder gar die Fumagalli hören wollen. Die Theilnahme des übrigen Publikums ist nicht geringer. Wir sind allerdings nicht im Theater Apollo, wo man gähnt oder plaudert, während der Trovatore zum zwölften Male mit seiner Mutter Wiedererkennungsgefühle austauscht. Wir sind in einem Theater, das Abwechslung bietet und für weniges Geld Neues und verhältnißmäßig Gutes bringt, eine Art Volkstheater, das nämliche übrigens, für welches Rossini einst während einer freiwilligen Haft von 18 Tagen die Cenerentola schrieb. Das Publikum nimmt daher Theil, ermuntert durch Beifall, folgt mit Aufmerksamkeit. Aber absonderlich äußert sich seine Theilnahme. Als die Soldaten den Hohenpriester bringen, verführt ein winziger Garderobemangel die Zuschauer mitten im Trauerspiel zu lautem Lachen. Das Nämliche begegnet ihnen, wo das Pathos einen zu hohen Ton anschlägt, wo der Verläumder mit Schande fortgeschickt wird, wo es irgend einem Bösewicht schlecht geht. Laut beklatscht wird Saul, als er

Digitized by Google

den David endlich anerkennt, nicht des Spiels, sondern der Handlung wegen. Ausgepfiffen wird plötzlich Verdi'sche Zwischenmusik, nicht weil sie in der That zu dem Stücke gar nicht paßt, sondern weil sie zu lange dauert. Ausgepfiffen wird der Schauspieler, welcher eine Erkrankung meldet.

Und kaum ist das hochtragische Stück zum Schlusse gediehen, so schlüpfen die Mimen in die buntesten Gewänder des Momus und die einfältigste „Farsa" findet die nämliche Aufmerksamkeit, die nämliche dankbare Aufmunterung. Sie ist dem französischen „Comment cela finira" nachgebildet und wird diesmal um nichts besser durch die tolle Ausgelassenheit der Darstellung.

Werfen wir einen Blick in ein anderes Volkstheater, in das Venetianische Tagtheater Malibran, wo soeben Schillers Maria Stuart aufgeführt wird. In diesem großen, 3 Ränge zu 37 Logen und 2 Galerien enthaltenden Theater, das sein Licht durch Fenster empfängt und nur die letzten Akte bei Beleuchtung geben darf, wechseln gute und schlechte Stücke auf die bunteste Weise, doch giebt man allabendlich nur ein Stück und läßt jedem somit das Seine. Das Publikum gehört wegen der ungünstigen Lage des Theaters und der unpassenden Zeit der Darstellungen den untern Ständen an. Die Preise entsprechen diesem Standesverhältniß. Sie sind unglaublich billig: im Parterre 6 Kreuzer, im Parquet und Orchester 10

Digitized by Google

Kreuzer! Man ſieht denn auch manchen durchlöcherten Anzug und das Schiffer- und Fiſcherviertel iſt ſtark vertreten. Dennoch folgt dies Publikum einem Stücke wie Maria Stuart mit Andacht von Anfang bis zu Ende. Freilich iſt die Darſtellung ſo vortrefflich, daß wir kaum eine abgerundetere geſehen zu haben glauben. „Goldoni und ſeine 16 neuen Komödien" gehen an einem andern Abend auch hier über die Bretter. Nicht minder der „ewige Jude", die Dumas'ſche „Kameliendame", die „Verbannten in Sibirien"; einmal verſucht man ſich ſogar mit einem in ſieben Akte zerfallenden Stück, das zwei Abende ausfüllt. Die Geſellſchaft hieß Mozzi. Natürlich herrſcht auch in dieſem Theater die ſchon erwähnte Zwangloſigkeit. Dies iſt ein durch ganz Italien gehender Zug, und ſelbſt die beſten Theater verleugnen ihn nicht. So zeigt ſich z. B. im Theater Cocomero in Florenz, einem Haus für feine Luſtſpiele, der Kapellmeiſter in grauem Hausrock und geſticktem Käppchen. Im prächtigen Carlo Felice in Genua und nicht minder im Theater Apollo in Rom ſieht man die Hälfte der Kapellmitglieder mit Hausmützen. Ihre Inſtrumente ſchleppt man ihnen über die Bühne zu. Die Pauke im Apollo ſteht ſogar im Parquet. Ebenſo verträglich arrangirt man ſich an andern Orten. Der Kapellmeiſter des römiſchen Theaters Capranica ſitzt bald rechts, bald links, bald auf dem Geländer, das ſich zwiſchen Parquet und Orcheſter hinzieht, und die dadurch ſcandaliſirte Miß hinter

Digitized by Google

ihm bringt mit allem Naſenrümpfen ihn nicht von ſeinem Lieblingsſitze fort. Es kommt auch wohl vor, daß irgend ein guter Freund — wir erlebten einen ſolchen Fall — ſich des rechtmäßigen Directorſtuhls in der Zwiſchenzeit bedient, ſei es als Pult zu einer ſchriftlichen Notiz, ſei es um ſeinen Hut aus der Hand zu ſetzen. Niemand findet die Störung ungeeignet. Dem Director kommt der Vorwand wohl gar erwünſcht, um ſeine ſchwarzen Augen etwas in den Logen auf die Weide zu führen, und beim Grüßen die ſchönſten Zähne der Welt unter dem Schnurrbarte zur Schau zu bringen. Der Souffleur endlich hat, wie ſchon im Theater Valle beſchrieben, überall viel zu ſehr das Gefühl ſeiner Unentbehrlichkeit, als daß er durch Unſichtbarkeit zu glänzen verſucht wäre. Er klappt z. B. im Carlinotheater Neapels mit Oſtentation ſeine grüntaffetne Muſchel wie einen Pfauenſchwanz auseinander und ſorgt, daß der Zipfel ſeines rothſammtenen Käppchens keinen Augenblick Zweifel über ſeine Anweſenheit aufkommen laſſe.

Und zeigt ſich in dieſem allem Geringſchätzung theatraliſcher Illuſion, künſtleriſcher Geſammtwirkung, beſcheidener Unterordnung des bloßen Apparats, ſo trägt das Maſchinerie- und Decorationsweſen nicht minder den Stempel der Vernachläſſigung, die Ausſtattung der Räumlichkeiten aber läßt die Nachtheile des Nomadiſirens dieſer italieniſchen Schauſpielertruppen faſt mehr noch erkennen.

Digitized by Google

Niemand wendet etwas von Belang auf Eins oder das Andere, weil Niemand Ausgaben machen will, die seinem nachfolgenden Concurrenten zu Statten kommen.

Die Vorhänge zeichnen sich in allen Theatern Italiens durch bunte und unruhige Bilder aus.

Die Vorstellungen beginnen allenthalben spät, um 8, 8½, zum Theil sogar, und zwar namentlich in der spätwachen Lagunenstadt, um 9 Uhr, so daß sich nach Mitternacht in der Umgebung der Theater Gondel an Gondel drängt. Denn haben etwa Madamigella Carlo Cremont oder Ester Lollio durch den Silberklang ihrer Stimmen die Begeisterungsfähigen einmal besonders entzündet, oder gelang es der schwarzäugigen Rosa d'Or, von ihrem Clavierseſſel herab die Echtheit ihrer Tonperlen mit vorzüglichem Glück zur Geltung zu bringen, so folgen, als venezianisches Huldigungszeichen, unzählige geschmückte Gondeln den heimkehrenden Künstlerinnen, und die zugeworfenen Blumen scheinen das Fahrzeug der Gefeierten fast zum Sinken bringen zu wollen.

Es liegt noch ein letzter Theaterzettel vor uns, der besprochen sein will. Durch hochgestellte Bekannte hat man in Rom Gelegenheit, sich in das Liebhabertheater des Prinzen Cesarini Einlaß zu verschaffen. Der erwähnte Zettel führt uns in die Bekanntschaft der aristokratischen Darsteller dieser accademia filodramatica ein. Wir erfahren durch ihn, daß in Goldoni's fünfaktigem Lustspiel Il cavaliere

Digitized by Google

di Spirito — denn schon Goldoni kannte diesen Titel — Signora Giulia Biamhi als Donna Florida auftreten wird, Signore Vitaliani als Conte Roberto, Signore Cassarotti als Don Flavio und S. E. D. Gio: de Principe Chigi als Don Claudio. Wer das reizende Ariccia besuchte, weiß von dem absonderlichen Park der Chigis zu reden, wo ein mit Ausdauer durchgeführtes System des Nichtstörens die Natur herausfordert, eine moderne Art Urwald zu bilden. Der edle Prinz übrigens, ein etwas hagerer Fünfziger, bekundet in seiner Erscheinung keineswegs den in seinem Park vorwaltenden Verwilderungsgeschmack. Er ist von bestem Anstand und gewähltester Toilette, was Donna Florida seine Angebetete, nicht verhindert, ihn für ihre 24 Jahre ihr edles Profil und ihren großen, stattlichen Wuchs viel zu mager und alt zu finden. Sie neigt dem feinen Conte Roberto, d. h. dem Signor Vitaliani zu, der, nur wenig älter als sie, dennoch besonnen genug empfindet, um seine Freundschaft zu ihrem Verlobten, D. Flavio, nicht durch ein Abtrünnigmachen der Braut des Letzteren preisgeben zu wollen. Arme Giulia Biamhi! Zweimal geht die Zunge mit ihrem Herzen durch und beide Male steht der Conte Roberto wie die Garde, die da stirbt, aber sich nicht ergiebt. Selbst als die Verzweiflung über seine Kälte sie krank macht und er ihr sagen soll, was ihr fehle, fühlt er ihr umsonst den Puls — alle ihre Geständnisse bringen ihn nicht zu ihren Füßen, er versteht sie nicht.

Digitized by Google

So tobt ihre Leidenſchaft an dem kühlen Felſen ſeiner Nüchternheit — denn er ſelbſt beſteht keinerlei Kampf; ſo bricht ſich an der nämlichen feuerfeſten Mauer die Eiferſucht des heimkehrenden Freundes, der ihn erſchießen will, weil er unfähig iſt, an dieſen Mangel jedweden Brennſtoffs zu glauben, und ſich hintergangen wähnt; ſo ſöhnt er endlich den Freund und deſſen Verlobte aus und läßt ſich, da der Vorhang fällt, als echter Cavaliere di Spirito, der weder Augen noch Herz, ſondern einzig Spirito hat, beklatſchen. So ſagen wir, nicht Goldoni. Er zeichnete dies Stück nicht nach der Natur und brachte, ſtatt einem Tugendideal, einen bloßen Schattenriß zu Stande, der nicht lebt, noch liebt, den Italienern aber wegen ſeiner Unvergleichbarkeit imponirt. „Wie deutſch!“ pflegen ſie zu ſagen.

Dem viel zu langen Stücke Goldoni's folgte eine Farſa aus dem Franzöſiſchen „In Hemdsärmeln“, worin Signora Elettra Patti als Angelina den blauen Frack des Signor Erneſto Medi verſetzt, in deſſen Beſitz eine Zimmerverwechſelung ſie gebracht hat. Der vormalige Eigenthümer des Fracks, während ihrer Abweſenheit heimkommend, findet ſtatt des blauen Schwalbenſchwanzes ein Damenkleid, dasjenige der Angelina, und da er den vermißten Frack wegen eines Rendezvous dringend nöthigt braucht, verſetzt er das Kleid, um dafür einen Frack einzutauſchen. Infolge deſſen: Verwickelungen, Löſungen und ſchließlicher Beſchluß Beider, dem Gotte Hymen zu opfern. Dieſe

Digitized by Google

Schlußwendung wird etwas anders ausgedrückt und zwar in solcher Natürlichkeit, daß wir sie hier nicht füglich wiedergeben können. Sie schien übrigens kein Ohr zu beleidigen, sowie Niemand etwas Anstößiges dabei fand, daß Signora Elettri Patti — keine abgehärtete Schauspielerin von Profession, sondern eine freie Kunstgenossin des Fürsten Chigi — zu zweien Malen ihr Kattunkleid auszog und in weißem Unterrocke dastand. Die Erfindung war freilich französisch, aber die Wahl des Stückes doch im Geschmack römischer Salonbildung. Sie deutet vielleicht darauf hin, daß die in den untern Mittelklassen herrschende, harmlos gemeinte Ungenirtheit in solchen Dingen auch den höhern Ständen natürlich ist. Ein italienischer Lustspieldichter hätte, wenn er das Nämliche im Schilde führte, es jedenfalls weit naiver vorgebracht. Aus dieser Pariser Schale kredenzt, zieht es den Mund zusammen.

Das Theater selbst war freundlich, obschon für die Zuschauermenge etwas zu klein. Zu den auf 2 Ränge vertheilten 32 Logen gesellten sich noch 8 Prosceniumslogen, und das Parterre füllten etwa 12 Reihen Stühle. Während der Zwischenakte sangen Damen und Herren mehrstimmig Opernsätze von Rossini und Donizetti; auch eine junge Pianistin that ihr Möglichstes zur Erbauung des Publikums. Viele Damen aus letzterem sah man in Phantasiecostümen, in Trachten aus der Puderzeit, in nationaler Volkskleidung. Rom, in seinen elegantesten Adelstöchtern

Digitized by Google

vertreten, nahm mit italieniſcher Zwangsloſigkeit die Bewunderung entgegen, welche die Fremden nicht minder ihrer Schönheit als der hier von Neuem bekundeten dramatiſchen Nationalbegabung darbrachten. Man hatte in der Darſtellung auch nicht den kleinſten Schimmer dilettantiſcher Unſicherheit bemerken können.

Wir dürfen hier ſchließen. Was „Italiens Theater" von unſern Bühnen weſentlich unterſcheidet, deuteten wir ſchon an. Es iſt das Nomadenleben der einzelnen Geſellſchaften, die langen Pauſen im Jahre, die unglaubliche Menge der Theater, die an einigen Orten kaum begreifliche Wohlfeilheit, die ſpäte Stunde der Darſtellungen, die reiche Auswahl an einigen, die endloſe Wiederholung an andern Bühnen, die große Menge von Talenten, die Seltenheit vollendeter Meiſter, die Freude an Contraſten, an Poſſen neben Trauerſpielen, an Pirouetten und Entrechats als ſelbſtſtändige Balletfarce mitten in die opera seria eingeſchoben, die Selbſtſtändigkeit endlich der italieniſchen modernen Oper, die vorwiegende Herrſchaft des fremden Elements auf dem Gebiete der übrigen dramatiſchen Leiſtungen. Gar Manches darunter kennzeichnet ſich als Merkmale des Kunſtverfalls, wie wir ſchon im Eingange andeuteten. Was die neuen Umwälzungen im Sinne eines Aufſchwunges bringen werden, muß die Zukunft lehren. Bisher befaßte ſich der Staat oder die Stadt faſt nirgends mit Beſtreitung der Theaterdeficite. Die Directoren

Digitized by Google

der Gesellschaft pachten für die Saison die ihnen dienlichst scheinenden Theater, welche wiederum Privatbesitz sind und wovon z. B. in Rom die größere Anzahl dem Banquier Torlonia gehört. Als ein Hauptspekulant in Theaterunternehmungen galt früher und gilt vielleicht noch der römische Fischhändler Giacovacci.

Im Uebrigen hatte, trotz des allgemeinen Kunstverfalls, sich schon während der schlimmsten Zeit auch in Italien Manches in theatralischer Beziehung gebessert. Als Goldoni in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Rom als Jüngling die Bretter betrat, durfte noch kein Weiberfuß dem Podium nahen. Der junge Venetianer spielte deshalb vorzugsweise in weiblichen Rollen. Noch Goethe sah Jünglinge als Soubretten und fand sich sonderbarer Weise durch diese Kunstleistungen angenehm berührt. Das ist vorüber; nichts beengt mehr die freie Entfaltung der vorhandenen dramatischen Kräfte. Eine andere nationale Eigenthümlichkeit starb ebenfalls ab. Fast nur noch im Straßencarneval lebt noch die Erinnerung an den Dottore Graziano aus Bologna fort, an den reichen Venezianer Pantalone, an den naseweisen Bergamasken Arlechino, an den insolenten Brighella aus Ferrara, an die unmaskirt geduldeten Lieblichkeiten Columbina und Spiletta und an alle jene mit dem Ausdruck Maske belegten stereotypen Figuren des ehemaligen italienischen Volkstheaters, welche die schwachen Seiten aller Stämme der buntscheckigen

Digitized by Google

Halbinsel zu verspotten bestimmt waren. Ihr Untergang ist zugleich derjenige der improvisirten Stücke der sogenannten Commedia dell Arte. Man darf ihn nicht eben beklagen. In geselligen Kreisen sieht man übrigens noch zuweilen den Dottore Graziano mit dem unverschämten Brighella in Streit. Wir selbst erlebten eine römische Sylvesterfeier, bei welcher Herr und Diener sich brüderlich in diese Rollen theilten.

Digitized by Google

Ein Uebergang über die Apenninen.

Man macht sich von Gebirgsübergängen meistens Vorstellungen, welche der milderen oder rauheren Zone oder Temperatur angepaßt sind, in der man wohnt. Wenn ringsum alles in Blüthen steht, die Mittagssonne uns nahezu über der Scheitel brennt und Wintergedanken uns kaum durch ein frisches Lüftchen auf flüchtige Augenblicke anwehen, da hält es schwer, an Schnee und Eis zu glauben, von dem uns noch aus weit südlicheren Gegenden berichtet wird. Wir wundern uns, wenn man uns von Rebenblüthen in den Thälern und winterlichen Wegsperrungen in den Gebirgspässen schreibt, und sind oft versucht, die Glaubwürdigkeit unserer Gewährsmänner in Zweifel zu ziehen.

Dennoch ist dem freilich so. Schon in einer Höhe von 4—5000 Fuß beginnt in manchen Gegenden die Schneelinie der bösen Wetterlaunen, und wenn wir, in benachbarten

Digitized by Google

Thälern verweilend, den Witterungsumschlag nur als eine nasse Unbehaglichkeit empfinden, wie sie ein sogenannter schlechter Sommer oft genug auch in der Ebene mit sich bringt, so watet der wenige Stunden nur entfernte Gebirgswanderer schon im tiefen Mai- oder Augustschnee, und ein Blick auf die Gebirgshäupter um uns her zeigt sie uns im frischen Schmuck der silbernen Krystalle. Bei einer tief- oder thalebenen Temperatur, welche um den ersten Zehner des Réaumur'schen Thermometers schwankt, dürfen wir ziemlich gewiß sein, daß man selbst in mäßiger Berghöhe noch durch nächtliche Schneegestöber belästigt wird.

Im Süden nehmen diese Wetterlaunen einen noch schroffern Charakter an. In Italien schon, mehr noch in Griechenland, überraschen uns zuweilen Temperaturgegensätze der heftigsten Art. Es ist ein Sprung, kaum mehr ein Uebergang, zwischen der fiebernden Atmosphäre Korinths z. B. und der fröstelnden Morgenkälte in einem der nächsten Gebirgspässe des Peloponnes, und wenn ein übellauniger Wind diese Gegensätze noch steigert, so wird der Abstand nahezu unerträglich.

Wie arglistig übrigens auch der italienische Boreas dem Reisenden die Wege verlegen kann, das sollten wir auf dem Apenninenrücken erfahren, welcher Toscana und die päpstlichen Staaten, nach Bologna zu, scheidet.

Wir waren dem Frühling in nördlicher Richtung nach-

Digitized by Google

gereist. Nachdem er uns schon im Januar auf der Passegiata Roms mit frei blühenden Veilchen und Rosen, mit zierlich weißen Mandelblüthen und schwellendem Pfirsichknospen-Purpur begrüßt hatte, war er uns in den letzten Februartagen in der verfallenen Villa des Hadrian und um die Wasserfälle Tivoli's mit übervollem Blumenfüllhorn entgegengekommen, und alle befiederten Musikanten seines bunten Hofstaates hatten aus den ernsten Cypressen herab, und von den Zweigen der Pinien und Oelbäume, seine Herrlichkeit uns entgegenschmettert. Dann kam das Carneval-Treiben mit seinem unersättlichen Blumenhunger, mit seinen riesigen Camelienbouquets, seinen duftigen Veilchensträuschen ohn' Anfang und Ende, mit dem ganzen fröhlich-festlichen Gartenzubehör seiner geschmückten Altane, Wagen und Estraden, ein Duft- und Farbenwirrwarr, ein thatgewordenes Ecco fiori! wie es nur der Frühling so verschwenderisch und doch so unerschöpflich zwischen den Gypsstaub der Confetti umherzustreuen vermag. Und nach der letzten Stunde fest- und lichttrunkener Raserei, nach der Moccoli-Stunde, in welcher der Drang des schwindenden Augenblicks gleichsam noch die letzten Tropfen dieser köstlichen hesperischen Frucht, die wir Carneval nennen, auspreßt, und uns statt der gefürchteten Neige erst die ächte Essenz des ganzen unschuldig übermüthigen Freudentaumels zu kosten giebt, nach dieser unbeschreiblichen letzten Stunde des römischen Frühlingshauches rissen wir uns von der

Digitized by Google

ewigen Stadt los und trugen unſern Pilgerſtab in Gegenden minder zeitig lenzender Art.

So fanden wir denn auf unſerm in langſamen Tagereiſen zurückgelegten Wege nach Florenz die Knospen zum zweiten Male, nachdem wir ſie in Rom und Tivoli ſchon in vollem Entfalten geſehen hatten. Der Maulbeerbaum wagte ſich mit den erſten ſaftigen Blättern hervor, auf deren baldiges Einſammeln ſich der Seidenzüchter vorbereitete. Die vielen trümmerhaften Spuren früherer Erderſchütterungen umkletterten die Frühſchoſſe der Reben- und Hopfenranke, das Geisblatt und die Winde begannen erſt zu treiben, und des Epheu dunkles, vorjähriges Laub miſchte ſich mit den erſten friſch-grünen Blättern. Auch die in Tivoli ſchon mit dem Februar geſchloſſene Olivenernte war hier noch im vollen Gang. Mit rechenartigen Kämmen holten Männer und Weiber die glänzend violette Frucht zwiſchen dem ſilbernen Laube hervor, und unter den knorrigen Bäumen knieten Kinder und ſchwarzäugige Dirnen, vollauf beſchäftigt, die reiche Fülle in Körben zuſammenzuleſen.

Aber wir wollen kein Bild des italieniſchen Frühlings geben, mit ſeinem wunderbaren Farbenſchmelz, ſeiner bunten Geſchäftigkeit ſchöner Menſchen in Feld und Garten, mit ſeiner üppigen Werdekraft, die über Nacht ihre Wunder vor die erſtaunten Blicke des nordiſchen Wanderers zauberhaft und wie im Spiele dahinwirft, mit ſeinen ſengenden Mittags-

Digitized by Google

ſtunden, in denen die Sonne dem ſaftigen Grün ſchon ſein raſches Welken und Verdorren vorausſagt. Die köſtlich fruchtbaren Wein- und Maulbeerlandſchaften, welche der Chiana-Canal bewäſſert, liegen hinter uns; wir haben der gelben Tiber bei Perugia Valet gegeben, und uns bei Arezzo und Inciſa dem ſeichten Arno-Fluſſe zugeſellt, der uns bis in die Hauptſtadt Toscana's das Geleit giebt.

Und jetzt ſollte es noch höher gen Norden gehen.

Als wir uns nach einer Reiſegelegenheit umſahen, fand ſich ein Vetturin-Helfershelfer zu uns, der eine ganz ausnahmsweiſe Reiſegeſchwindigkeit verſprach, indem ein Kaufmann aus dem römiſchen Ghetto die am nächſten Vormittag Bologna verlaſſende Malle-Poſt noch einholen und ſolcher Art die Nacht durchreiſen wollte.

Bekanntlich reiſ't man in Italien ſelten bei Nacht. Vetturine thun es faſt nie und zwar aus ſehr naheliegenden Gründen. Das Räuberweſen hat in den päpſtlichen und neapolitaniſchen Staaten zu keiner Zeit völlig aufgehört, und die benachbarten Gebiete ſind vor Anſteckung natürlich nicht allzugeſichert. So beunruhigte denn namentlich die Gebirgsgegend von Bologna um jene Zeit eine Bande von etlichen 14—15 Köpfen, deren Daſein uns übrigens unbekannt war, wie man denn überhaupt in Italien bei dem Mangel an Zeitungen ſelten über das Nächſtvorfallende unterrichtet iſt. Indeſſen ſchien der Kaufmann aus dem Ghetto keine Beſorgniſſe zu haben, und da ſich auch der

Digitized by Google

Vetturin zur nächtlichen Reise bereit erklärte, so lag anscheinend kein Grund vor, noch vorsichtiger zu sein, als diese beiden Eingebornen. Ohnehin machte das Wetter Miene, unfreundlich zu werden, unser Aufenthalt in Florenz und seiner Umgebung war ziemlich ausgenützt, die Kunstgalerien aber hatte man, um die alljährliche Osterräucherung und Weihwasserbesprengung vorzunehmen, geschlossen, so daß wir wenigstens keine Ursache hatten, uns einer übereilten Abreise anzuklagen.

Abends 6 Uhr wurde denn aufgebrochen. Der Wagen war ungewöhnlich zierlich gebaut, fast ganz neu, die Pferde, zwei toscanische Dunkelschimmel von elegantem Wuchs, stachen günstig von den üblichen Gäulen ab, welche derartiges Reisefuhrwerk über die Via-Appia schleppen. Ohnehin durfte man sich nur des italienischen Sprüchleins:

Cavallo bianco, mai stanco!

(Für weiße Pferde giebt's keine Beschwerde!)

zu erinnern, um sich Glück zu wünschen, eben Schimmel an der Deichsel zu haben.

Genug, im ersten Abenddämmern rollte die kleine Karawane, eine Dame und zwei Herren, auf die Gebirgsstraße nach Bologna hinaus. Unser nicht ganz leichtes Reisegepäck befand sich hinter dem Wagen. Gleich die erste Erkundigung nach der Unterbringung desselben ergab, daß wir uns in unerfahrenen Händen befanden. Es war nur mit Stricken festgeschnürt, und stand somit für die nächsten 12 Stunden

Digitized by Google

jedem Liebhaber nordiſcher Reiſe-Ausſtattung zu beliebiger Entführung frei. Die Verlockung dazu war um ſo größer, als drei Viertel der Wegzeit, wie ſich bald herausſtellte, im mühſamen Bergaufſchritt durchmeſſen werden ſollten. Somit ergab ſich faſt ſchon an dem Weichbild der Stadt für uns die Nöthigung, wechſelweiſe die hinter uns aufgebundenen Schätze im Auge zu behalten, was wiederum ein Schließen der Wagenfenſter immer nur von kurzer Dauer machte.

Wir waren etwa 3 bis 4 Stunden ſo gefahren, als der vor unſerer Abfahrt ſchon losgebrochene Regen in weißen Flocken unſere zierliche Chaiſe und unſere eleganten Dunkelſchimmel zu umtanzen begann. Nicht lang darauf befanden wir uns im vollen Schneegeſtöber. Zugleich that ſich der Gebirgswind, die ſogenannte Tramontana, mit gewaltigem Sauſen auf und ſchlug eins der Fenſter in Stücke. Wir hatten jetzt zwar mindere Mühe, die Kofferwache durchzuführen, und waren auch überhaupt der Gefahr überhoben, im Schlaf umzuwerfen und zuſammenzubrechen — denn der Schnee flockte bald mit gleicher Lebendigkeit drinnen wie draußen; aber nach mehr als anderthalbjähriger Verwöhnung in ſüdlichem Klima begrüßten wir dieſen nordiſchen Boten denn doch mit ſehr unwirthlichem Gefühl, und waren bald einſtimmig der Meinung, daß dieſer Zuſtand nahezu an ſibiriſche Gemüthlichkeit gränze. Der römiſche Kaufmann erklärte, nie etwas Aehnliches erlebt zu haben,

Digitized by Google

und meinte überhaupt annehmen zu dürfen, daß es Wenigen beſcheert ſein würde, nach ſolchem Winterabenteuer den Mund zu öffnen, um davon zu erzählen.

Inzwiſchen zogen unſere braven Dunkelſchimmel zu Ehren des Lobſprüchleins mit unverdroſſener Ausdauer bergauf, dem Wind und dem Schnee entgegen, unverſtändig, wie wir Verſtandbegabten drinnen im gebrechlichen Wagen, die wir uns mit der Hoffnung auf die Erfahrungstüchtigkeit des Kutſchers tröſteten, und unſer Ungemach ſchon, wie die Sache lag, für gerade ausreichend drückend hielten, um nicht noch an ſeinem Beſſerwiſſen zweifeln zu wollen. Wie hoch war der Paß, den wir zu überſchreiten hatten? Im Wagen, wies ſich bald aus, wußt es Keiner. Der Kaufmann hätte es, meinte er, wiſſen ſollen; aber dem lag vor allem daran, die Malle-Poſt einzuholen, auf welcher bereits ein theurer Platz für ihn bezahlt worden war. Er wäre über den Chimboraſſo kutſchirt, um ſein Geld nicht im Stich zu laſſen und um wer weiß welchen wichtigen Termin nicht zu verſäumen. Er hatte einfach geglaubt, was ihm der Helfershelfer verſprach, und dieſer verſprach um ſo viel leichter, als er ſelbſt in Florenz daheim blieb. Was uns Andere betraf, ſo hatten wir für unſere Unvorſichtigkeit keine andere Rechtfertigung, als diejenige, daß alles ganz plötzlich und unverhofft gekommen war und daß wir eben einmal die Sache auf die leichte Achſel genommen hatten, galt es am Ende doch nur

Digitized by Google

ein paar Reisende und ein paar Centner Reisegepäck, und nicht eine ganze Armee über die Apenninen zu schaffen.

Während sich so allmälig herausstellte, daß draußen auf dem Bock die Allwissenheit ihren Thron haben müsse, wenn anders es uns nicht von Stunde zu Stunde schlimmer und schlimmer gehen sollte, während dessen hob draußen auf eben diesem Bocke ein erbärmliches Gewinsel an, das unsere Fassung nicht wenig in Gefahr brachte. Unser rosselenkender Simone Boltraffio begann zu ahnen, daß ihm Füße und Hände erfrieren würden, wenn es noch ein paar Stunden so fortwehte und fortschneite, und er empfahl sich mit jämmerlichem Wehklagen der Fürsprache der Madonna. Die Ungläubigen im Wägelchen fanden natürlich in diesem inbrünstigen Ausbruch religiösen Bedürfnisses wenig Grund zur Beruhigung. Der Hebräer beschwor ihn bei allen Schätzen des Pharao, die Andacht einzustellen, und der lutherische Ketzer drohte dem Säumigen mit allen Teufeln, gegen welche je ein Dintenfaß an die Wand geworfen worden. Endlich trocknete Simone seine Thränen und entschloß sich zur Fortsetzung seiner Marterfahrt. Umkehren wäre freilich zweckmäßiger gewesen und hier zeigte sich's, daß allen Dreien das rechte Licht noch nicht aufgegangen war. Denn eine Bergreise im starken Schneegestöber beginnen, das mochte an und für sich schon für gelinde Verstandsverfinsterung gelten, aber mindestens blieb die Entschuldigung, daß die Verantwortung den Fuhrmann

Digitized by Google

mehr als irgend einen der Paſſagiere treffe. Nun aber hatte ſich deutlich herausgeſtellt, weß Geiſtes Kind dieſer unſer Pilot war. Er fuhr in den Tag hinein, weil er den Kopf ſchon völlig verloren hatte, weil er im Contract dazu verpflichtet worden war, weil den Pferden noch ein paar Stunden Kraft übrig geblieben ſchienen, und weil er ſchließlich vielleicht die Madonna ſchon mit der nachhelfenden Hand an den Speichen zu ſehen glaubte. Er fuhr und peitſchte, und während deſſen zerbrach ſich das Kleeblatt im Wagen den Kopf, ob es denn erhört ſei, daß man in Italien mitten im Frühjahr vor dem Schneeſturm davon laufen ſolle, wie der Araber vor dem Samum, oder der Indianer vor dem Prairienbrand, ob man ſich denn nicht in einem Lande befinde (der Römer kannte es doch von Haus aus), wo Schnee und Eis nicht gefährlichere Burſche ſeien, als der am Sonnenlicht ſchmelzende Schneemann ſelbſt — in dieſer Jahreszeit wenigſtens, nach faſt beendigter Faſtenzeit, am Vorabende des Palmſonntages? Hatte man nicht als Merkwürdigkeit in Rom den Tritonen-Brunnen photographirt, als er eines Wintermorgens mit Eiszapfen im Sonnenbrand daſtanden hatte? War ein einziges Mal in Roms Straßen Schnee liegen geblieben? Fünf Minuten lang, wie uns zu unſerm Unbehagen einfiel, aber doch nur ein einziges Mal und keine Secunde länger. Ohnehin wußte ja niemand, wie nah etwa der Sattel des Berges war,

Digitized by Google

wie viel Weges schon zurückgelegt wurde, ob nicht Stations-wirthshäuser zu erreichen waren — Simone jammerte von etwas derartig ihm in Aussicht Gestellten, aber leider war es freilich klar, daß man ihm in seinem unzurechnungs-fähigen Zustand nicht mehr Glauben schenken durfte, als etwa dem turbangeschmückten Propheten, wenn er seinen Muselmännern blühende Paradiesgärten und noch blühen-dere Houris jenseits der bösen Gränze verheißt.

Diese böse Gränze schien in der That nicht ganz so weit entlegen, als da wir Tags vorher, von Fiesole behaglich heimkehrend, vor der weinumrankten Villa des Bocaccio, an die hold einlullende Stetigkeit gedacht hatten, mit welcher in diesem blüthengesegneten Thale der Strom des Lebens freundlich dahinzufließen schien. Es war ein unbegreiflicher Abstand zwischen gestern und heute und unsere Lage schien, selbst wenn wir jetzt — wahrscheinlich zu spät — uns zur Umkehr entschlossen, dergestalt mißlich, daß eine nächtliche Visite der Birbanti kaum noch etwas hinzuzuthun vermocht hätte.

Aber jenes Zuspät auf die Probe zu stellen, trugen wir eben durchaus kein Gelüste. Mitternacht war vorüber. Der hin und wieder durch die Wolken brechende Mond zeigte uns auf allen Seiten Schneefelder und Schnee-abhänge, weit nordisch-grauenhafter, als bei unserm frühern Ueberschreiten des Mont Cenis selbst die zer-klüftete, unwirthliche Natur dieses gefürchteten Grenz-

Digitized by Google

wegelagerers uns erschienen war. Dabei war kein Obdach zu entdecken, und die erschöpften Pferde konnten kaum mehr von der Stelle. Dennoch mußte jetzt um jeden Preis vorwärts gedrungen werden, sollten sie und wir nicht, wozu alle Aussicht vorhanden war, auf dieser windgepeitschten Bergstraße völlig im Schnee begraben werden.

Nach mehrmaligen Berathungen, wurde denn von Neuem die Fahrt fortgesetzt, und die Tüchtigkeit der wackern Thiere hielt wirklich noch weitere anderthalb Stunden aus. Jetzt hatte sich der Schnee indessen in solcher Masse gehäuft, daß sich bei windgeschütztem Wegbiegen hie und da ein Schneewall von zwei bis drei Ellen unserm Fuhrwerk in den Weg stellte. Es schien der Wendepunkt gekommen, wo in Tragödien der lange vorbereitete Glücksumschlag endlich fühlbar eintritt: ringsum Schnee und Sturm, zwei todtmüde Pferde unsere einzige Hoffnung, der Fuhrmann unzurechnungsfähig, unser leichtgebauter Wagen bei jedem Ruck mit völligem außer Rand- und Bandgehen drohend, seine Scheiben zertrümmert, und dabei unsere Garderobe mehr einer südlich milden Mondschein-Promenade, als einer Ossianischen Eisnacht angemessen — so ungefähr war unsere Lage, als in geringer Entfernung hinter uns Stimmen hörbar wurden. Es konnten Leute sein, denen mehr an unsern Koffern als an unserm Dasein gelegen war, und es gehört ein hoher Grad von Verlassenheit dazu, um auf einsamen Wegen Nachts

Digitized by Google

in Italien selbst solchen Stimmen noch irgend einen Reiz abzugewinnen. Dennoch begrüßten wir sie mit Jubel, und es wies sich auch bald aus, daß wir nicht enttäuscht werden sollten. Man hatte die Jammerrufe unsers Simone in einer Wächterhütte gehört, an welcher wir eben vorher, ohne sie zu gewahren, vorübergeächzt waren. Der alte Stationswächter und sein Knabe strengten nun ihre Stimmen an, um uns vor einer Fortsetzung der nächtlichen Irrfahrt zu warnen, und wir hatten ihre Absicht kaum errathen, als wir uns mit begreiflicher Bereitwilligkeit ihrer sachkundigen Sorge überantworteten.

Nun wurde mit allseitigen Anstrengungen der Wagen eine Strecke Weges zurück und endlich in dem Schuppen des Wächters untergebracht. Die Pferde mußten sich in der Nachbarschaft der Ochsen des Stationshäuschens bequemen. Wir selbst befanden uns schon nach wenigen Minuten an dem Feuer eines niedrigen Herdes, welches einen engen, nicht unbehaglichen Raum der Wohnung mit seinem unsteten Lichte erhellte. Was unser Unglück zu werden gedroht hatte, erwies sich von einer Seite hier als unser Glück: der Schneesturm war die Ursache, daß vier bis fünf Fuhrleute in dem Wächterhäuschen ihre Zuflucht gesucht hatten, und ihnen wieder verdankten wir's, daß noch zu so später Nachtstunde das Jammern unsers Simone ein waches Ohr erreichte. Als der alte Wächter, im Gegensatz zu seinen schweigsamen, in ihren blauen Fuhrmannskitteln

Digitized by Google

umherhockenden Gästen, alles aufgeboten hatte, um uns warme Plätze und Fußdecken zu verschaffen, gesellte sich auch noch seine Tochter zu uns, die um der Forestiere willen ihr warmes Nachtlager verlassen hatte. Sie erbot sich, Speise und Getränk herbeizuschaffen, und stand bald neben dem brodelnden Kessel, im wirren Schmucke ihrer schwarzen Haare, die ein turbanartiges, goldgelbes Tuch umschlang, und im südlich träumerischen Ausdruck ihrer jugendlichen Züge, einer Circe nicht unähnlich, wie sie etwa für Eurylochus und seine Gefährten die verwandelnden Zaubertränke braute. Wunderbares Land, wo die menschlichen Züge in ihrer classischen Schönheit uns auf Weg und Steg Dichtungsgebilde zu verkörpern scheinen, welche seit so langem Gemeingut der Menschen geworden sind! Inmitten dieser nordischen Schrecken trat uns noch einmal recht nah, was Alles dahinten bleibt, wenn der Wandrer vom Süden Abschied nimmt.

Wir haben in dieser Hütte vier Stunden lang am Herdfeuer gesessen, während die eingekehrten Fuhrleute sich einer nach dem andern auf den thalabwärts gehenden Heimweg begaben, und die Insassen der Hütte es sich in den Winkeln auf Decken und Schemeln behaglich zu machen suchten.

In der letzten Stunde, während die Circe schon wieder in Träumen lag, wurde zwischen dem Alten, dem Vetturin und uns Nahebetheiligten das Vorspann-Thema verhandelt, von welchem sich der alte Wächter möglichst lange entfernt

Digitized by Google

gehalten hatte. Es schien nicht ganz klar, in wie weit und bis zu welcher Wegstrecke er verpflichtet war, Vorspann zu geben. Jedenfalls hatte er nicht übel Lust, sich dieser Leistung ganz zu entziehen. Endlich fügte er sich dennoch, wenn auch widerstrebend, und ließ ein Paar seiner Zugthiere von der Krippe nehmen. Mehr als zwei wollte er aber unter keinen Umständen hergeben, und er schwor hoch und heilig, diese Hülfe sei völlig ausreichend, um bis an's nächste Wächterhaus zu gelangen, wo die nämliche Leistung gefordert werden könne.

Inzwischen hatte es fortgeschneit, und beim Wiederbeginn unserer Reise ließ sich bald durch die dicht fallenden Flocken mancher Zuwachs unserer Beschwerden gewahren. Da aber die Tageshelle zunahm, so trugen wir kein Bedenken, das Wagniß von Neuem zu bestehen, getrieben einerseits von dem Unbehagen unserer eigenen, wenig geschützten Lage, andererseits von der Sehnsucht unserer Reisegenossen, das Unmögliche möglich zu machen, d. h. die Malleposť trotz allem Aufenthalt noch einzuholen.

Wir waren etwa um $5^1/_2$ Uhr Morgens aufgebrochen. Eine Weile thaten die Ochsen ihre Schuldigkeit, und unsere beiden Dunkelschimmel mehr als das. Nach etwa drei Viertelstunden steckten wir aber dennoch so fest, daß weder rück- noch vorwärts zu kommen war. Simone Baltraffio überließ sich abermals seinen Ekstasen. Während der Ochsenknabe stieß und schlug, schluchzte Simone, schlotternd vor

Angſt und Kälte, und beſchwor dazwiſchen die Madonna in langen Anreden, an einem Palmſonntag doch wenigſtens einen guten Katholiken nicht ſo elend zu Grunde zu richten. Er hatte dabei die Stimme eines Kindes und ſtellte die Rathloſigkeit in ihrer kläglichſten Natürlichkeit dar.

Durch Rufen und Zeichenmachen gelang es uns, nach langen vergeblichen Antreibeverſuchen einen Doganawächter herbeizutelegraphiren, welcher aus dem Guckfenſter ſeines Bretterhäuschens eine Viertelſtunde Weges höher hinauf unſere Noth beäugelt hatte. Er war geſcheidt genug, einen Spaten mitzubringen. Nun ging's an ein allmäliges Ausſchaufeln des eingeſunkenen Fuhrwerks; die feſt im Schnee klebenden Räder begannen ſich wieder zu bewegen, und endlich war der Wagen noch einmal im Gange. Mittlerweile hatte der Ochſenvorſpann ſich indeſſen von dannen gemacht. Simone betheuerte, der Knabe ſei nicht zu längerem Bleiben zu vermögen geweſen, die ohnehin ſchwachen Ochſen hätten überdieß kaum noch mit angezogen — genug, der Vorſpann war verſchwunden, und unſer Schimmelpaar ſchleppte wieder die ganze Laſt mit alleinigem Kraftaufwande.

Zu ihrem und zu unſerm Glück war die Einſattelung des Berges minder mit Schnee angefüllt, als der bisher zurückgelegte Weg. Um acht Uhr etwa hatten wir den höchſten Punkt erreicht, und hier im freien Anblicke zwiſchen lauter beſchneiten Höhen und Schluchten vervollſtändigte

Digitized by Google

sich uns die schon am Abend vorher uns nahe getretene Täuschung, als seien wir wirklich durch Zauberhand — und wir mußten der Circe gedenken — dem Lande der Sonne, der Schönheit und der Kunst plötzlich entrückt worden, um uns mitten in der herben Gebirgsnatur einer norwegischen Landschaft wiederzufinden. Schnee Alles, so weit das Auge reichte. Darüber finster drohende Wolken und über diesen wieder in unklar gewaltigen Formen der Grat irgend eines Apenninen-Rückens, das nackte Gestein einer steilen Bergwand; kein Baum, kein Vogel, keine Hütte, kein Lebenszeichen, und dabei zunehmende Schneewehen auf der jetzt vor uns liegenden Wegstrecke, auf und nieder der Straßenlinie mehr als vorhin neue Schwierigkeiten bei längst überspannten Kräften.

Dennoch hat das Tageslicht, verglichen mit den Wirkungen der Dämmerung oder des Mondlichts, etwas so mächtig Beruhigendes, daß wir unsere Lage als nicht verschlimmert ansahen, und daß selbst die Unmöglichkeit, Vorspann zu erhalten, unsere gehobene Hoffnung nicht sinken ließ. Um diesen Vorspann that sich Simone im langsamen Vorbeifahren bei dem nächsten Wächterhäuschen um, das verschneit und scheinbar ausgestorben uns am Wege zu Gesicht kam. Aber bedenklich wie es war, auch nur einen Augenblick den mühsam vorrückenden Wagen durch Stillhalten der Gefahr des abermaligen Versinkens preiszugeben, mußte er sich auf Wehklagen, Hülferufe

Digitized by Google

und Stoßſeufzer beſchränken, denen natürlich keine Antwort ward. Möglich, daß die wenigen auf dieſe Weiſe begrüßten Menſchenwohnungen auch ohnehin zu dieſer Zeit gerade leer waren, oder daß andernfalls doch kein Vorſpann zu erhalten geweſen wäre, da derſelbe auf der Höhe ſelbſt freilich ſelten genug verwendbar erſcheinen mag. Genug, unſere Pferde erhielten keine Hülfe, und noch volle zwei Stunden ging es im mühſamen Schritt bald auf-, bald niederwärts, ohne daß ihnen eine andere Raſt gegönnt werden konnte als die unvermeidlichen Haltepunkte, wenn die Räder nicht mehr umlaufen wollten, und nur die Vereinigung von Thier- und Menſchenkräften die Störrigen wieder in Bewegung zu bringen vermochte.

Endlich ſaßen wir wie feſtgeankert, alle Anſtrengungen ohne eine Spur von Erfolg, alles Antreiben nutzlos, alles Anziehen völlig ohne Wirkung.

Eine halbe Stunde etwa erſchöpften zwei- und vierbeinige Kreaturen ſich im ermüdendſten Anſpannen aller Sehnen und Muskeln. Dann mußte auf Fortbringen des Wagens Verzicht geleiſtet werden.

Aus dieſer Lage blieb nur ein Ausweg: den Fuhrmann mit den Pferden auf gut Glück bergab zu ſenden, damit er, wo es immer ſei, Hülfe auftreibe.

Simone ſpannte ſeine müden Thiere demnach aus und verſchwand mit ihnen im Schneegeſtöber.

Eine halbe Stunde verſtrich; der Wind pfiff durch den

Digitized by Google

nirgend mehr dicht haltenden Wagen, der Schnee, mit Regen vermischt, spottete aller Mäntel und Decken und vollendete das unfreiwillige Bad, das selbst ein Prießnitz nicht in so unbarmherziger Temperaturniedrigkeit verordnet haben würde. Dabei konnten wir uns nicht verhehlen, daß, wenn uns die Rauhheit der letzten Nacht vor Beutel- und Kehlabschneidern glücklich behütet hatte, unsere jetzige stationäre Hülflosigkeit jeden des Wegs kommenden Wanderer recht eigentlich in die Versuchung führe, sich mit unsern Börsen und ihrem Inhalt näher bekannt zu machen. Waren wir nun auch nicht gerade Willens, uns leichten Kaufs zu ergeben, so mußten wir doch einräumen, daß die Waffenlosigkeit, zu der wir uns aus Rücksicht auf die endlosen Doganaplackereien gegen Bewaffnete entschlossen hatten, in diesem Fall uns sehr leicht der Willkür einer Handvoll besser Ausgerüsteter preisgeben könnte.

Diesem Gedanken schien ein bestimmter Anhaltspunkt werden zu sollen, als ein reckenhafter Kerl mit geschwärztem Gesicht in unser Wagenfenster hineinlugte. Er trug einen eisernen Stock in der Faust, und ließ uns volle Zeit, die Falten seines Gesichts zu studiren, ehe er den Mund aufthat. Sein Anzug war zerlumpt, sein Benehmen gab allen erdenkbaren Auslegungen freien Spielraum, und als er nach genommenem Einblick den Wagen umschritt, gleichsam um die begonnene Recognoscirung mit aller Vollständigkeit zu beenden, hatte seine Gesellschaft für keinen der Wagen-

Digitized by Google

genoſſen irgend welchen Reiz. Nach einer Weile kam er am andern Fenſter wieder zum Vorſchein und ließ ſein Auge auch von dieſer Seite die Muſterung fortſetzen. Die Bedächtigkeit, mit welcher er zu Werke ging, hatte auch uns in beobachtender Stellung gehalten. Nun ſein Intereſſe kein nur flüchtiges ſchien, hielten wir es für nicht mehr als billig, unſer abſonderliches, ohne den Schatten einer bewegenden Kraft daſtehendes Fuhrwerk, ſeinem Verſtändniſſe näher zu rücken. Er begriff denn auch ohne Mühe, daß wir nicht etwa in der Hoffnung hier ſaßen, durch die himmliſchen Roſſe des Propheten Elias nach Bologna entführt zu werden. Aber damit war vor der Hand weder für ihn noch für uns etwas gewonnen. Jetzt begann er unſern Koffer näher in Augenſchein zu nehmen. Unſer Reiſegefährte aus dem Ghetto wurde immer unruhiger. Der eiſerne Stock hätte, meinte er, nichts zu bedeuten, wenn ſich nur die beiden Revolvers, ohne welche er kaum je reiſe, nicht draußen im Koffer, ſtatt drinnen im Wagen befänden. Es tröſtete ihn einigermaßen, daß, wenn ſie in die Hand des verdächtigen Viſitators fallen ſollten, die Ladung wenigſtens nichts mehr taugen werde, — freilich immer nur ein leidiger Troſt.

Eben beriethen wir noch, was werden ſolle, als wir etwas, einem Erdſtoß Aehnliches zu empfinden glaubten. Zugleich flog die Thür auf. Dies ſchien in der That der Anfang des Endes; aber ein zweiter Erdſtoß belehrte uns

Digitized by Google

eines Beſſern. Unſer Gigant hatte ſeinen herkuliſchen Gliedmaßen eine ſpielende Beſchäftigung geben wollen. Und wirklich — aus der tiefſten Schneeſpur waren wir durch die Kraft ſeiner Schultern glücklich hinausgeſchoben worden. Jetzt ſtand er wieder überlegend neben dem vierrädrigen Wrack und ſchien den Winkel zu berechnen, in welchem er ſein Schüreiſen — denn bei ſo friedlichen Abſichten konnten wir ſein geſchwärztes Geſicht nur noch dem Ruß eines Kohlen-Meilers zuſchreiben — unter die Radſpeichen einzuſtemmen habe.

Als wir ihm mit freundlichem Danke zu erkennen gaben, die nämliche Handreichung werde unſerm Fortkommen förderlicher ſein, ſobald der neue Vorſpann nur erſt herbeigekommen ſei, zeigte er ſich willig, uns bis dahin Geſellſchaft zu leiſten. So war das moderne Verhältniß von Kraftangebot und Kraftbegehr zwiſchen dem vermeinten Wegelagerer und ſeiner verſchmähten Beute denn hergeſtellt, und während der langen Spannung, welche unſern Hoffnungen auf Erſatz noch zugemuthet wurde, hatten wir erwünſchte Gelegenheit, einen Blick in den wohlgeordneten Geiſtes- und Gemüthshaushalt dieſes genügſamen Naturmenſchen zu thun, der unſer Aller Mißtrauen ſo ſehr beſchämte. Der Umriß ſeiner Felſenhütte ließ ſich in der Ferne unter dem Schnee entdecken. Es ſchien mehr ein Ameiſenbau, als die Wohnung eines Menſchen, zumal eines ſolchen Rieſen.

Digitized by Google

Ob ſeine derben Fäuſte immer nur dem kargen Erwerb der ehrlichen Arbeit nachgegangen ſein mochten? Die Verſuchung in dieſen räubergeſegneten Gebirgsgegenden iſt nicht klein, liegt doch für den Mann, der ſein Handwerk verſteht, nach dem Volksausdruck immer Gold auf der Straße? Aber der Krieg mit den Polizeiſoldaten fordert doch auch Jahr für Jahr ſeine blutigen Opfer, und läßt zuweilen hinreichend erſchütternde Eindrücke zurück, um manche wagende Fauſt zeitlebens zitternd zu erhalten. Sei dem im vorliegenden Falle, wie ihm wolle — unſer Troglodyt hielt volle anderthalb Stunden mit ernſter Miene und geduldiger Selbſtbeherrſchung neben unſerm eingeſchneiten Wagen Wache, und es ereignete ſich ſo der wohl ziemlich ungewöhnliche Fall, daß unbewaffnete Reiſende in der gottvergeſſenſten Gebirgsſchlucht Italiens, ohne Pferde an der Deichſel und ohne die Möglichkeit, von der Stelle zu kommen, die wache oder doch wohl weckbare Beutegier eines armen Teufels ſtundenlang auf die Probe zu ſtellen verurtheilt waren, und dennoch unberaubt davon kamen.

Dieſe Verſuchungszeit wurde ein einziges Mal unterbrochen. Statt des davon gerittenen Simone Boltraffio erſchien nämlich ein pausbackiger toscaniſcher Poſtillon von der nächſt erreichbaren Gebirgsſtation. Simone hatte ihn zu unſerm Entſatz hergeſendet, während er ſelbſt daheim blieb. Aber was ſollten uns zwei friſche Pferde helfen? Jetzt nach abermals anderthalb Stunden Schneefalls.

Digitized by Google

Die Stränge wurden zerriſſen, die Peitſche zerſchlagen, den armen Pferden faſt der Athem ausgeprügelt, ohne daß wir dennoch aus unſerer Schneeklemme erlöſ't worden wären. So ritt der Poſtillon denn mit einigen heidniſchen „Per Baccho!“ wieder von dannen, und wir hatten weitere Muße, dem Gedankenleben unſres Köhlers, ſtumm und unbehaglich wie er ſelbſt, nachzugrübeln.

Armer Carbonaro! Als wir endlich durch einen Vierſpann unſerer unfreiwilligen Raſt enthoben wurden, überſtieg die kleine ihm gereichte Belohnung noch ſeine Erwartungen, und er ließ ſich die Gabe nur mit Widerſtreben aufnöthigen. Vielleicht, wenn wir ihn beſſer verſtanden, beklemmte ihn während unſeres Zuſammenſeins nicht ſowohl der Gedanke an den lockenden Inhalt unſerer Reiſekoffer, als das drückende Bewußtſein, ſchon um ſeiner Lumpen willen unſerm mißtrauiſchen Auge verdächtig zu ſein, und dieſem ungerechten Verdacht nichts entgegenſetzen zu können, als das ruhige Benehmen ſeines guten Gewiſſens.

Nach einer Stunde Bergabfahrens verwandelte ſich endlich der Schnee in Regen. Grüne Bäume ſtreckten uns ihre Zweige in den Wagen, es kamen Hütten zum Vorſchein, Häuschen, Häuſer, Capellen, bald auch ein Kirchthurm. Und nach langer Erſchöpfung geborgen und wohl auch etwas gewitzigt, kehrten wir in dem Poſtwirthshaus des Orts ein, wo Simone Baltraffio ſchon ſeinen Verdruß über die Madonna im Wein zu ertränken begonnen hatte.

Digitized by Google

Hier aber zeigte sich's, daß wir dem Tramontane und seinem rauhen Schneegesindel noch Dank schuldeten. Ein Gerücht war Abends zuvor im Umlauf gewesen: ein Courier aus Bologna sei mit Werthpapieren von Bedeutung für das Wechselhaus Fenzi u. Comp. in Florenz auf dem Wege, und die im Gebirge hausende Bande habe Kunde davon. „Der Courier ist noch bei Zeiten wegen des Schneefalls umgekehrt," sagte unser scheelblickender Wirth, indem er uns diesen Nachtrag zu unserm Apenninen-Uebergang mit wichtiger Miene in die Suppe streute, „und die Signori Birbanti," fügte er hinzu, „werden Wind davon bekommen haben. E vero! sie lieben den Schnee nicht viel mehr als wir Andern; da sind sie denn piano piano in ihren Schlupfwinkeln verblieben, statt ihre Nasen und Ohren erfrieren zu lassen. Ma tanto meglio per lei! die Bekanntschaft dieser Herren macht man niemals zu spät. Auf den Kopf des Bandencapitano steht übrigens ein Preis von fünfhundert Silberscudi, und er hat geschworen, ihrer wolle er nun auch wirklich werth werden . . ."

Ob ihm Zeit blieb, das Wort einzulösen, haben wir nicht erfahren. Er hieß, wenn wir uns recht erinnern, Taddeo Friso, und seine Hinrichtung wurde eben durch die Zeitung berichtet, als wir wenige Tage darauf Venedig erreichten.

Digitized by Google

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Digitized by Google

Wander-Studien.

Italien, Griechenland und daheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wander-Studien.

Italien, Griechenland und daheim

von

Robert Waldmüller
(Edouard Duboc.)

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Theodor Thomas.
1861.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1.	Von Syra nach Athen	3
2.	Wanderbilder im Peloponnes	18
3.	Ein Gastfreund jenseits des Styx	49
4.	Sparta und griechische Sitten	58
5.	Die deutsche Kolonie Herakli bei Athen	78
6.	Irrsinnige in Griechenland	92
7.	Griechische Nächte	107
8.	Steyrisches Almleben	137
9.	Eine Bauernhochzeit in Steyermark	157
10.	Ein unberühmtes Genie	180
11.	Aus Beethovens spätern Lebensjahren	192

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus Griechenland.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von Syra nach Athen.

1.

Der Trieſter Lloyddampfer hatte uns über Ancona, Brindiſi, Corfu, Cephalonia und Zante wohlbehalten nach der Inſel Syra gebracht. Hier nahm uns ſein kleinerer College, der Mahmudie, auf, und dampfte an einem ſonnenhellen Maimorgen, etwa um die achte Stunde, mit uns gen Athen.

Die Wellen ſind leiſe gekräuſelt. Bald iſt das Land hinter uns verſchwunden. Dagegen tauchen eine Menge Inſelchen, zum Theil nackte, unbewohnte Felſen aus dem Meere empor; dazwiſchen, und bei der Klarheit der griechiſchen Luft oft aus weiteſter Ferne, grüßen andere, deren Namen nur noch das hiſtoriſche Intereſſe vor völligem Vergeſſen ſchützt. Wir erblicken zur Rechten Andros, das wein- und feigenreiche Tenos, Gyaros, das gebirgige Euböa, ganz nahe Ceos; zur Linken drängt ſich unſer Curs nahe an die Felſeninſel Cythnos (das alte

Digitized by Google

Thermia) hinan, in deren Küstennähe zahlreiche Delphine ihr Wesen treiben, halb den kurzen, massigen Körper aus dem Wasser nach Beute pfeilschnell umherwerfend und dann wieder verschwindend. Ganz in der Ferne, ein Vorposten des bergreichen Peloponnes, steigt die Insel Hydra, schroff und keck geformt, aus dem Meere. Hydra ist die Geburtsstätte einiger namhaften Kämpfer aus dem letzten Befreiungskriege. Tombazi, Conduriotti, Boudouri, und noch bekannter als diese, der Seeheld Miaulis waren Hydrioten. Die Bedeutung der Insel reicht nicht in das Alterthum zurück. Die ihr bewilligte Ausnahmestellung unter den übrigen griechischen Inseln zur Zeit der Türkenherrschaft gründete ihre Macht. Sie durfte sich selbst regieren und kein Türke hatte das Recht, ihren Boden zu betreten. Nur Seeleute wurden der türkischen Pforte gestellt; ein Tribut in Geld galt als weitere, jährlich erneuerte Unterthanenleistung. Man sagt, daß zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, etwa um's Jahr 1825, die Einwohnerzahl auf 40,000 Seelen geschätzt wurde. Seitdem ist sie durch die dem gesammten Lande wieder gewonnene Selbstständigkeit aus ihrer Sonderstellung herausgetreten und fast um die Hälfte ihrer Bevölkerungssumme gesunken. Ihren Bewohnern wird Ehrlichkeit nachgerühmt; den Weibern und Töchtern folgt der Ruf vorzüglicher Schönheit. Was wir von ihnen zu sehen später Gelegenheit hatten, widersprach diesem Rufe nicht. Ein sehr

Digitized by Google

kleidſames, flammengelbes Kopftuch von Seide erhöht die maleriſche Wirkung ihrer Tracht und den Reiz ihrer ſüdlichen Züge.

Unweit Hydra zeigt ſich die Inſel Calauria, dieſer zunächſt Poros, berühmt als derjenige Punkt, wo die Geſandten Englands, Frankreichs und Rußlands die Baſis des neuen griechiſchen Staates feſtſtellten. Aber Calauria ſelbſt weckt Erinnerungen mehr claſſiſcher Natur; in dem noch an ſeinen Unterbauten kenntlichen Neptunstempel ſtarb Demoſthenes. Nahe zur Rechten begrüßt uns auf nacktem Felſenhügel der Feſtlandsküſte, im ſcharfen Sonnenlichte blendend weiß, die Ruine des erſten Minervatempels, welcher den heimkehrenden Athener ſchon in weiter Ferne dem Schutze der blauäugigen Tochter des Donnerers empfahl. Wir zählen noch zehn aufrecht ſtehende Säulen, drei derſelben ohne Architrav. Weit hinaus erkennt das Auge des Seefahrers den altehrwürdigen Bau, und nach dieſen Säulen heißt der Punkt in der jetzigen Schifferſprache (allenthalben in dieſen Breiten die italieniſche) Capo Colonna. Lagrona, Bari ſind die nächſten Spuren menſchlichen Daſeins. Die Straße, welche beide Orte verbindet, kaum mehr als ein Saumpfad, war in alter Zeit wegen der Silberminen von Laurium wichtig. Sie ſind längſt erſchöpft, und nur die alten Wagengeleiſe im felſigen Boden, heißt es, weiſen auf ihre ehemalige Bedeutung hin.

Nun zeichnen ſich immer deutlicher die bergigen Um-

Digitized by Google

riſſe Aegina's zur Linken. Geradeaus, langgeſtreckt, aber von geringer Höhe und heutzutage unbedeutend, liegt die Inſel Salamis, der einſt die Aufbringung einer Hülfsflotte von zwölf Schiffen zu dem Zuge gegen Troja nachgerühmt werden durfte.

Den ganzen nördlichen und weſtlichen Hintergrund füllen maleriſche Gebirgsmaſſen Rumeliens und Moreas, einige wenige Spitzen noch durch Schneeſtreifen ausgezeichnet.

Doch von dieſer Fülle großartiger Bilder wendet ſich der Blick der Richtung zu, welcher das Schiff folgt. Die attiſche Ebene öffnet ſich; aus der Mitte des weiten Thalgrundes ſchaut ein ferner Hügel mit noch unkenntlichen Trümmerhaufen herüber: es iſt die Akropolis von Athen. Und hier macht ſich ſofort jener Zauber geltend, von welchem ſo mancher Beſucher dieſes denkwürdigen Thalſtriches ſchon hingeriſſen wurde und deſſen eigentlichen Urſachen ſo oft vergeblich nachgeforſcht worden iſt.

Es iſt wahr, die Berglinien ſind feiner, maleriſch gewählter, als in irgend einem andern Theile des Landes. Der Hymettus, der Pentelikon, ohne auf Großartigkeit Anſpruch machen zu dürfen, begrenzen den Geſichtskreis in erwünſchter Deutlichkeit, und ſind gerade beſcheiden genug, um das Auge immer wieder auf den erinnerungsreichen Mittelpunkt des Gemäldes zurückzuweiſen. Und dieſer bietet Abwechſelung und Mannigfaltigkeit durch die Verſchieden-

Digitized by Google

heit mehrerer unvermittelt aus der Ebene aufsteigender Hügel, an deren jeden sich eine bedeutungsvolle Vergangenheit knüpft.

Aber die malerische Wirkung wird durch andere Gegenden übertroffen, und was uns bei dem ersten Blick auf dieses Bild die Seele gefangen nimmt, ist ein Zauber, welcher weit mehr zu unserem Gemüth als zu unserem Kunstsinne spricht. Die Einfachheit der Erscheinung im Gegensatz zu dem unermeßlichen geistigen Inhalt, den unser Begriff bei dem Gedanken an Athen festhält, und mit dem Erschauen der wirklichen Bühne so reichen Lebens erst in's Gleichgewicht zu bringen trachten muß, diese Einfachheit und dieser Gegensatz sind es, was uns ergreift.

Da ist kein breiter Strom, kein ausgedehnter Häuserkreis, wie die Siebenhügelstadt beides besitzt, keine Kuppelmenge, kein Metropolenanstrich. In der Entfernung etwa einer Stunde vom Meere liegt ein Hügel mit Tempeltrümmern, die Akropolis, rechts davon ein anderer, dessen kleine Kapelle noch nicht einmal erkennbar ist, der Lykabettus, kaum dem Auge deutlich, ein paar minder bedeutende Anhöhen mit dem Museion und dem Denkmale des Philopappus, einige Häuser nur, denn die meisten Straßen liegen jenseits der Akropolis: — dieses Wenige in einer weiten Ebene, deren Mittelgrund der wasserarme Cephissus, umgeben von zahlreichen Oelpflanzungen, durchströmt, —

Digitized by Google

dieſe wenigen Ruhepunkte für das ſuchende Auge ſind Athen.

Das Plötzliche pflegt zu imponiren. Eine am Meere aufgethürmte Stadt, wie z. B. Genua, Neapel, tritt uns völlig überſichtlich entgegen und dehnt unſere Aufmerkſamkeit über Gebühr nach allen Seiten aus. Zieht eine Stadt ſich, weit ſichtbar, in die Ebene zurück, ſo muß ſie ſchon von rieſigen Verhältniſſen ſein, um nicht den landſchaftlichen Charakter der Umgebung anzunehmen. Der Anblick Athens, vom Meere aus, hat dieſe ländliche Beimiſchung in ſehr fühlbarem Grade, und ſie iſt wohlthuend.

Während wir dem Piräus, unſerm Ziele, zuſteuern, entladet ſich in der Richtung von Corinth, jenſeits Salamis, ein ſchweres Gewitter. Die ſchon im Weſten ſinkende Sonne durchbricht nur noch an wenigen Stellen das über dem Iſthmus zuſammengeballte Gewölk, und der Kampf des Lichts mit den Wolkenſchatten gießt die entzückendſten Farben über die attiſche Halbinſel aus. Faſt indigoblau zieht's vom Cithäron nach dem Pentelikon hinüber; um den Hymettus ſpielen alle Irisfarben, ohne ſich zum Regenbogen aufzubauen; dunkelbraun erſcheint die Ebene mit ihren verſengten Trifften und ihren reifen Saatfeldern. Im Mittelgrunde aber beleuchtet ein glühender Sonnenſtrahl die Acropolis und hebt ſie, wie in Goldſtaub getaucht, weithin ſchimmernd von dem verdüſterten Hintergrunde ab.

Digitized by Google

Man darf sich immer Glück wünschen, einen Genuß, wie ihn nur das Füllhorn südlicher Farbenpracht zu bereiten vermag, mit dem ersten Anblick einer Stadt wie Athen zusammenknüpfen zu dürfen. Genügt doch so wenig, um eine große Wirkung in's Gegentheil umschlagen zu lassen, wo die Willkür der Elemente den Vorhang in Händen hält und ihn nach Belieben auf- oder niederrollt.

2.

Wir haben auf der Rhede der Hafenstadt Athens, in der kleinen Bucht von Pyräus, Anker geworfen. Eine Reihe weißer niedriger Häuser mit rothen Ziegeldächern umgibt das Ufer im Halbkreise, die Anfänge einer jungen Handelsstadt, durch welche die Hauptstadt einst überflügelt werden wird. Zahlreiche Boote umkreisen unser Schiff. Ruderer mit rothem Feß, rothem Hüftenshawl und blauen Pluderhosen erklettern die Schiffstreppen, fallen über Koffer und Schachteln der Passagiere her und suchen ihre Dienstfertigkeit in allen Sprachen verständlich zu machen. In wenigen Minuten sind wir am Ufer und in nicht viel längerer Frist wohlbehalten im Verschluß einer zweispännigen Chaise, deren heißblütiger Führer sich, auf dem Bocke stehend und seine kleinen Pferde zum Galopp antreibend,

Digitized by Google

mit dem Eifer eines Couriers aus dem umgebenden Wagenknäuel in's Freie hinausarbeitet.

Fort geht es auf der ſtaubigen Chauſſee, daß die Fenſter aus den Fugen zu ſpringen drohen. Die Peitſche braucht er nicht, denn ausgelaſſener noch als ihr Herr ſind die muntern Pferde. Aber ſelbſtverſtändlich darf kein Wagen uns vorausbleiben. Trotz der gewichtigen Koffer wird von Neuem zum Galopp angetrieben. Wo die Chauſſee einen Umweg macht, biegt der Wagen in ein tiefer liegendes Feld ein, und arbeitet ſich nach fünf Minuten beflügelter Fahrt wieder an einer andern Stelle auf den Steindamm hinauf, eben vor der Naſe des überholten Nebenbuhlers. Aber dieſer ſchont auch weder Zügelruck noch Peitſchenſchlag. Ein Wettrennen, Kopf neben Kopf, beginnt, wobei der ſchmale Steindamm bald von dieſem, bald von jenem erobert wird; die alten Wagengeſtelle ächzen und knarren, das Gepäck rollt hin und her, die Paſſagiere halten ſich feſt, wo noch ein Halt iſt, und keiner von ihnen, ſoweit es Griechen ſind, möchte doch für die größere Wahrſcheinlichkeit, mit heilen Knochen nach Athen zu gelangen, die Freude opfern, im Wettrennen Sieger zu bleiben. Dabei iſt unſer junger Roſſelenker ganz Leben. Seine langen nußbraunen Haare fliegen mit der blauen Seidenquaſte des rothen Käppchens um die Wette im Winde; es bauſchen ſich die ſaubern weißen Hemdenärmel, und die Fuſtanella (beim Volke der gefäl-

Digitized by Google

telte untere Theil des Hemdes, welcher über der weißleinenen Kniehose getragen wird) flattert umher wie ein Fahnentuch. Die kurze, goldgestickte Weste von rothem Zeuge, prahlt gegen den schon verblaßten rothen Hüftenshawl, als berühre der allgemeine Wettstreit auch das Gebiet der Farben, und wenn sich der kraft- und freudestrahlende Bursche mit glühenden Wangen und lachenden Augen nach uns umschaut, meinen wir einen Liebling des Pindar aus guter, alter Zeit, im Eifer des Wettstreits um einen olympischen Preis, vor Augen zu haben.

Endlich gibt unser Verfolger das Rennen auf. Wir haben den halben Weg nach Athen zurückgelegt, eine halbe Stunde kaum. Abweichend von der Regel in Griechenland, wird den Pferden schon nach dieser kurzen Frist Rast zum Verschnaufen gegönnt. Zwei Erfrischungshändler haben hier ihre Wohnstatt aufgeschlagen. Wir müssen, ihrer lobenswerthen Industrie zu Gefallen, ein Glas Limonade kosten, das uns ein vierzehnjähriger Schenke an den Wagen bringt. Sein Anblick lohnt den Aufenthalt, denn die Erscheinung hat etwas unsern Klimaten durchaus Fremdes. Des Schenken Wuchs ist der eines mittelgroßen Mannes, er ist voll, fast üppig, aber weder Bart noch Stimme verrathen den Jüngling; er gleicht einem Mädchen von zwanzig Jahren und hat dabei doch die Schüchternheit eines halb so alten Kindes. Solche Naturspiele mögen auf die Idee des Hermaphroditen geführt haben.

Digitized by Google

Nach kurzem Aufenthalte geht es weiter. An beiden Seiten der staubigen Straße wird auf den Feldern gearbeitet; den reifen Roggen (wir schreiben den 19. Mai) laden Weiber auf bereitstehende Esel, rechts und links Garben, so viel der Esel tragen kann. Die Männer führen die Sichel. An den Gräben entlang stehen Melien (rosablühende Eschen) und Silberpappeln mit dickhäutigem Stamm. Der Wein entsendet seine Resedadüfte und umschlingt Feigen- und Oelbäume, letztere voll gelblicher Blüthen. Fast koklikо scheint der Mohn zu glühen, eine Folge des gesättigt blauen Himmels. Passionsblumen klettern über die Steinhügel der Chaussee. Weder Tausendschön, noch Vergißmeinnicht, noch blaue Kornblumen, desto mehr starkduftende Kamillen. Wo der sepiabraune Cephissus unsere Straße kreuzt, kaum noch mit Wasservorrath bis zum Meere versehen, denn in seinem Lauf hat er in künstliche Rinnen rechts und links die besten Kräfte verschwendet, da steht in doppelter Mannshöhe die Rhododaphne der Alten, der üppig wuchernde Oleander, und macht in seiner rothglühenden Pracht das Auge auf weite Strecken für alles andere unempfänglich. Cactus- oder Opuntia-Umzäunungen mit goldgelben Blumen, roth-blühende Granatbäume und feierlich dunkle Cypressen vollenden das farbenprangende Bild. Aber trotz den Regengüssen der letzten Tage zeigen sich überall die sengenden Einflüsse der Sonne Griechenlands, und wir sehen nur noch die Spät-

Digitized by Google

linge des Blumen- und Pflanzenreichthums, welcher den Frühmonaten eigen ist.

Mehr und mehr belebt sich jetzt die Straße. Neben der bayrisch-blauen Uniform der Soldaten, welche an der Seite des Wegs ihre Wachthäuser haben, prangt das theatralisch bunte Kleid des Palikaren mit Feß und Fustanella, die Unterbeine mit goldgestickten Tuch- oder Leinwandgamaschen bedeckt, die reich verbrämte Jacke mit den geschlitzten Aermeln über die Schulter herabhängend, in der Hand als Spielzeug den Rosenkranz.

Aber schlimmer noch ist drüben die Pluderhose der Inselgriechen, ein blauer oder schwarzer, weiter nach unten zusammengezogene Art Sack, doppelt geschmacklos, weil durch das sorgliche Freihalten der Wade und des strammen Strumpfes der hier weggeschaffte Zeugüberfluß sich unten massenhaft sammelt und nun bei jedem Schritt, ohne Harmonie mit der Bewegung des Gehenden, wie ein halbgefüllter Ballon hin- und herbaumelt. Die Fustanella entbehrt in ihrer Ausartung übrigens auch aller männlichen Einfachheit. In unzähligen Fältchen bauscht sie sich, bei modernen Leuten nicht mehr das Hemd selbst, sondern ein umgebundenes Ersatzstück desselben, wie ein papierner Lampenschirm um die Hüften, und läßt solcher Art den breitschultrigsten Mann nach oben schmal und dürftig, nach unten vom weiblichsten Umfange erscheinen.

Digitized by Google

Fuſtanella und Pluderhoſe, zu Pferd und zu Fuß, ſind jetzt die Staffage unſeres Bildes. Selten begegnet uns ein anders gekleideter Grieche. Seit der König die Verfaſſung beſchworen und ſich zur Fuſtanella bekehrt hat, ſetzen die Griechen ihren Stolz in möglichſt abentheuerliche Anzüge. Wir ſehen eine Menge junger Stutzer aus Athen, die in ihrer erfinderiſchen Pracht ſelbſt einen Alcibiades in den Schatten geſtellt haben würden. Dagegen trägt ein Mitglied des jetzigen Miniſteriums, deſſen offener Wagen unſere Straße kreuzt, den ſchwarzen Frack und die ſchwarzen Beinkleider weſteuropäiſcher Civiliſation.

Weniger abweichend von den Regeln der Pariſer Mode, als Fuſtanella und Pluderhoſe, zeigt ſich die Kleidertracht der den höheren Ständen angehörenden Athenienſerinnen. Wir erblicken neben den auffallendſten Palikarenkoſtümen Damen im neueſten Geſchmack von Longchamps. Mittelſtandfrauen halten ſich noch zu dem zierlichen rothen Feß mit blauſeidener oder gar goldener, lang herabhängender Quaſte; es wird auf der linken Seite des Kopfes getragen und über das rothe Käppchen ſchlingt ſich im Doppelkranze die dicke ſchwarze oder braune — hoffentlich meiſt natürliche — Haarflechte. Die nicht völlig ſchließende hellfarbige und häufig mit Stickereien verzierte Jacke läßt den vom Hemde bedeckten Buſen uneingezwängt. Ein langer Rock von farbiger Seide oder anderm koſtbarem Stoff vollendet den kleidſamen Anzug.

Digitized by Google

Doch während dieſer unſerer Promenaden-Muſterung ſind wir an die erſten Häuſer Athens gelangt. Ihr Anſehen iſt ärmlich, denn ſie gehören noch dem dorfartigen Zuſtande Athens an, aus welchem erſt die Herverlegung des Regierungsſitzes die Trümmerſtadt emporgehoben hat. Niedrige Häuſer, Wände von Lehm oder rohem Bruchſtein, antike Quadern und Fragmente, dem Bedürfniß gemäß, darin vermauert. Kein Pflaſter, keine Regel, keine Spur von moderner Verwaltung. Dann feſſelt die Ruine einer türkiſchen Moſchee mit ihren ſtumpfen Kuppeln unſere Aufmerkſamkeit; gleich daneben eine byzantiniſche Kapelle, und wieder neben dieſer eine Anzahl planloſer Wohnungen, mit Holzaltanen oder vergitterten Gallerien im Geſchmack der Harems; auf dieſen türkiſchen Balkons neugierige hervorlugende Weiber und Mädchen, hie und da andere, aus Furcht vor unſerm raſſelnden Geſpann, aus der Mitte der Straße nach den Seiten fliehend.

Aber immer weiter raſſelt unſer Wagen. Nun wir um die Ecke einer Straße biegen, gewahren wir antike Säulenreſte, Theile der Agora, der Stoa des Hadrians, verklebt mit ſpäteren Anbauten. Unter dem Schutze zweier corinthiſchen Säulenſtümpfe hat ein Fruchthändler grüne Mandeln, Limonen, Orangen und Datteln feil. Zur Seite öffnet ſich eine ſchmale, mit Holzdächern halb beſchattete Gaſſe, der Bazar, wo in buntem Gemiſch Fleiſch, Fiſche, Gemüſe, Pfeifen, Decken, Waffen und allerlei Ge-

Digitized by Google

räth verkauft werden. Keine Frau ist hier sichtbar, weder kaufend, noch verkaufend. Eng ist's, schmutzig, unbeschreiblich kraus und wirr.

Endlich biegen wir in den modernen Stadttheil ein. Wir thun einen Blick in die aus hohen Gebäuden bestehende Hermesstraße, wir fahren die in's Freie führende Aeolusstraße hinauf, deren hochgelegenes Ende schon stattliche Häuser im Geschmacke Westeuropas enthält, und an welche sich andere, ebenfalls moderne Straßen anschließen. Das Hotel d'Orient öffnet uns seine weiten Räume.

Und hier nun, von unserem Fenster aus, werfen wir, ehe es Nacht wird, einen Blick über die im Entstehen begriffene Residenz dieses wunderbaren Landes, über diese Stadt, halb orientalischen, halb neueuropäischen Characters, über diese Straßen, welche eine in ihrem Bestande so wenig gesicherte Macht entstehen hieß, und die durch ihre leichte Bauart an die mancherlei Zweifel erinnern, welche den politischen Himmel Neugriechenlands umwölken.

Drüben im Piräus liegen, neben den kleinen griechischen Kriegsschiffen, englische und französische Wasserriesen, und gemahnen an das drohend über dem Haupte des Damocles aufgehängte Schwert. Dahinter thürmt sich der von Räuberbanden mühsam erst gesäuberte Peloponnes auf; ein scharfes Auge entdeckt Acrocorinth, unerschüttert über der dem Erdbeben erlegenen Stadt; näher heran

Digitized by Google

Salamis und Aegina; ganz nahe aber und einen Theil der Meeresaussicht verdeckend, die Acropolis Athen's mit dem ragenden Parthenon, um dessen Architrave schon Nachtvögel streichen. Zu seinen Füßen der Felsenhügel des Areopag, wo Orest, den Erinnyen entkommen, der Minerva Areia einen Altar aufrichtete, wo der Apostel Paulus gegen „die Tempel von Menschenhand" predigte. Daneben die Pnyx, von deren Tribüne herab Pericles, Themistocles, Aristides, Solon, Demosthenes zu dem versammelten Volke redeten. Und endlich im Olivenhain drüben der Platz, wo Plato im Platanenschatten lustwandelte und lehrte, und neben dieser Geburtsstätte aller Akademien der Hügel des Kolonus, wo Oedipus die Seele müde aushauchte.

Digitized by Google

Wanderbilder aus dem Peloponnes.

1. Kalabryta.

Wer Griechenland's Inneres bereist, muß sich einer im übrigen Europa nicht mehr ganz gebräuchlichen Methode unterwerfen. Betten, Zelte, Lebensmittel reisen mit ihm auf den Rücken unermüdlicher Maulthiere, von einem Ende des Landes bis zum andern; Decken, Stühle, Kochgeschirr sieht er täglich in wirrem Durcheinander am Boden liegen, so oft er seinen Fuß aus dem Steigbügel hebt, oder wieder mit Stricken und Lederriemen auf die Holzsättel der Lastthiere schnüren muß, so oft er sich zum Aufbruch anschickt. Zwei Reisende, welche auf den Luxus einer Hauptstadt ohne Ueberwindung Monate lang zu verzichten bereit sind, machen immer noch eine Ausrüstung nöthig, an welcher drei Maulthiere zu tragen haben. Ihren beiden Pferden gesellt sich ferner dasjenige des Führers, dem die

Digitized by Google

Leitung der ganzen Unternehmung obliegt, und diese drei Pferde erfordern wiederum die Begleitung eines Pferdeknechts, welcher die Zahl der Vierfüßler um einen weitern Vierhuf vermehrt. Zählen wir noch den unvermeidlichen Maulthiertreiber hinzu, so ergibt sich für zwei Reisende eine Caravane von vier Pferden, drei Maulthieren und drei dienstthuenden Begleitern.

Wir wollen aus unserer Rundreise im Peloponnes ein paar abgerissene Tagebuchblätter geben, die vielleicht ein ungefähres Bild von den Leiden und Freuden griechischen Reiselebens entwerfen.

Es ist Sonntag im Mai. Wir sind früh Morgens von Tripotamo fortgeritten, wo sich dem Erymanthus zwei kleinere Gebirgsflüsse zugesellen. Die Trümmer der alten Stadt Psophis haben uns eine gute Strecke Wegs begleitet, große Steinquadern, mächtige Säulentrommeln, Fragmente meist sehr massiger Art. Dann sind wir durch ein Sommerdorf, eine sogenannte Kalybia gekommen, wohin sich die Eigenthümer der umliegenden Weinpflanzungen von ihren entlegenen Wohnsitzen begeben, so oft der Weinstock ihre Anwesenheit nothwendig macht. Jetzt stehen alle Häuser leer. Sie sind aus Steinen erbaut, ohne Rauchfang. Der Wächter des Dorfes hat sich, des Sonntags wegen, eine Ferienreise erlaubt; ein paar Hühner und die Inwohner zweier plumpen Holzkasten, welche als Bienenkörbe dienen, sind das einzige Lebendige, dem wir in der

Digitized by Google

Kalyvia begegnen. Ein verfallenes Kloſter, ebenfalls mit einer Anzahl verödeter Bienenſtöcke, eine verlaſſene Mühle, über deren Trümmer reichliches Waſſer dahin ſchäumt, liegen nahebei. Ein Mahlgang iſt noch halb im Stande, und mit den Bewohnern des Sommerdorfes wird auch wohl allemal der Müller wieder einwandern; auch der Papa oder Prieſter lieſt dann in der Kloſterkapelle die Meſſe; er iſt Winzer, wie ſeine Gemeinde aus Winzern beſteht, und wenn ihn nicht Trau-, Tauf- oder Begräbniß-gebühren dem Wanderzuge verbündeten, ſo thäte es ſchon die Sorge um ſein Weingütchen, das er im blauen Talar mit Hacke und Karſt bearbeitet.

Die Kalyvia liegt hinter uns. Wir reiten in einem enger werdenden Thale, welches hohe Kalkſteinzüge begrenzen. Die Abhänge zu beiden Seiten ſind grün von hunderten wilder Birnenbäume. Wo der Boden nur noch kürzeren Wurzeln Nahrung bietet, iſt alles mit goldgelbem Ginſter überdeckt. Zu unſern Füßen wuchert die bunte griechiſche Flora in feuchter Ueppigkeit. Düfte von wuchernder Reſeda täuſchen uns von Zeit zu Zeit in ihrer Aehnlichkeit mit dem Duft der Weinblüthe. Doch ſeit wir Athen und die Weingärten in der Nähe des Kolonus-Hügels verließen, iſt die Vegetation faſt um einen Monat jünger geworden und die Knoſpen der Rebe ſind hier noch geſchloſſen. Als Seltenheit fällt uns ein Mandelbaum auf, nicht weit davon ein Kirſchbaum, beider Früchte ſind noch ungenießbar;

Digitized by Google

auch ein paar Nußbäume und ächte Kastanien unterbrechen die Regel, welche in dieser Höhe und bei der mangelnden Baumcultur außer dem Waldholze nur wilde Birn- und Oelbäume und üppig große Platanen zu bieten schien, die letzteren, unsern Weiden ähnlich, in unmittelbarer Nähe des Wassers.

Zur Rechten liegt, lang hingestreckt, ein zweites Kloster. Es beherrscht durch seine hohe Lage einen Theil des Thalzuges, und was von seinen Fenstern aus sichtbar ist, gehört zu seinem Eigenthum. Aber unser Führer, Spiro Mavriki von Zante, ein Freund seiner Kirche und ihrer Einrichtungen, betheuert, die Regierung ziehe den größten Theil der Klostereinkünfte an sich und den griechischen Mönchen bleibe nur ein winziger Procentsatz. Trotzdem lebt im Munde des Volks noch die Redensart, das weiter nördlich herab grüßende dritte Kloster Megaspilion sei reich genug, um ganz Morea zu kaufen. Es beherbergt dreihundert fünfzig Mönche und blickt von seiner steilen Höhe auf das uns gegenüberliegende Kloster, wie der reiche Mann auf Lazarus hinab. Wir werden morgen dahin gelangen und von da nach den Quellen des Styx. Einstweilen ist Kalabryta unser Ziel, und wenn der Himmel uns vor Regengüssen bewahrt, können wir zur Ehre des Sonntags heute mit 6 bis 7 Wegstunden unsere Tagesarbeit abthun.

Der Ruhetag läßt sich sonst bis jetzt nicht eben erkennen. Zwischen unserm Führer und seinen Gehülfen

Digitized by Google

gab es schon Streitigkeiten, wie sie jeder Werkeltag uns vorführte, und obschon wir mehrere Stunden im Sattel sind, ist uns doch noch kein bewohntes Dorf zu Gesicht gekommen. Was uns aber an Menschen begegnete, waren Hirten, und diese, wie alle im Dienst der Thiere Beschäftigte, wissen von keiner Unterbrechung ihrer Arbeiten.

Endlich ist der Fuß des Berges erreicht, über dessen niedrigste Einsattelung unsere Straße führt. Von einer solchen im wörtlichsten Sinne ist nun freilich weder hier, noch sonst in Griechenland die Rede. Mit Ausnahme einiger wenigen Fahrwege, z. B. der stattlichen Chaussee von Argos nach Tripolitza, gibt es keine fahrbaren Straßen und, im gewöhnlichen Verständnisse des Ausdrucks, auch nicht einmal Reitwege.

Dem griechischen Pferde ist es freilich möglich, mit dem Maulthiere um die Wette Pfade auf und nieder zu klettern, welche häufig nicht viel besser als Ziegenpfade sind. Es trägt statt Hufeisen ganze Eisensohlen, glatt und nur durch zweimal drei große querköpfige Nägel in ihrer Glätte unterbrochen. Mit diesem Fußzeuge beschlagen, leistet das griechische Pferd vollkommen dasjenige, was eine Bereisung des gebirgigen Landes überhaupt erst möglich macht. Zwischen losem und spitzem Geröll findet es sich nicht minder durch, wie zwischen dem häufig senkrecht-aufstehenden Kalkschiefer, aus welchem im Peloponnes viele Pfade bestehen, und ohne Bedenken durch-

Digitized by Google

watet es, im Schweiß gebadet, die kalten Flüsse dieses brückenlosen Landes, oft in Gefahr, von der heftigen Strömung fortgerissen zu werden. Dabei ist es nicht wählerisch im Futter und grast am Boden, wo immer man ihm nur Zügelfreiheit läßt. Wird in wasserloser Gegend übernachtet, so dauert es vom Abend bis zum andern Vormittag geduldig aus, ohne einen Trunk gekostet zu haben. Mehr als zwei Wochen lang haben unsere Pferde bei solcher Lebensweise und immer neuen Wegstrapazen täglich 8 bis 12 Stunden uns getragen, ohne irgend einen Rasttag zu machen, und am Schlusse unserer Reise verdankten sie es lediglich dem Mangel an Reisenden, daß ihnen nicht sofort wieder eine ähnliche Rundreise zugemuthet wurde.

Einige Wegverbesserungen sind übrigens in Angriff genommen. Das gegenwärtige Ministerium hat nicht allein dem Räuberwesen keinen Vorschub geleistet und dem Reisenden ziemliche Gewißheit gegeben, daß — tritt nicht ein plötzlicher Ministerwechsel während der mehrwöchentlichen Dauer einer Reise ein — in Morea wenigstens ihm kein Haar gekrümmt wird; es hat auch verordnet, daß jedes Gemeindeglied 6 Arbeitstage im Jahre dem Straßenbau widmen muß. Von seinem platten Dache rief der Demarch von Megara, als wir neulich daselbst Nachtlager hielten, über die Stadt hinaus die Mahnung an jeden Unbeschäftigten, der sechstägigen Wegarbeitspflicht eingedenk zu sein. In einigen Gegenden, z. B. zwischen dem Tempel

Digitized by Google

von Bassä und dem Städtchen Andritzena, zeigten sich denn auch schon die Anfänge einer Wegbereitung; in andern Gegenden beschnitt man die überhängenden Gebüsche, ein Weghinderniß, das bei der Ueppigkeit griechischer Vegetation manchen sonst leidlichen Pfad fast unzugänglich macht; hie und da räumt man auch die schlimmsten Steine auf die Seite. An eine Umlegung, selbst der steilsten Wege, ist indessen nicht zu denken, und man darf sich von diesen Anfängen schon deshalb nicht viel versprechen, weil ein großer Theil dieses Gebirgsvolks sich noch recht wohl der Kriegsvortheile erinnert, welche in dem achtjährigen Befreiungskampfe dem Lande aus der Unzugänglichkeit seiner Thäler und Höhen erwuchs.

Aber während wir unsere Pferde bergauf treiben, immer an einer schräg abfallenden Gebirgswand hinauf, und während die Bäume im Thale drunten kaum noch von dem Wiesengrün zu unterscheiden sind, holt uns der Regen ein. Bis wir den Kamm der Einsattelung erreichen, sind wir, unsern Regenmänteln zum Trotz, fast bis zu den Hüften hinauf wie gebadet. Nun geht es in das Thal von Kalabryta hinab. Wir geben unsere Sättel dem strömenden Regen preis und ziehen unsere vorsichtig widerstrebenden Pferde am Zügel hinter uns bergab.

Eine Stunde lang geht es so fort, unter unsern Tritten bald schlüpfriger Erdgrund, bald breiter, glatter Kalkstein und wieder aufrechtstehende Schieferspitzen, zwischen denen

Digitized by Google

das Auge mühsam die Stelle herausfindet, wo der Fuß ruhen mag.

Endlich zeigt sich das Dorf Syrbani. Das erste beste Haus wird zum Schutzdach benutzt. Unsere Pferde überschirmt die überragende Holzgallerie des ersten Stocks; wir erklimmen die Holzstiege und finden uns bald um ein Feuer gelagert, das auf einigen flachen Steinen an einer Seite des Wohnraums brennt. Die Steine bilden den Heerd; er ist nicht über den Fußboden erhöht und eben so wenig erhebt sich über diesen irgend ein Stuhl oder Tisch. Alles hält sich nach türkischer Sitte auf ebener Erde. Es ist etwa um die Mittagsstunde; aber weder Anstalten zu einem Mahle lassen sich erkennen, noch deutet anderes als das Unbeschäftigtsein aller Anwesenden auf den Einfluß sonntäglicher Feier. Auch von frischer Wäsche ist bei dem Alten, der auf einer Decke neben dem Feuer hockt und stark am Asthma leidet, nichts zu gewahren, und die Enkel, die wie kleine Katzen um seine Beine spielen, haben ihre Kleider schon manche Woche nicht abgelegt. Ebenso ist die Mutter der Kinder ohne eine Ahnung von der wohlthätigen Wirkung sonnabendlicher Säuberung. Ihre Kleider sind schlecht und ungewaschen; ihre Haarflechten haben, wer weiß wie lange, ihr keine Mühe gemacht. Sie trägt ein helles Kopftuch um das Haupt gewunden, und schiebt, nach morgenländischer Sitte, einen Zipfel des Tuchs solcher Art nach dem linken Ohr hinüber, daß ihr Mund verhüllt

Digitized by Google

verhüllt ist. Der selbstgewebte, ärmellose wollene Ueberwurf von weißgelber Naturfarbe, ohne Falten, vorne offen und wie ein Priesterrock die Rückseite des Körpers bis etwa auf die Waden hinab bedeckend, läßt das starke, selbstgewebte Hemd, dessen Kanten mit rother Stickerei verziert sind, auf der Vorderseite frei; um die Hüften liegt ein breiter, rother Shawl, dessen Länge ausreicht, um sich etwas tiefer unten noch einmal um den Leib zu schlingen und so der leichten Kleidung die nöthige Wärme, wie auch dem Körper eine Art Halt zu geben. Die Füße stecken in dünnen Pantoffeln von ehemals rothem Leder. Die Beine sind mit gelblich wollenen Gamaschen bedeckt.

Die Weibertracht ist im Allgemeinen überall der eben beschriebenen ähnlich. Der faltenlose, ärmellose Ueberwurf wird in einigen Gegenden schwarz gefärbt; in anderen verwenden die Weiber viel Kunst und Mühe auf Arabesken-Stickerei, die namentlich bei den Albaneserinnen solchen Aufwand von Gold- und Silberfäden nöthig macht, daß ein Festgewand dieses Schlags auf mehrere hundert Drachmen (oder Zwanziger) zu stehen kommt. Da es nur an besondern Feiertagen getragen wird, so vererbt sich's freilich von Geschlecht auf Geschlecht.

Unter diesem Ueberwurf, der auch im Felde nicht abgelegt wird, findet man zuweilen noch ein Baumwollenkleid mit weißem Mieder, das aber nie über den Busen hinaufreicht. Dieser zeigt sich, von dem Hemde gehalten und

Digitized by Google

bedeckt, bei jeder Art griechischem Costüme und steigert — man darf sich's nicht verschweigen — im Allgemeinen sehr das Reizvolle der Erscheinung.

Zu wirklich festlicher Ausstattung gehört noch das Halsband mit Münzen aller Art, nicht selten goldene oder doch vergoldete, wie wir z. B. vergoldete englische Schillinge fanden; häufig verräth sich auch die Naturwüchsigkeit der so Geschmückten durch ihre Unkenntniß von der Bedeutung bloßer Scheinmünzen. Wir fanden zwischen einer Reihe ächter Münzen einen „Rechenpfennig" und eine „Spielmarke", beide durch ihren gelben Glanz und ihre unverständliche Inschrift den Besitzerinnen werth.

Die Albaneserinnen schmücken sich auch noch gern mit einem gelben Stirnbande voll Goldmünzen, und selbst die Mützen kleiner Kinder klingeln an hohen Festtagen von solcher Art Ersparnissen.

In den Städten herrscht, wie in Athen, das rothe Feß mit langer blauseidener Quaste; es wird auf die eine Schläfe geschoben, und die breite Flechte, nicht immer von eigenem Haar und häufig gelblich gefärbt oder gelbroth gebleicht, schlingt sich üppig um das rothe Putzstück.

Selten wird barfuß gegangen. Gelbe, rothe Pantoffeln, auch kecke Schnabelschuhe von heller Farbe, sind allgemein im Gebrauch. Die in Italien sehr häufig vorkommenden Sandalen sahen wir hier sehr wenig.

Die Weibertracht, wie wir sie beschrieben, ist von der

Digitized by Google

Rückseite gesehen nicht viel kleidsamer, als das Festgewand eines katholischen Priester; von vorne dagegen empfiehlt sie sich sowohl vom Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, wie von dem der Schönheit, und schon, weil sie hell ist, hebt sie die gewöhnlich dunkle Gesichtsfarbe und die schwarzen Augen, Wimpern und Haupthaare auf's Anmuthigste. Vor Allem freilich gelingt ihr der Beweis der Entbehrlichkeit und was mehr ist, der Häßlichkeit der Schnürbrust.

Unser Führer hat, während wir langsam am Feuer trocknen und der Alte seine Neugierde durch mancherlei Fragen befriedigt, ein leichtes Frühstück hergerichtet. In irgend einem Winkel ist ein Schemel zum Tafeln aufgetrieben worden, und wir stillen denn auch ohne Säumen den Hunger, welchen Bergluft und Reisemühen bereiten. Irgend eine weitere Leistung, als etwa das Abtreten frischer Hühnereier, wird bei solcher Einkehr übrigens nicht erwartet; selbst das Holz für den Herd muß der Führer häufig erst zusammensuchen. Wein ist nicht immer im Dorfe aufzutreiben, jedenfalls ist er stark mit Fichtenharz versetzt.

Unser Aufbruch wird durch die Schwierigkeit, große Münze in kleine umzuwechseln, verzögert. Zur rechten Zeit stellt sich ein Pope im blauen Talar ein. Er pflegt der gefällige Geldwechsler des Dorfes zu sein, und holt aus seinem Hause alsbald die nöthige Silber- und Kupferbaarschaft, um ein Goldstück nach dem feststehenden Werthe

Digitized by Google

umzumünzen. Zum Schluſſe entſpinnt ſich zwiſchen dem Alten und unſerm Führer ein Wortwechſel über das Bakſchis oder Trinkgeld, welches der Alte, über das ihm ſchon Gereichte hinaus, für ſeine Enkel beanſprucht. Die Auseinanderſetzungen bleiben in höflicher Form und führen endlich zu einem Vergleich. Gaſtfreundſchaft pflegt nach empfangenem Geſchenk nicht noch die zweite Hand zu öffnen, und wer in verhältnißmäßig urſprünglicher Umgebung ſolchen Anſprüchen begegnet, wird leicht verſucht, über den Character des Volkes hart zu urtheilen, das der urſprünglichſten Sitte, patriarchaliſcher Zuſtände, ſich ſo ſehr entfremdet hat. Doch findet der Reiſende noch immer Züge und Beiſpiele dieſer anderen Art und Weiſe, und man weiß, wie wenig Berührung mit freigiebigen Touriſten dazu gehört, um Habſucht an die Stelle der Anſpruchsloſigkeit zu ſetzen. Von einem Ende Italiens zum andern klingt das Bettelwort: Date qualche cosa! In Griechenland wird faſt nirgends um Almoſen gebeten.

Als wir wieder im Sattel ſaßen, von vielen Segenswünſchen begleitet, ſchickt ſich der Alte an, ſeinem Magen Audienz zu geben. Zurückblickend ſehen wir ihn mit einem großen Gerſtenbrode beſchäftigt, dem er fleißig zuſpricht; friſcher Knoblauch und ein Stück geſalzenen Fiſches vervollſtändigen ſein Mahl. Wir erinnern uns bei dieſem Einblick in den frugalen Speiſezettel unſeres Wirths, daß von Neuem eine Reihe jener griechiſchen Feſttage begonnen

Digitized by Google

hat, welche die Bedürfnißlosigkeit dieses Volkes fast ein halbes Jahr lang im Laufe von 12 Monaten auf die Probe stellen, Butter, Oel, Käse, Milch, Eier, Fleisch und noch eine gute Anzahl komponirter Speisen gelten während viermal 40 Fasttagen den wirklich Orthodoxen für verpönt. Nicht jeder freilich hält es mit dieser Fastenregel streng. Vielen genügt die gewissenhafte Beobachtung der 40 Osterfasttage. Unter dem Volke aber macht die Fastenkost von der überaus mäßigen Gewohnheitsnahrung der übrigen Tage so geringen Unterschied, daß die Vorschriften der Kirche ohne Bedenken beobachtet werden. Dadurch natürlich geht dem Sonntage ein großer Theil seines Festanstrichs verloren. Der Magen, dieser unermüdliche Pionier der Kultur, wird ohne Widerrede zum Schweigen verdammt. Keine Wochenenthaltsamkeit kommt dem Ruhetage zu gut. Es wird nicht geschlachtet, nicht gekocht, nicht gebacken. Das Mittagsmahl schrumpft zu so winziger Bedeutung zusammen, daß es kaum noch die Familie zu versammeln im Stande ist. Mit seinem Verfall hält die Unlust Schritt, sich festlich zu schmücken, reine Wäsche anzulegen, dem Feiertage seinen Tribut darzubringen. Und somit ist uns denn nicht mehr räthselhaft, warum uns beim ersten Betreten des gastlichen Hauses zu Syrbani alles Andere eher als ein sonntäglicher Anstrich auffallen mußte.

Wir haben etwa 3 Wegstunden bis Kalabryta. Die Straße geht im Thale fort, kein Hügel ist mehr zu erklet-

Digitized by Google

tern und wenn wir scharf austraben lassen, können wir noch eine halbe Stunde abkürzen. Aber der Boden ist durchweicht, der Fluß, den wir zu passiren haben, mächtig angeschwollen und von einer Straße wiederum keine Spur. Pfade freilich gibt es in Menge, und da jeder unserer Begleiter seine Ortskenntniß in's beste Licht setzen möchte, so haben wir bald ebenso viele unzweifelhafte Hauptstraßen vor uns, wie wir abweichende Meinungen zu hören bekommen. Bald überwiegt die eine, bald die andere. Jetzt muß der Weg des Heils jenseits des Flusses liegen, jetzt wieder läßt er sich auf der andern Seite nicht verkennen. Wir durchreiten den brückenlosen Fluß nicht weniger als viermal, um beim fünftenmale uns zu überzeugen, daß eine wirkliche Straße nach Kalabryta in das Gebiet der Träume gehört, und daß man nach heftigem Regen froh sein darf, irgendwo durchzukommen, ohne bis zum Sattelknopfe einzusinken. Der Himmel spricht endlich ein Machtwort, und ein wolkenbruchartiges Gewitter macht dem Suchen und Besserwissenwollen ein feuchtes Ende. In kurzer Frist sind die Wohlthaten des Herdfeuers von Syrbani bis auf die geringfügigste derselben zu Wasser geworden, und zwar zu sehr kaltem Wasser: die Eisenbügel sind heute eben so eisig, wie sie vorgestern im Thale von Olympia unter den Sohlen glühten.

Dergleichen unfreiwillige Bäder haben in südlichen Klimaten ihre heimtückischen Nebenabsichten. Was im

Digitized by Google

Norden höchstens Erkältung heißt, ist in Griechenland in wenigen Stunden Wechselfieber. Bei der primitiven Beschaffenheit aber, in welcher die griechische Heilkunst sich noch immer befindet, hat es seine bedenklichen Seiten, den Händen eines jener Aderlasser zu verfallen, welche Blut und immer nur Blut zapfen möchten und um so schwerer mit ihren Lanzetten abzuwehren sind, je mehr die Kräfte des Fieberkranken zu schwinden beginnen.

Zum Glück hört, nach einer Stunde geduldigen Schritt-reitens der Regen auf. Die Pfade werden etwas leid-licher. Unsere Pferde, halb steif vor Kälte, fügen sich gern der Nothwendigkeit einer Ueberanstrengung, und zwischen Versinken und Emporarbeiten geht es im scharfen Trabe bis an das Ziel unserer Tagereise.

Endlich ist der erste Khan von Kalabryta erreicht. Er liegt vor der offenen, an einen Hügel gelehnten Stadt von geringem Umfang und regelloser Bauart. Aber die Be-sitzerin des Khans sammt ihrem Hausschlüssel ist nicht in der Nähe. Die Nachbarn beschreiben uns das Innere des unscheinbaren Gebäudes. Ihre Schilderung ist nicht gerade einladend. Und diesmal gibt es einige Auswahl. Kalabryta ist ja eine Stadt, wenn auch kaum so umfangreich, wie manches preußische oder sächsische Dorf. Es wird sich schon ein besseres Unterkommen finden lassen.

So schlängelt unsere Karavane sich denn durch die

Digitized by Google

engen Straßen nach dem andern Eingange der Stadt, woselbst wir vor dem zweiten Khan Posto fassen.

Hier aber kehrt sich das Verhältniß um. Wir haben nicht mehr uns den Kopf zu zerbrechen, ob wir gut genug untergebracht sein werden. Die Bewohner des Hauses beginnen damit, uns Bedingungen zu stellen. Ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, das uns im Hofe gewahrt, zieht sich als Vorposten auf die Hauptmacht zurück, welche vom Holzbalkon herab zuvor über das Wie und Wofür unseres Einzugs im Reinen sein möchte. Eine Berathung zwischen Hausmutter, Schwiegersohn, Tochter, Tochterkind, unter Berücksichtigung der Meinung jenes weiblichen Vorpostens im rothen Feß, führt zu der Erklärung, daß nur gegen Vorausbezahlung von drei spanischen Thalern die Treppe erstiegen und das unmöblirte Gemach des Khans für die Nacht bezogen werden könne.

Eine Fluth von Schmähreden ist die Antwort unseres Zantioten. Nachdem er bis auf die Vorfahren hinauf das Geschlechtsregister der Khanbewohner mit Hundeverwandtschaften beschimpft hat, schließt er mit der Versicherung, wenn er einen der Balkon-Vertheidiger erwische, werde er ihm „ein Bein ausreißen."

Dann geht unser Zug wieder durch die Reihen müßiger Gaffer in Feß und Fustanella den Weg, den wir kamen, zurück. Die unverschämte Forderung posaunt der Führer nach allen Seiten aus. 3 Thaler, 3 Thaler, für nichts als

Digitized by Google

Flöhe und Wanzen! Und dabei wollen wir Europäer sein? Ist das eine Art, um Effendi's (große Herren) uns zu Freunden zu machen? Klephten seid ihr, Räuber und Wegelagerer!"

So geht's durch den Bazar, wo kopfschüttelnde Schmaucher mit untergeschobenen Beinen sitzen und ihre Nargileh (Wasserpfeife) rauchen. Nebenbei wird im Fleischerladen ein junges Böcklein gekauft und vom Gemüsehändler Salat erhandelt. Dann ziehen wir, immer unter der Anführung unseres laut schmälenden Zantioten, durch die Hauptgasse des Städtchens. Die Weiber in rothem Feß, seidenem Kleide und halbzugeknöpfter Jacke, gucken von den Holzbalkonen auf uns herab, theils neugierig, theils schelmisch, theils wohl auch nicht ohne die kaufmännisch-speculative Hoffnung, man werde ein Privatlogis nur um so wünschenswerther finden, wenn die Vermietherinnen ein paar Grübchen in Kinn und Wangen aufzuweisen haben.

Spiro, unser Führer, huldigt der nämlichen Ansicht. Die Wohnung einer jener Balkonschönen der Hauptstraße wird zum Unterkommen auserlesen, und der auf der Straße stehende Gatte, ein stattlicher Mann, in faltiger Fustanella und reichgestickter Sammetweste, die Jacke über die Achseln herabhängend, rechnet sich's zur Ehre, die Effendis bei sich aufzunehmen. Abermals fehlt indessen — der Hausschlüssel. Die Schwiegermutter Violetta's, heißt es, hat einen Gang in die Stadt gemacht und das Haus verschlossen. — Hat

Digitized by Google

sie das wirklich gethan? der schöne Gatte der schönen Violetta versichert es. Er selbst steht vor der Thüre und kann nicht zu seiner eingesperrten Hausfrau, die uns von ihrem Balkon mit Blicken beschießt.

Jedenfalls kommt der Hausschlüssel nicht zum Vorschein, und endlich muß das Anerbieten der Nachbarin angenommen werden, in ihrem Hause Quartier zu beziehen. Sie ist Wittwe, Besitzerin eines neuen Hauses und einiger Weinberge, welche sie auf 1200 bis 1500 Drachmen Jahresertrag schätzt. Dies hat unser Führer ermittelt, ehe noch das Feuer im Kamin brennt und die durchnäßten Kleider zum Trocknen davor gehängt werden. Ihr Anzug ist einfach. Blau das Mieder, schwarz der Rock, schwarz das Kopftuch, dessen unterer Theil auch hier den Mund bedeckt. Trüge sie sich farbig, so ginge sie mit Heirathsgedanken um. Aber sie versichert, keine Uebereilung begehen zu wollen.

Der Rath unseres Führers, sie möge weder Militaristen, noch Staatsbeamten ihr Ohr leihen, sagt ihr nichts Neues, namentlich was die letztern betrifft. Jeder Ministerwechsel bringe, wie sie selbst erläutert, bis zum untersten Polizeidiener alle Beamten aus Brod und Amt, und nicht immer dauere ein Ministerium lange genug, um zur hastigen Erwerbung eines Vermögens, gleichviel auf welchem Wege, Zeit zu lassen. Rhigas Palamedes, mit welchem wir von Kalamaki nach Piräus fuhren, gilt in

Digitized by Google

diesem Punkte als besonders geschickt und glücklich, was ihm den Spitznamen „der Vielfraß" zugezogen hat, beiläufig gesagt, kein Spotttitel, im griechischen Verständniß nicht viel Anderes bedeutend, als „der glückliche Crösus."

In der Zwischenzeit geht es in unserm unverschließbarem Gemache wie in einem Taubenhause aus und ein. Obschon ein Kleiderwechsel dringend erwünscht ist, werden die an den Wänden umherstehenden niedrigen Holzdivan's doch nicht leer von neugierigen Knaben, Mädchen, gichtischen Alten, lachenden Nachbarinnen, und eine dienende Kleine gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Staub der rothen Divankissen auszuklopfen, bevor noch unsere Kleider trocken genug sind, um für diese klassischen Reste unempfindlich zu sein.

Nun erscheint die Wittwe mit einem lackirten Tassenbret, auf welchem Eingemachtes (Rachat Lukum) neben Wassergläsern und kleinen Tassen mit schwarzem, auf türkische Art zubereitetem Kaffee servirt wird. Wäre ein Mann unser Wirth, so würde die Pfeife dem Kaffee gefolgt sein; so wie es ist, bleibt es unserer Fingerfertigkeit überlassen, mit dem Drehen der Papier-Cigarillen, auf eigene Gefahr hin, fertig zu werden.

Kaum ist das Eine beendet und das Andere in Angriff genommen, so stellt sich die ihrem Verschluß entschlüpfte Violetta ein, um durch unsern Dragoman Aeußerungen des Bedauerns über den fatalen Hausschlüssel entgegenzuneh-

Digitized by Google

men und in der zierlichsten Weise zu erwidern. Sie ist nicht gerade stattlich von Wuchs, doch die Zeichnung ihres Kopfes, ihrer Braunen, ihrer Nase, namentlich ihres Untergesichts ist von so vorzüglicher Schönheit, daß der Wunsch, sie möge zu einer flüchtigen Bleistiftskizze sitzen, gerechtfertigt erscheinen muß. Dennoch macht sie der Vorschlag anfangs nicht wenig verlegen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, durch Lachen darüber hinweg zu kommen, fügt sie sich doch zuletzt und läßt sich sogar durch das Verlangen, ein Bild für sich selbst behalten zu dürfen, nach beendigter Sitzung zu einer sofortigen Wiederholung bewegen, wo sie dann mit Freudenbezeugungen über das so leichten Kaufs erlangte Konterfei nicht fertig wird. Mittlerweile hat Spiro, unser Führer und Koch, das Abendessen für uns hergerichtet. Die Wittwe zieht sich dann mit ihm zurück, um im Nebengemach am Boden sitzend, seiner Kochkunst, Freigebigkeit und leichten Umgangsweise sich zu erfreuen. Die leckern Bissen und der Wunsch, eine Freundin vor böser Nachrede zu schützen, haben zu dem Mahle im Nebengemach die gegenüber wohnende Frau des Papa sammt ihrem kleinen Mädchen herübergelockt. Sie wird auch während der Nacht die schutzbedürftige Freundin nicht verlassen und, neben der Sitte selbst, den Schein derselben als wohlwollende Matrone wahren.

Der folgende Morgen bringt Sonnenschein, zwiefach erwünscht und gesegnet, weil die Kamingluth sich für

Digitized by Google

unsere feuchten Kleider unzureichend erwiesen hat. Während der ersten Vormittagsstunden müssen alle sonnigen Theile des Balkons als Trocknenplätze dienen, nicht minder der nachbarliche Balkon Violetta's, welche mit wirthschaftlicher Sorge den Beschwerden der ihr zugedacht gewesenen Gäste Antheil schenkt.

Endlich um 10 Uhr soll aufgeladen werden. Aber Christo, der Maulthiertreiber, den das kurze Stadtleben schon wieder in den Weingeschmack gebracht hat, setzt sich zur Wehr. Er verlangt neue Vorschüsse, sonst schwört er, in Kalabryta zu bleiben, bis der letzte Weinschlauch zusammenfalle. Aergerliche Wechselreden zwischen ihm und dem Führer; auch Barbantonio (Onkel Antonio), der Roßknecht und zugleich ihr Eigenthümer, wird aufsässig. Er benutzt die Gelegenheit, um kürzere Tagesmärsche zu erpressen. Spiro ficht mit seiner Peitsche in der Luft und versichert zum hundertsten Male seit 8 Tagen, nie wieder mit solchen Stockfischen von Aushelfern einen Schritt weiter aus Athen thun zu wollen, als bis zum Theseustempel, höchstens bis zum Parnaß. Er redet eine volle halbe Stunde lang und rennt endlich wüthend zur Polizei. Etwa fünf Minuten ist er fort, da besinnt Christo, der Maulthiertreiber, sich eines Bessern und ladet Kisten und Ballen auf. Er schnürt eben die letzten Stricke, als Spiro triumphirend zurückkommt: nun wolle er ihm zeigen, was sich gehöre. Indessen dankt er seinem Glücksstern, daß alles sich von selbst in's Geleise

Digitized by Google

fügte, und kaum sind wir fünf Minuten lang unterwegs, so zwingt ihn seine Schwatzsucht schon, demselben Christo Histörchen zu erzählen, welche diesem das Zwergfell in Gefahr bringen — südliche Zungenruhelosigkeit, wie sie schon die Helden des trojanischen Kriegs in der Hitze des Gefechts heimsuchte.

2. Megaspilion und Styx.

Das Thal von Kalabryta zeigt sich heute in voller Schönheit. Sanfte Abhänge begrenzen es; hinter diesen aber erheben sich majestätische Gebirgszüge, meist von Kalkstein; einige Kuppen erinnern durch ihre Schneestreifen an nordische Natur. Vor allem thürmt sich der Khelmos massig auf; keine Vegetation mildert den Ernst seiner Erscheinung aber man freut sich der Abwesenheit aller, seine finstere Größe vermindernden Lieblichkeit, denn er ist der Vater der Styxquellen.

Aber ehe wir uns mit ihm einlassen, widmen wir dem großen Kloster Megaspilion ein paar Stunden Umwegs. Dem Flusse folgend, welcher seinen Namen der Stadt Kalabryta entlehnt, gelangen wir nach 2 Stunden Rittes an die Brücke unterhalb des Klosters. Zwei Wachthäuser auf der Bergwand, in deren Grotte die Kirche hineingebaut ist,

Digitized by Google

blicken weitum in's Thal hinab. Sie sind bestimmt, eine Ueberrumpelung des unter der Felsenkante gelegenen Hauptbaus zu vereiteln, und ihre Wichtigkeit hat sich in dem Türkenkriege oft genug bewährt. Ein Weg führt im steilen etwa eine halbe Stunde langem Zickzack zum Kloster hinauf. Zu beiden Seiten desselben sind abgetheilte Gartenstücke, worin jeder Mönch den ihm unentbehrlichen Knoblauch kultivirt und nebenbei noch übrigen untergeordneten Geschmacksrichtungen gerecht wird. Wild wuchern dazwischen Kletterrosen, Lilien, hochblühender Oleander und alle jene fröhlichen Arabesken griechischer Scenerie, gegen welche die Gartenscheere sich vergeblich im Kampfe abmühen würde. Feierliche Cypressen unterbrechen von Zeit zu Zeit das harmlos wirre Durcheinander, wie der drohend aufgehobene Finger wohlerzogener Ordnungsliebe.

Kleine blauröckige Novizen, mit lang herabhängenden Locken, Knaben von 12 bis 14 Jahren, bleiben neugierig beim begegnen unserer Pferde stehen. Bald zeigen sich auch junge Mönche mit sprossendem Vollbarte, ältere im Schmuck wallenden Haarschmucks, Greise mit prächtigen Silberlocken um Nacken und Brust.

Nun öffnet sich der Blick auf das Kloster selbst. In chaotischer Buntheit klebt eine Anzahl kleiner Wohnungen an der steilen Felswand, alle auf starkem, gemeinsamem Unterbau ruhend, aber unter sich das vollkommenste Bild der Geschmacksverschiedenheit bekundend;

Digitized by Google

durch Treppen, Gänge, Balkone, Gallerien und Leitern verbunden, aber ungleich an Höhe, Bedachung, an Farbe, an Form der Fenster, an dem ganzen Detail der Einrichtung, welche in einer Menge kleiner Querbauten nach jeweiliger Bequemlichkeit des Besitzers sich zur Fronte hinausdrängt und dem ganzen, ausgedehnten Bau das regellose Aussehen einer Straße, etwa in Amalfi, Atrani oder in einer jener Bergstädte Italiens gibt, deren planloser Wirrwarr das Entzücken des Malers ausmacht. Eine Art türkischer Kiosk inmitten dieser Buntheit enthält die freihängenden zwei Glocken, ebenso eine starke Metallstange, welche vor Anschaffung der Glocken zu gleichem Behufe benutzt wurde und deren schönen Klang wir bald in der Nähe zu würdigen Gelegenheit haben.

Ueber dem Kloster ist die Bergwand von Rauch geschwärzt, zum Theil den Schornsteinen, zum Theil aber auch den wiederholten Feuersbrünsten zuschreibbar, welche das Kloster heimsuchten und die Ursache sind, daß nur die Grundmauern aus alter Zeit datiren, die Wohnungen aber erst sechs bis sieben Jahrzehnte alt sind.

An den Haupteingang angelangt, befinden wir uns in der Mitte einer Anzahl müßiger Klosterbrüder, welche auf den Bänken umhersitzen und unter denen sich sofort dienstfertige finden, welche uns im Kloster umherzuführen sich erbieten.

Der ganze Bau liegt in einer Felsengrotte von sehr

Digitized by Google

großem Umfange, in welche zuerst die Kirche, dann zahlreiche Oratoriums, daneben Vorrathsräume, Küchen und andere Unentbehrlichkeiten hineingebaut sind; den Grund der Grotte nehmen große Kellerräume in Anspruch, vor allem ein Weinkeller mit Riesenfässern, eines derselben, Stamati getauft, nicht weniger als 40,000 Flaschen Wein enthaltend. Ueber und vor diese Bauten lagern sich, hoch aufgethürmt, die schon beschriebenen, aller Regel spottenden Wohnräume der Mönche. Die Kirche ist von draußen nicht sichtbar.

Wie eine Muschel wölbt sich die Felsengrotte um diesen geräumigen Bau, dessen Grundmauer etwa 180 Fuß Länge und 12 Fuß Breite hat. 90 Fuß mißt man von der vorn schließenden und stützenden Mauer bis in den Hintergrund der Grottte; 300 Fuß beträgt die Höhe der die Grotte überragenden Bergwand.

Wo die Wachthäuser stehen, oberhalb der Grotte liegt ein umfangreiches Felsstück. Unser Führer hat uns von demselben schon viel gesprochen, denn er liebt alles Wunderbare, und dies Felsstück ist durch ein Wunder dort eben wieder mit dem Stein zusammengewachsen. Die Türken hatten es nämlich mit großer Anstrengung bis an den Rand der das Kloster überragenden Bergwand geschafft, um das heilige Asil zu zertrümmern; da macht sich das Felsstück mit einemmale so schwer, daß die ganze Macht Ibrahim Pascha's es keinen Zoll weiter zu bringen vermochte. Es

Digitized by Google

blieb unbeweglich und thront jetzt hoch auf der Bergkante — allen Ungläubigen ein steinernes Denkzeichen, wie gut das Kloster Megaspilion im Himmel angeschrieben steht. Spiro freilich schreibt das Ereigniß mehr noch auf Rechnung des Wunderbilds, das zur Gründung des Klosters Veranlassung gab und welches wir in der Grottenkirche unter Glas bewundern durften. Es soll die Madonna und das Christuskind vorstellen, soll eine Wachsarbeit sein und keinem Geringern ursprünglich gehören, als dem Apostel Lukas. Nach andern Ermittelungen fand man es in einer jener Riesenplatanen, welche den griechischen Bergströmen besonders hold sind; der Baum hatte einen solchen Umfang, daß fünfzehn Männer ihn kaum umspannten, und da er hohl war, diente sein Inneres als Kirche. Der griechische Gelehrte Oekonomos geht im Eifer seiner Forschung bis zu der Vermuthung, daß eine Verknorpelung der innern Baumfasern einige Aehnlichkeit mit den landesüblichen Madonnenbildern angenommen hatte, und er ist verwegen genug, den Apostel Lukas von der Urheberschaft dieses braunen Madonnenbildes freizusprechen.

Was übrigens das Felsstück betrifft, so hätte es, wenn etwas weniger widerspenstig, wahrscheinlich das Schicksal der vielen andern von den Türken herabgeschleuderten Steinmassen getheilt, nämlich über das Kloster hinauszufallen, da letzteres im Schutze der überhängenden Grotte völlig gedeckt liegt.

Digitized by Google

Der Befreiungskrieg hat dem berühmten Kloſter mancherlei Drangſale, mehr aber noch Zuwachs ſeines Anſehens gebracht. Die Pilgerzüge, welche jährlich nach der Panaphia des heiligen Lukas wallfahren, kommen mit einem Schatz von Sagen zurück, welche die Aeußerungen, Geberden und Bewegungen der Madonna zur Zeit jenes Kriegs nacherzählen. Vor allem aber erinnert man ſich gern, daß eben in dieſem Kloſter Germanos, der kühne Erzbiſchof von Patras, die erſten Pläne zum Bekämpfen der Türkenherrſchaft entwarf, und daß er von hier aus am 6. April 1821 nach Kalabryta zog, um das Zeichen zum allgemeinen Losbruch zu geben.

Megaſpilion galt immer für uneinnehmbar und war der Zufluchtsort verfolgter Freiheitskämpfer. Im Jahre 1826 verſuchte Ibrahim Paſcha zwar das gefährliche Kloſter zu bezwingen. Die Mönche ſetzten es aber raſch in Vertheidigungsſtand, und eine Anzahl herbeigezogener Palikaren unterſtützten ſie mit ſolchem Erfolg, daß auch dieſe Belagerung erfolglos verlief.

Jedes graue Haupt unter den Mönchen Megaſpilions gehört noch jener bewegten Zeit an, und der Schmuck der wallenden Silberlocken ſteht ihnen doppelt ehrwürdig, wenn man ſich der achtjährigen Kämpfe um die Wiederbefreiung Griechenlands erinnert, zu denen dieſes Kloſter ſo muthig beigetragen hat.

Die Verwaltung iſt eine durchaus ſelbſtſtändige, ſo

Digitized by Google

zwar, daß man die ganze Gemeinschaft eine Republik genannt hat. Jährlich wird ein andrer Vorsteher von sämmtlichen Angehörigen gewählt und ähnlich besetzt man die übrigen Würden und Aemter. Eine große Menge Grund und Boden ringsum ist Eigenthum des Klosters.

Der Besucher empfängt im Ganzen zwar keine Eindrücke von großer Sauberkeit, Regelmäßigkeit und Formenstrenge, doch fehlt dagegen auch jeder Anstrich von Stumpfheit oder scheinheiliger Ueppigkeit. Vielleicht darf man es den selbstgegebenen Satzungen der Brüderschaft zuschreiben, vielleicht den vielen, in Entbehbehrungen schulenden Fasten, vielleicht dem griechischen Naturell, das überhaupt nicht zum trägen Genießen hinneigt.

Während wir unter den Bäumen der übrigen Theile Moreas bis jetzt fast nur Steineichen, Stacheleichen, Platanen, Pinien, wilden Birn- und wilden Oelbäumen begegneten, selten der Buche, Linde und Esche, nie der Birke und ihren Gesellen, den eigentlich nordischen Nadelhölzern, finden wir um Megaspilion die letztern in reicher Menge, und je höher wir steigen, desto mehr verdrängt die Tanne alle weiteren Bäume. Nur ausnahmsweise steht sie hoch und ragend allein; nach Art der Erlen schießt sie in drei, vier Stämmen aus gemeinsamer Wurzel empor, breitet ihre Zweige auch unregelmäßiger und mehr im Character der Ceder aus, gedeiht übrigens auf's Vollkommenste und erquickt das Auge sowohl durch den frischen Glanz ihres

Digitized by Google

Nadelgrüns, wie durch das saubere Weiß ihrer gesunden Stämme.

Vom Kloster aufwärts bringt eine knappe Wegstunde uns auf die Rückseite des Bergzuges, an welchem jenes liegt. Auf der Höhe sehen wir in klarer Ferne den blauen Meerbusen von Korinth. Fast jedes Bergersteigen lohnt im Peloponnes mit dem Blick auf's lachend blaue Meer. So sahen wir vom Berg Ithome und den Trümmern des alten Messene auf Navarino, Ciparissia (Arkadia) und die schöne Bai hinab, welche Platea's Strand umspült; so grüßte uns auf dem Wege von Bassa nach Olympia das gebirgige, im klaren Meer schwimmende Zante; und ein Umblick von der Straße, welche Tripolitza mit Argos verbindet, scheint das weitentlegene Nauplia wieder heranzuzaubern, mit seinem schönen Hafen, seiner ragenden Veste und der einsamen Inselburg Palamedes, in welcher Griechenland seine zwei Scharfrichter vor dem instinktiven Widerwillen des Volks hinter Schloß und Riegel behütet.

Aber nun nimmt unser Weg einen düsteren Charakter an. Bergab geht es und wieder in einem öden Thale bergauf. Die Wasser werden seltener; weiße, trockene Rinnen gemahnen an die flüchtigen Gewässer, welche der schmelzende Schnee im Frühling diesen unwirthlichen Hochthälern zusendet, und deren Hast kaum den anspruchlosesten Uferpflanzen Zeit gönnt, sich zu entfalten. Die Bäume verkrüppeln, sterben ab, hören endlich ganz auf. Die ab-

Digitized by Google

geblühte weiße Lilie, dieser erste Alltagsschmuck der Wiesen und Felder Moreas, erinnert noch hie und da an die Zaubermacht griechischer Lenzlüfte. Bald aber kriecht nur noch mageres Flechtenwerk und gelb blühendes Moos um das nackte Gestein. Dabei wird die Luft kalt und kälter. Keine Vogelstimme läßt sich hören. Und während immer dichtere Wolken sich zusammenballen, jeden Augenblick uns mit Regenschauern oder völliger Umnebelung bedrohend, machen unsere Führer rathlos halt — sie haben den Weg verloren.

So also kündigt sich der Styx an. Es ist, als sollten wir die Schauer seiner Nähe in ihrer ganzen Düsternheit erfahren.

Aber zum Ausspinnen solcher Gedanken ist keine Zeit. Gefahr droht, wenn uns das Wasser hier überholt. Wir suchen hier, wir spähen dort und endlich entdecken wir die frischen Spuren von Maulthierhufen. Nun strengen unsere erschöpften Pferde ihre versagenden Kräfte an. Die letzte Höhe geht es hinan, noch eine Viertelstunde mühevollen Kletterns und dann noch eine und dann noch eine und plötzlich öffnet sich unserm Blick die Aussicht auf ein weites Doppelthal, aus dessen höher gelegenem unbewohntem Theil der ragende Khelmos finster emporstrebt. Er ist uns nah zur Rechten. Aus der Höhe seiner weithinschimmernden Schneeschluchten stürzen zwei Wasserstrahlen sich senkrecht in die Tiefe, von Fels zu Fels weiter schäumend und

Digitized by Google

kochend und sich endlich, dem Thale schon nahe, vereinend: das ist der Styx.

Mavro nero, „schwarzes Wasser", nennt ihn der Volksmund und warnt vor ihm, als giftig.

Eine kurze Strecke nur strömt er zwischen den kahlen, wie vor versteinerndem Schrecken zurückgewichenen Bergriesen dahin, die seine Wiege umstehen; dann nimmt ihn in dem grünen Thale von Solos der Crathis auf und entführt ihn graden Wegs, als gälte es, ihn raschmöglichst unschädlich zu machen, ins korinthische Meer.

Digitized by Google

Ein Gaſtfreund jenſeits des Styx.

Wo der Styx in den Crathis ſich ergießt, liegt das Dorf Solos. Man iſt den hoch vom Khelmos herabſtürzenden Quellen des Styx noch ganz nahe, und braucht nur wenige Schritte zu gehen, um ſie ſelbſt wie auch die ihnen ähnlichen Schneerinnen in den höchſten Falten des düſterernſten Berges zu erblicken.

Aber das Thal von Solos, ungleich dem von Styx durchſtrömten Nebenthale, iſt ein lachender Garten. Orangen- und Citronenbäume wechſeln mit Mandeln-, Nuß-Bäumen, und mächtigen Platanen. Weinreben ranken hoch, ungepflegt von einem Aſt zum andern. Das nordiſche Grauen, welches der Anblick des kahlen Khelmos erregt, weicht der Freude an ſüdlicher Natur.

Drei andere kleine Dörfer liegen Solos gegenüber. Sie ſind, ungeachtet ihrer ſchönen Lage, wie man behauptet, die Pflanzſtätte eines der wanderluſtigſten Völkchen, welche Griechenland aufzuweiſen hat. Und zwar gehen die Reiſen

Digitized by Google

dieſer Thalbewohner weit über den Peloponnes hinaus; man ſieht ſie am Ufer des goldnen Horns, man wird von ihnen noch in Smyrna und Kairo beläſtigt. Ihr Handelsartikel iſt nämlich irgend ein künſtlich nachgeahmtes Gebrechen, und das Mitleid der Menſchheit iſt die Schatzgrube, zu deren Ausbeutung ſie ſich vom Himmel berufen glauben. Man ſagt, die Bewohner dieſer Gegenden brächten von jeder ſolchen Bettelfahrt ihren Bettelſtock als eine Art Trophäe heim, um ihn in der eigenen Behauſung zu den Bettelſtöcken der Väter und Großväter zu hängen, und es gelte für einen Gegenſtand des Stolzes, gleichſam wie eine Reihe Ahnenbilder, eine möglichſt große Anzahl Bettelſtöcke als Zeichen eben ſo vieler Reiſen vorzeigen zu können.

Wir hatten die Abſicht, uns eben in den Dörfern nach dieſer abſonderlichen Art von Stammbäumen etwas näher umzuſehen, als ein Gaſtfreund, der erſte, dem wir im Peloponnes begegneten, uns Quartier in ſeinem Hauſe anbot, und ohne lange unſere Bedenken gelten zu laſſen, uns der ſchlechten Hütte entführte, in welcher wir vor ſtrömendem Regen Schutz gefunden hatten.

Dadurch wurde uns erwünſchte Gelegenheit, einen Blick in das Privatleben einer griechiſchen Familie aus den ſogenannten beſſeren Ständen zu thun.

Unſer freundlicher Wirth war ein noch junger Arzt, der Dr. Diamantopulo aus Kalabryta. In dem Hauſe

Digitized by Google

seines Schwagers in Solos verlebte seine junge Frau die Sommermonate. Ihr galt sein Besuch. Der verstorbene Schwiegervater hatte als Heerführer im Freiheitskriege eine hervorragende Stellung eingenommen, und sein Haus, weithin im Umkreise das ansehnlichste, empfing häufig unter seinem gastfreundlichen Dache Fremde aus allen Nationen.

Somit machte denn auch unser Erscheinen keine sonderliche Weitläufigkeiten, und wir wurden, noch ehe eine Vorstellung möglich war, von den unserm neuen Bekannten entgegeneilenden Verwandten auf's herzlichste willkommen geheißen.

Schon vor der Thür empfingen ihn und uns ein altes, feierliches Ehepaar, Bruder und Brudersfrau des Schwiegervaters. Man wechselte Küsse auf beiden Wangen. Wir erhielten Händedrücke. Im Vorsaal dann erwartete die junge Frau des Arztes sein Eintreten. Wir wurden in ein hohes Gemach geführt, und sahen bald die ganze Verwandtschaft um den Doctor und uns versammelt.

Das Haus selbst bedarf einiger Beschreibung, da es für die Art, wie Personen von einigem Vermögen in Griechenland ihre Sommereinrichtungen treffen, einen ungefähren Maßstab gibt. Ueber eine niedrige Holztreppe und eine Holzgallerie gelangte man in den Vorsaal, von diesem in das uns angewiesene, ebenso geräumige Familiengemach. Diese beiden Räume nahmen die eine Hälfte des Hauses

Digitized by Google

in Anspruch. Daneben lagen, die andere Hälfte ausmachend, drei kleinere Zimmer. In einer Ecke des Vorsaals sahen wir Matratzen und Decken aufgehäuft. Da keine Schlafzimmer vorhanden waren, richtete man sich Nachts in den drei kleinen Gemächern auf dem Fußboden ein und schaffte Morgens die Betten auf den Vorplatz hinaus. Das schräge Ziegeldach des Hauses schloß diesen Raum nach oben ab. Die horizontalen Gerüstbalken steckten noch, von der Zeit des Baues her, in der ungeweißten Mauer, wie sie auch nach Außen hinausragten. Durch ganz Griechenland besteht der Brauch, diese Hölzer nach vollendetem Bau nicht zu entfernen. Sie dienen zum Zeugtrocknen, zu allerlei beiläufigen Zwecken, geben aber dem Hause natürlich das Ansehen des Unfertigen. Uebrigens erblickt man bekanntlich in vielen Gegenden Italiens das Nämliche. Sind diese Unzierden irgendwo entfernt worden, so gibt man sich doch sicher nicht die Mühe, die durch sie verursachten Mauerlöcher zu schließen. Wir sahen solche Löcher in Turin selbst an Palästen, welche seit Jahrhunderten bewohnt waren.

Der Vorplatz hatte somit keinerlei Schmuck und sah einer Wohnung nicht unähnlich, in welcher noch die Maurer vollauf zu thun hatten.

Der Saal, worin wir uns befanden, das eigentliche Staatsgemach des Hauses, unterschied sich von dem Vorplatze durch geweißte Wände und einen Gypsboden. In

Digitized by Google

andern griechischen Häusern fanden wir statt der Gypsdecke eine fächerartige, zierliche Decke von Holztafeln.

Unter den zwei Fenstern des Saales standen Holzkoffer, welche mit rothem Leder überzogen waren und worauf in Messingnägeln allerlei Zierrathe, sowie die Anfangsbuchstaben der Familie ausgedrückt waren. Diese meist in Patras verfertigten Laden dienen statt der Schränke, die sie freilich nur in beschränktem Maße ersetzen.

An den Wänden klebten eine Menge Holzschnitte und zwei Kupferstiche, meistens Portraits französischer Schriftsteller und Redner, wie sie aus Büchern und Zeitungen ausgeschnitten waren, Gutes und Schlechtes, Berühmtes und Unberühmtes, planlos neben einander.

Vor dem Spiegel lagen gebrauchte Kämme und Bürsten. An einem Nagel bauschte sich ein frisch gestärkter, weißer Frauenrock, ohne Zweifel ein Toilettenstück der jungen Frau, dessen Anwesenheit ihr übrigens nicht die mindeste Sorge machte.

Außer einem Holzkanapee mit Kissen und weißen Ueberzügen, das uns zugewiesen wurde, befanden sich nur noch an der gegenüberliegenden Wand Sitze, und zwar waren drei blaubemalte Holzladen, worauf Kissen lagen, als Sitze benutzt.

Gardinen waren nicht vorhanden, aber man vermißte sie nicht; die ganze Ausstattung verzichtete zu sehr auf Alles, was nach nordischen Begriffen Wohnlichkeit und be-

Digitized by Google

hagliche Einrichtung bedeuten konnte. Es fehlte überall die ordnende Hand des germanischen Weibes.

In diesem Staatsgemache nun sammelte sich nach und nach, was irgend einen Vorwand zum Erscheinen hatte. Neben uns, auf einem der Koffer, nahm der Schwager des Arztes Platz, ein feiner, hübscher Mann, Capitain im griechischen Heere, übrigens nicht in der baierischen blauen Uniform des jetzigen griechischen Soldaten, sondern in nationaler Fustanella und rothen Beinschienen. Er sprach, wie alle Uebrigen, nur neugriechisch, und bezeugte seine Theilnahme an der zwischen uns und dem jungen Arzte in italienischer Sprache geführten Unterhaltung wesentlich durch unermüdliches Verfertigen von Cigarillen, ein Geschäft, daß die Griechen aller Stände unausgesetzt treiben, so lange sie die Hände frei haben.

Von Zeit zu Zeit mischte sich des Arztes Gattin in's Gespräch, ohne doch anders, als mittelst der Verdollmetschungen ihres Gatten, daran Theil nehmen zu können. Ihre Stimme war, — eine in Griechenland häufig zu beobachtende Sitte — in dem irre gehenden Bestreben, die weibliche Stimme noch weiblicher erscheinen zu lassen, zu einer unglaublichen Höhe hinaufgeschroben, etwa dem unschönen Discantschlüssel vergleichbar, in welchem Masken zu sprechen pflegen. Es gibt nicht leicht eine entstellendere Mode.

Wie es in Griechenland Brauch ist, war sofort Kaffee

Digitized by Google

für uns bereitet worden; er wurde mit dem ebenfalls selten fehlenden Rachat Lucum, dem schon erwähnten Fruchtgallert, servirt.

Unser Wirth zeigte sich in der Unterhaltung bald als ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung, welcher die Erinnerungen eines kurzen Aufenthaltes in Italien, Deutschland, Frankreich gern, wenn schon mit dem Bedauern auffrischte, daß enge Verhältnisse ihn jetzt verhinderten, mit dem Gange westeuropäischer Bildungs-Entwickelung Schritt zu halten. Er hatte für Rechnung des Königs studirt und verschaffte sich noch immer alle erreichbaren französischen und italienischen Uebersetzungen deutscher Werke von wissenschaftlichem Werthe. Wir waren nicht wenig überrascht, ihn selbst mit David Strauß Leben Jesu vertraut und — was mehr sagen will — einverstanden zu finden. Die feindliche Sonderung der römisch- und griechisch-katholischen Kirche drängt die Bekenner der letzteren weit mehr zu den Protestanten und den protestirenden Theologen hinüber, als man es in Deutschland im Allgemeinen annimmt.

Als die Dunkelheit hereinbrach, lud man uns zum Nachtessen in's Nebengemach. Auch hier herrschte die größte Einfachheit, doch gab es einen Tisch und um diesen standen Rohrstühle. Die Fensterscheiben waren auch hier, wie in dem Staatsgemache, mit Papierstreifen ausgeflickt.

Auf dem Tische prangte eine Messinglampe mit drei

Digitized by Google

Armen und an Messingketten herabhängender Scheere, Nadel und Lichtlöscher, wie diese Lampen in Rom gebräuchlich sind. Ein Fetzen Zeitungspapier, unter den Lampenfuß geschoben, verrieth, daß der letztere für die Sauberkeit des Tischtuches gefährlich werden konnte.

Wir erhielten Suppe, Reis und zwei Fleischgänge, nämlich gekochtes und gebratenes Lamm, eine uns zu Ehren gemachte Ausnahme von der sonst beobachteten Regel griechischer Frugalität. Ebenso gab es zwei Sorten trefflichen Weins, eine derselben von hinterlistig berauschendem Feuer.

Ein Tischgebet wurde nicht gesprochen, überhaupt jede Abweichung vom eigentlichen Zwecke des Tafelns bis zu dem Grade vermieden, daß ein beabsichtigtes Gesundheitstrinken meines Begleiters zu Ehren unserer gefälligen Wirthin, auf eine vorausgeschickte Anfrage nach der Zukömmlichkeit solcher Huldigung, als etwas „wohl zu Förmliches" durch den Gatten im Keime erstickt wurde.

Um 9 Uhr wurde die Tafel aufgehoben, und man wies uns das Staatsgemach für die Nacht an.

Hier hatte in der Zwischenzeit unser Führer die uns begleitenden Betten auf dem Fußboden ausgebreitet.

Am Morgen darauf entstanden einige Bedenken, ob wir, ohne Anstoß zu erregen, durch unsern Führer das übliche, auf lange Tagesstrapatzen berechnete kräftige Frühstück bereiten lassen durften. Es zeigte sich, daß die Gesetze der Gastfreundschaft in diesem Punkt uns vollkom-

Digitized by Google

mene Freiheit gönnten. Im Vorsaale tafelten wir, ganz wie es bisher Morgens in den öffentlichen Khans oder vor unserm Zelt unter freiem Himmel geschehen war, und auf unsere Einladung gesellte sich sogar unser Wirth zu uns, indem er sein winziges Täßchen schwarzen Kaffee's schlürfte, von unserer stärkern Kost sich indessen mit der Entschuldigung fern hielt, er sei nur an einen ganz leichten Morgenimbiß gewöhnt.

Bald darauf brachen wir, vor den herzlichsten Wünschen Aller begleitet auf, und wir durften uns für das genossene Gute zu unserer großen Befriedigung in Gegenwart des Gastfreundes durch eine Gabe an die Hausmagd erkenntlich zeigen. Niemand hatte sich unsertwegen Unbequemlichkeiten auferlegt, noch uns zugemuthet, uns selbst solche aufzulegen. Es war nichts Ideales in der ganzen Art von Gastfreundschaft gewesen, aber wir hatten in guter Gesellschaft unter Dach und Fach rasten dürfen, eine Annehmlichkeit, welche ein Reisender im Peloponnes nicht niedrig anzuschlagen Ursache hat.

Digitized by Google

Sparta und griechische Sitten.

Thucydides prophezeite, daß, wenn dermaleinst Sparta und Athen in Trümmern liegen sollten, die letztere Stadt durch den Glanz ihrer Ruinen den Eindruck machen werde: sie habe eine größere Bedeutung gehabt als Sparta selbst.

Dies hat sich im vollsten Umfange bewahrheitet. Athen predigt noch heute dem Wanderer durch sein ragendes Parthenon, durch seinen Theseustempel, durch die zahllosen Spuren hohen Kunstsinns, welcher die attische Stadt vor allen andern Städten menschlicher Ansiedelung auszeichnete. Sparta dagegen ist vom Boden verschwunden. Das kriegerische Volk des Lykurg lebt in den Büchern der Geschichte, aber die von ihm vernachlässigte, Monumente schaffende Kunst rächt sich an Spartas Boden, indem sie auf die attische Nebenbuhlerin alle Blicke lenkt, die Stätte des kriegerischen Volks dagegen ohne mahnende und fesselnde Wegweiser läßt.

Es war an einem Sonntag-Nachmittag im Mai, als

Digitized by Google

wir in das lacedämoniſche Thal hinabritten. Der Eurotas hatte uns ſeit Vurlia das Geleit gegeben. Nach der Oede des zurückgelegten Wegs begrüßten uns zum erſten Male wieder üppige, baumhohe Oleanderbüſche, voll prächtig rother Knospen und Blumen. Wir ſchmückten mit ihren leuchtenden Büſcheln die Köpfe unſerer Pferde — ein den Griechen ungewohnter Anblick — und gelangten auf dem ſchlechteſten Pfade, der ſich denken läßt, endlich in das fruchtbare Thal hinab, deſſen Bewohner vor Jahrtauſenden ſo mächtig in die Geſchicke Griechenlands eingriffen.

„Wo liegt Sparta?“ fragen wir den vorausreitenden Führer.

„Drüben auf der Anhöhe, eine Stunde noch entfernt.“

„Aber das alte Sparta? — denn die Stadt dort iſt kaum zwanzig Jahre alt. Wo iſt das alte Sparta?“

„Ein wenig Geduld!“

Und durch Maulbeerpflanzungen und wogendes Getreide, zwiſchen Oelbäumen, Weinſtöcken und ſaftgrünem Mais, über Waſſergräben, welche den Ueberfluß des Eurotas allen Feldern und Wieſen zu Gute kommen laſſen und ein erquickendes Bewäſſerungsnetz über das ganze Thal verbreiten, an Cactushecken und Oleanderbosqueten vorbei, geht's rüſtig vorwärts.

Fünf mäßige Hügel erheben ſich aus dem vielgewellten Thale. Hier lag das alte Sparta.

Wir reiten einen der Hügel hinan. Er iſt ganz mit

Digitized by Google

golden wogendem Weizen bedeckt. Kein Pfad führt durch die Felder. Nach griechischer Sitte hält das den Reiter nicht auf. Mitten in's Getreide hinein wird geritten, bis wir auf dem Hügelkamm uns zwischen den Resten eines offenen Theaters aus römischer Zeit befinden, dessen geräumige Sitzreihen mit verwittertem Schutt bedeckt sind, ein trefflicher Ackerboden, dem die Pflugschaar des jetzigen Spartaners üppigen Erntesegen zu entlocken weiß.

Eine Eule sitzt in dem Durchbruch einer der Mauern und fliegt scheu von dannen.

Noch ein paar antike Tempelunterbauten, in einem Obstgarten ein kleinerer Sarkophag mit Widderköpfen, den man gern dem Leonidas zuschreiben möchte, — und wir haben Alles gesehen, was das alte Sparta über dem jetzigen Boden an Spuren hinterließ.

Wenig genug, wenn nicht ringsum der scharf ausgesprochene Character der natürlichen Umgebung Spartas von den Einflüssen redete, welchen die hier lebenden Geschlechter zu allen Zeiten unterworfen waren, und solcher Art das Bild der Vergangenheit vervollständigte.

Die Lage des reichen Thales ist eine abgesonderte, auf sich selbst angewiesene. Gegen Norden bietet ihm der Berg Maenalus Schutz und die Hügel Arkadiens verstärken noch die Abgrenzung. Das Gebirge Parnon übernimmt die Vertheidigung gegen Osten, setzt sie bis an's Meer fort, und steigt als weithin ausblickender Vorposten noch einmal

Digitized by Google

in der Insel Cythaera aus den Fluthen hervor. Südlich zieht sich die Meeresküste hin, durch mancherlei vorspringende Bodenwellen verborgen; und gegen Westen lagert sich mit zahlreichen Schneerunzeln, schroff und unzugänglich, das mächtige Gebirge Taygetus, dessen untere Abhänge Nadelwaldungen umkränzen; die Spitzen tragen den kühnen Schwung der Kalkformation zur Schau.

„Wo seid ihr, o Auen,
O Taygetus Höhe, durchschwärmt von Laconia's Jungfraun!"

Während wir die Umgebung mustern und an der Schönheit der Linien des Taygetus unser Auge laben, sind wir dem neuen Städtchen nahe gekommen, das, in einiger Entfernung von dem alten Sparta aus dem Nichts emporwächst und ebenfalls Sparta heißt. Bei der Beweglichkeit, welche griechischen Ansiedelungen von Alters her eigen war, hat das ungünstiger gelegene Städtchen Mistra, droben am Taygetus, sich bereits zu entvölkern begonnen, und mit der Zeit scheint sich's ganz nach der neuen Stadt übersiedeln zu wollen. Diese besteht bis jetzt aus einigen wenigen Straßen, weit und geräumig angelegt, und schon berühmt wegen gesunder Luft.

Von einem Wirthshause ist indessen auch hier nicht die Rede. Der Khan von Sparta besteht aus einem Pferdestalle, neben welchem, durch keine Wand von ihm gesondert, in geringer Höhe eine Art Obdach angebracht ist, woselbst der Führer am Boden einige Steinplatten als

Digitized by Google

Herd zur Anfachung eines Kochfeuers findet. Wer die Nacht hier verbringen will, drückt sich in eine der Ecken des Raumes, und vergißt, in seine mitgebrachten Decken gewickelt, was er etwa sonst an Bequemlichkeiten sich zu gestatten gewohnt ist.

Die milde Witterung erlaubt uns, zu unserm Glücke, die Gastlichkeit des Khans nur in beschränktem Maße in Anspruch zu nehmen. Wir werden, einen Büchsenschuß vom Khan entfernt, im eignen Zelte campiren, für die Besucher einer aufblühenden Stadt zwar ein sonderbares Auskunftsmittel, dennoch aber ein in jeder Hinsicht empfehlenswerthes.

Während unser Zelt aufgerichtet wird, versammelt sich um uns die ganze Jugend Sparta's. Bald erscheint auch ein hübscher Mann in Feß und Fustanella, der Polizei-Director des Städtchens. Es dünkt ihm für den Ruf der Stadt nicht gerade wünschenswerth, daß wir, inmitten zahlreicher Anfänge der Civilisation, zu einem so nomadenartigen Aufenthalte unsere Zuflucht nehmen. Er theilt unserm Führer sein Bedenken mit und fügt mit großer Artigkeit den Vorschlag hinzu, uns in seinem eigenen Hause die Nacht über zu beherbergen. Da wir indessen, schon aus einer nationalen Abneigung gegen alle polizeilichen Nachtquartiere, dankend ablehnten, so versichert er uns durch Händedruck seiner Hochachtung und seiner Freude über unser Erscheinen; Gefühle, welche wir auf gleiche

Digitized by Google

Weiſe zu erwidern befliſſen ſind. Dergleichen thut ein Grieche nie, ohne dem Fremden Bewunderung für die Angemeſſenheit ſeiner Haltung und den vollendeten Anſtand ſeiner Bewegungen abzunöthigen.

Eine Rundſchau in den wenigen Straßen Sparta's führt uns zu dem Kaffeehaus des Städtchens. Erholungsorte dieſer Art ſind dem Süden unentbehrlich. Das ſchwachbevölkerte Athen bietet deren ſchon eine gute Anzahl. Wenig wird dort verzehrt, und das Wenige hat kaum einen Preis, aber die umherſtehenden Stühle ſind nie leer, und die Dominoſteine klappern beim Scheine hellſter Beleuchtung bis tief in die Nacht.

Unſer ſpartaniſches Kaffeehaus entſprach noch einigermaßen dem Character der Einfachheit, welcher dem Namen der Stadt am beſten zuſagt. Auch die Promenade, an welcher es lag, verrieth erſt durch wenige kümmerliche Melien den Zweck, welchem ſie dereinſt zu dienen beſtimmt war, und ein halbes Dutzend bunt aufgeputzter ſpartaniſcher Stutzer in Feß und faltenreicher Fuſtanella, die Stöckchen in der beringten Hand, regten höchſtens zu philoſophiſchen Vergleichungen an zwiſchen dem jungen Geſchlecht der Gegenwart und den ſpartaniſchen Jüngling der Vorzeit.

Während wir, vor der Thür ſitzend, den dicken Kaffee ſchlürften und dabei von Zeit zu Zeit mit langen Zügen der türkiſchen Waſſerpfeife zuſprachen, poſtirte ſich auf einer unmittelbar gegenüberſtehende Bank ein buntes Gemiſch

Digitized by Google

von Zuschauern, welche jeder unserer Bewegungen nicht geringere Aufmerksamkeit schenkten, als es weiland ihre Vorfahren auf den Sitzen des Theaters den gymnastischen Spielen gethan haben mochten. An der andern Straßenseite nahm eine zweite Zuschauerreihe an unserer Erscheinung Theil. Es waren die Insassen des Stadtgefängnisses, wozu der obere Stock eines uns gegenüberliegenden Privathauses eingerichtet war.

Nachdem die Neugier der dort Verwahrten befriedigt schien, wandten sie sich wieder einer Vergnügung zu, welche in ihrem geschlossenen Kreise schon vor unserm Erscheinen in vollem Gange gewesen sein mochte, und wofür wir nun unsererseits die Zuschauer abgaben. Es wurde nämlich hinter den Gittern die Romaika getanzt. Die Gefangenen, junge und ältere Männer, vergnügten sich noch damit, als wir aufbrachen. Was uns auffiel, war eine, trotz mancher Aehnlichkeit mit italienischen Gefängnißwachen, doch wieder bezeichnende Verschiedenheit von diesen. In Albano, Mola di Gaeta und andern kleinen Städten Italiens sahen wir auch öfter, bei einem zufälligen Seitenblick, in Gefängnisse hinein. Sie lagen immer zu ebener Erde, wohl deshalb, damit der wachthabende Soldat einen Einblick in das Treiben der Gefangenen behalten konnte. Aber diese benutzten die Straßennähe gewöhnlich zur Ausübung eines ununterbrochenen Bettelgeschäfts, indem sie eine lange Angelruthe mit einem am Ende derselben hängenden Almosen-

Digitized by Google

beutel über die Straße ausgestreckt hielten; der Soldat pflegte ihre Bitten zu unterstützen. Hier in Sparta war kein solcher Nebenerwerb im Schwung. Der Grieche bettelt nicht.

Was wir über die jetzigen Bewohner des spartanischen Thales zu hören Gelegenheit hatten, stimmte ohngefähr mit denjenigen Anschauungen überein, welche wir durch anderweitige Mittheilungen und eigene Beobachtungen bis dahin schon gewonnen hatten. So ziemlich finden sie auf das ganze jetzige Griechenland Anwendung. Wir wollen hier einiges zusammenstellen.

Zuvörderst ist jeder Grieche geborner Kaufmann, und wo immer sich ihm Gelegenheit bietet, seine Anlagen in dieser Richtung zu entwickeln, da überflügelt er andere Nationalitäten. Ein Blick auf die fast zum Monopol gewordene Ausdehnung des griechischen Kornhandels im schwarzen Meere und die Verdrängung der englischen Kaufleute aus diesem Gewässer, genügt, um die große Fähigkeit des griechischen Kaufmanns zu bekunden. M. Mongredien (in seinem Report on the Corn Trade etc.) weist nach, daß seit 1822 die Zahl der griechischen Handelshäuser in England von fünf auf ungefähr Zweihundert gestiegen ist; daß jene fünf etwa ein Capital von Fünfzigtausend Pfund Sterling besaßen, während jetzt eins jener zweihundert Häuser auf nicht weniger als etwa auf das Vierfache der genannten Summe als Jahres-Einkommen geschätzt wird; daß ferner Bankerotte zu den Seltenheiten gehören

Digitized by Google

und daß griechische Lieferungsgeschäfte mit großer Zuverlässigkeit abgewickelt werden.

Im Einklange mit dieser erwerbenden Richtung zeigt sich auch bei Familien-Verbindungen der Geldpunkt als ein in erster Linie beachteter Factor. In Griechenland, wie auf den Jonischen Inseln bildet die Mitgift viel öfter den Grund zu einer Ehe, als es Neigung der Herzen zu einander thut. Da Ausländer weniger Ansprüche in dieser Beziehung machen, so finden sie in jeder Familie, wo heirathsfähige Mädchen sind, besonders entgegenkommende Aufnahme. Der kürzeste Aufenthalt in Griechenland genügt, um diesen Erfahrungsatz durch eigene Beobachtungen zu bestätigen.

Die Sittlichkeit der weiblichen Jugend scheint unter dem Doppelschutze strenger Ueberwachung Seitens der Verwandtschaft und eigner Schüchternheit größer zu sein, als man diesseits der Alpen begreiflich finden wird. Mag Athen in dieser Beziehung auch vielleicht unsere größern Städte nicht sehr in den Schatten stellen; die Landbevölkerung, verglichen mit derjenigen unserer Dörfer, thut es ohne allen Zweifel. Statistische Belege fehlen übrigens noch zur Stunde. Es gibt im Peloponnes noch nicht einmal Geburtsregister.

Aussteuern bestimmt der Vater gewöhnlich in Geldeswerth, nicht in Geld selbst. Eine Braut bringt ihrem Zukünftigen eine Anzahl Oelbäume, eine gewisse Menge

Digitized by Google

Korinthenstöcke als Morgengabe, d. h., der Vater tritt ihr von seinen Pflanzungen einen bestimmten Antheil ab. Der junge Ehemann kann ihn bewirthschaften oder verpachten, oft an den Schwiegervater selbst, wie dies z. B. unser Führer that, da die Mitgift seiner Frau in Oelbäumen und Korinthenstöcken auf Zante bestand.

Das Weib hilft dem Manne bei der Feldarbeit, indem es z. B. mit der Hacke dem pflügenden Eheherrn folgt und die aufgeackerten Erdklöße lockert. Daß Frauen und Mädchen allein „in die Ernte" ziehen, d. h. sich um die Erntezeit vom Hause fort verdingen, wie z. B. im Fulda'schen, im Schwarzwald, auch in manchen Theilen Ungarns, das kommt in Griechenland nicht vor. Reicht der eigene nahe Besitz nicht aus, so hat ein Dorf gewöhnlich in der Ferne noch irgend einen zu gewissen Jahreszeiten bebauten Felderbestand, wohin sich dann aber die ganze Dorfgemeinde mit ihren Kindern und ihren Popen auf die Wanderschaft begiebt. Namentlich haben die Zantioten Korinthenfelder in Morea, um deretwillen sie mehrere Male im Jahre über das Meer wallfahrten. Wir begegneten einem solchen Zuge. Es mochten etwa fünf und zwanzig bis dreißig Familien sein, der weißbärtige Demarch an ihrer Spitze. Auf den Rücken der Esel oder Maulthiere waren die kleinern Kinder in Körben untergebracht; neben ihnen Hühner, als Nachtrab Ziegen.

Mäßigkeit im Essen und Trinken unterstützt die Strenge

Digitized by Google

ihrer übrigen Sitten. Man sieht keine Berauschte und so auch nicht die Folgen unzurechnungsfähiger Zustände. Sie haben Wein, sie kennen selbst eine Art Brantwein, den Raki; aber die Griechen bleiben mäßige Trinker und natürliche Verehrer des frischen Quellwassers.

Was die Haltung der Mädchen und Weiber, den Fremden gegenüber betrifft, so hat sie etwas, selbst die Neugierde meisterndes Scheues. Obschon nur etwa zwanzig Fremde Morea in dem von uns zur Reise gewählten Frühjahr besuchten und unsere Karavane somit zu einem nicht alltäglichen Anblick gehörte, so sind uns doch häufig Beispiele vorgekommen, wo die uns begegnenden Weiber, auch wenn wir längst vorüber waren, nicht aufblickten, und wo somit der Zwang der Sitte die Oberherrschaft behauptete über die natürliche Lust am Erblicken einer Ungewöhnlichkeit.

Beim Tanze tritt ebenfalls das Bestreben zur Schau, jede lebendige Theilnahme des Tänzers für die Tänzerin, oder umgekehrt, zu verbergen. Mit der gleichgiltigsten Miene wirft der Tänzer der von ihm auserlesenen Theilnehmerin sein Taschentuch hin, mit dem kältesten Decorum nimmt sie ihre Stelle ein. Kein Blick, kein Wort, kein Zeichen einer innern Erregung. Alle Aufmerksamkeit gilt den Fußbewegungen des Andern, und obschon nicht immer ein Zusammenhang zwischen jenen und den danach geregelten Wendungen der Tänzerin erkennbar ist, so sucht das

Digitized by Google

Auge doch glauben zu machen, es komme keine andere Kunst in Betracht, als diejenige, Absatz und Zehe auf möglichst regelrechte Weise zu bewegen. Von Handgeben ist selten die Rede. Von Umschlingen gar nicht. Meistens fällt der Haupttheil des Tanzes dem Tänzer zu, und er leistet namentlich im Niederkauern und Wiederaufschnellen nicht Gewöhnliches.

Handelt es sich um einen Reihetanz, so tanzt der Führer der Reihe vor; ihm antwortet in minder bewegter Weise der in der Kette ihm Nächste. Ein Taschentuch halten Beide an den Zipfeln und sichern sich dadurch Zusammenhang bei möglichst großer Bewegungs-Freiheit. Vom Zweiten an setzt sich die Kette durch Hand in Hand halten fort. Nur die ersten zwei aber tanzen; alle Andern machen ohne Unterbrechung zwei Schritte rechts, dann einen rückwärts, einen vorwärts und wieder zwei Schritte rechts. Die Geschlechter mischen sich bei diesem und auch so bei den andern Tänzen (zu Zweien oder zu Dreien) ohne Regel. In Constantina tanzte eine Frau vor, nachdem ein Mann ausgetreten war. Bei dem Pelikonfeste tanzten mehrere Mütter mit, welche ihre Säuglinge nach eben beendigtem Tanze wieder an die Brust nahmen, wobei man übrigens nicht vergessen darf, daß dies Schritthalten weniger als selbst ein mäßig rasches Gehen erhitzt.

Häufig sieht man lauter Weiber tanzen, häufig auch lauter Männer, ebenso oft sieht man Alt und Jung in

Digitized by Google

bunter Mischung. Um dem Vortänzer möglichsten Spielraum für seine Kunst zu lassen, ist die Kette nicht geschlossen. Die Zahl der Theilnehmer hat keine Grenzen. Die strenge Tactbewegung Derjenigen, welche weder Vortänzer, noch diesem zunächst Tanzende sind, giebt vielleicht einen Anhalt für die rhytmischen Bewegungen des alten griechischen Chors. Es liegt über die so im feierlichen Schrittmaße den Chorführern Folgenden ein eigenthümlicher Ernst gebreitet, als handle sich's, wie in früherer Zeit, noch immer um eine Art Götterdienst.

Die Musik zur Romaika ist durchaus ursprünglich. Schalmei und flache Trommel genügen ein für alle Mal. Die letztere wird mit einer Gerte oder einer Oelbaumwurzel bearbeitet, und von Zeit zu Zeit erhebt der Trommler seine Stimme noch zu einem schnarrenden Gesange. Das Tempo ist ein mäßiger Zweivierteltakt, die Periode zweimal 4 Takttheile lang. Die Melodie geht in Dur und ist unbedeutend.

Ueber den griechischen Volksgesang sprachen wir an einer andern Stelle; der liturgische Gesang der Popen ist ganz nasal, und es scheint fast, als habe das Kreischen der Brunnenwinden am Niel den traditionellen Charakter dazu hergeliehen.

Da wir einmal die Sitten der Griechen in verschiedenen ihrer Aeußerungen berichten, mag noch erwähnt werden, daß ein griechischer Kirchhof das Bild der größten

Digitized by Google

Nachläſſigkeit bietet. In Steno, nächſt Tripolitza, hatten wir die verſchloſſene neue Kirche von allen Seiten gemuſtert, als uns einige Ziegelſcherben zu unſern Füßen auffielen, über die wir bereits zu mehrern Malen fortgeſchritten waren, in deren Vertheilung indeſſen ein gewiſſes Syſtem zu walten ſchien. Wir gewahrten erſt jetzt, daß wir auf einem Grabe ſtanden und daß rings um uns eine Anzahl ähnlicher Ruheſtätten lag. Loſe Feldſteine, Ziegelſcherben und eingeſunkene Erde waren die einzigen Abzeichen dieſer Gräber; weder Kreuz, noch behauener Stein, noch Name oder Nummer unterſchieden eins von dem andern, die Scherben lagen nach Weſten. Die Richtung der Gräber ging von Weſten nach Oſten.

Aehnlich war die Ausſtattung anderer Kirchhöfe. Um den Verweſungsproceß zu beſchleunigen, läßt man ſogar zuweilen die Gräber halb offen. Nach Verlauf eines halben Jahres wird das Grab ganz geöffnet und der Inhalt in's Beinhaus geſchafft. Dieſer Gebrauch erleidet indeſſen Ausnahmen. Auf Zante z. B. beſteht er nicht.

Ueber die raſche Beerdigung, faſt immer am Todestage ſelbſt, hörten wir manche Klagen, da bei der mangelnden ärztlichen Leichenſchau nicht ſelten Fälle lebendigen Beſtattens vorkommen. In Athen ſelbſt hatte ſich erſt kürzlich und zwar bei der Beerdigung eines Deutſchen etwas derartiges zugetragen.

Wir ſahen daſelbſt drei Beerdigungen, die eines Popen,

Digitized by Google

die eines Kindes und die einer Frau. Die letztere war noch in der Kirche ausgestellt. Sie trug ihre besten Kleider und lag wie schlafend, von Blumen ganz überschüttet, im offenen Sarge. Rechts und links standen Geistliche im Schmucke ihrer langen Locken und Bärte, und sangen. Viele Anwesenden kauften dünne gelbe Wachskerzen und zündeten sie an. — Der Sarg mit dem Kinde begegnete uns auf der Straße. Voraus ging ein Knabe mit dem Sargdeckel, welcher, mit rothem, weißem und blauem Zeuge faltenreich überzogen, fast einer Harfe glich. Dann folgten zwei Kirchenstandarten und drei auf Stöcken getragene Sonnen von Messing. Singende Popen hinter diesen, und darauf, von vier Männern an Griffen getragen, der offene Sarg, ganz mit Blumen bedeckt, so daß wir das Kind nicht sehen konnten. Knaben mit nichtangezündeten Kerzen gingen zu Seiten des Sarges. Trauernde Verwandte und leere Kutschen folgten.

Ganz ähnlich war die Bestattung des Popen.

Die Letzteren sind bekanntlich von dem Volke nicht viel anders unterschieden, als daß sie gewöhnlich lesen und schreiben können, Kenntnisse, die noch nicht gar häufig unter dem griechischen Landvolke angetroffen werden. Namentlich wird es für überflüssig gehalten, daß sich das weibliche Geschlecht mit Erlernung dieser Fertigkeiten plage. Unser Führer verrieth uns, er lasse seine Mädchen weder Eins noch das Andere lernen, da sie,

Digitized by Google

wenn einmal Liebesbriefe geschrieben oder gelesen werden könnten, zu schlecht zu hüten seien. Uebrigens mag es auch Popen geben, welche selbst dieser Anfangsgründe heutiger Bildung entbehren. So sagt man wenigstens. Wir selbst fanden unter den Dorfpopen, mit denen wir verkehrten, keinen, welcher nicht schreiben konnte. Sie dürfen sich einmal verheirathen, bleiben aber nach dem Tode ihrer Frau für die übrige Zeit ihres Lebens Wittwer. Meist haben sie etwas Würdevolles in Haltung und Geberde, was freilich dem Griechen fast angeboren ist, und wobei der kleidsame Talar und der männlich schöne Bart mit den langen Hauptlocken ihnen zu Statten kommen. Auf letztere beiden Zierden des Popen scheint bei seiner Beförderung in's Amt hauptsächlich gesehen zu werden. Zu Rednern bilden sie sich schon deshalb nicht aus, weil in der griechischen Kirche überhaupt nur selten, in den Dorfkirchen aber nie gepredigt wird. Auch wird den Dorfpopen nicht gebeichtet. Ein Geistlicher höheren Ranges kommt von Zeit zu Zeit, um Beichte zu hören, was vor dem offenen Beichtstuhle geschieht.

Somit haben die gewöhnlichen Popen nur den ceremoniellen Theil der griechischen Religion zu verrichten, wozu eben auf ansehnliche Gestalt und kräftige Stimme gesehen werden muß. Sie bestellen ihr Feld wie ihre Gemeindegenossen, dienen als hilfreiche Vermittler in Streitsachen oder verwickelten Rechnungen, und helfen nament-

Digitized by Google

lich allemal mit kleiner Wechſelmünze aus, wo ihre Dienſtfertigkeit benöthigt wird. Sie haben uns oft und uneigennützig in dieſer Weiſe beigeſtanden, und auch bei den Einkäufen unſeres Führers ſich mit Rath und That gefällig erwieſen. Je nach der Beſchaffenheit ihrer Gemeinde ſind ſie beſſer oder ſchlechter geſtellt. Einige haben freie Wohnung und Feld, Andere nicht. Im Allgemeinen ſcheinen ſich ihre Einnahmen bei Todesfällen, Heirathen und Taufen auf reſp. 4 Drachmen, 2 Drachmen und 1 Drachme zu belaufen, wobei die Drachme auf etwas mehr als einen Zwanziger anzuſchlagen iſt.

Kreuze am Wege ſieht man faſt nirgends, ſowie man überhaupt von gottesdienſtlichen Verrichtungen nicht mehr als in proteſtantiſchen Ländern gewahrt. Eigentliche Heiligenverehrung giebt es nicht. Außer dem Sonntag wird hauptſächlich der Tag der Verkündigung Mariä gefeiert, ferner Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, Himmelfahrt und der Tag des Täufers. Dem am letzteren Tag durch Hineinſtellen eines Kreuzes und durch prieſterlichen Segen geweihten Waſſer ſchreibt man beſondere Kraft zu. Als Geberde iſt das Zeichen des Kreuzes ſehr verbreitet. Bei den Beichtſtrafen ſoll es nicht ſelten vorkommen, daß Geldbußen an öffentliche Wohlthätigkeitsſtiftungen auferlegt werden; auch Privatſpenden an Arme oder dem Popen als würdig bekannte Bräute, welche der Ausſteuer ermangeln, ſollen zuweilen auf dieſe Weiſe ermittelt werden. Papa

Digitized by Google

Vicino in Zante ſtand in dieſer Beziehung vor Allem in dem Rufe wohlthätigen Wirkens. Seinem eigenen, ſehr reichen, aber geizigen Bruder (ſo erzählte uns der Zantiot, welcher unſer Führer war) habe der heilige Herr einmal auf ähnliche Weiſe ſtark in Contribution geſetzt. Papa Vicino war durch einen Handwerker um 200 Thaler als Anlehen gebeten worden. Er ſelbſt hatte keine Mittel, dem Bittſteller aus der Klemme zu helfen. Sein Bruder aber pflegte von dergleichen Anlehen nichts wiſſen zu wollen. Griechiſche Schlauheit gab ihm einen Ausweg an. Papa Vicino ſagte ſeinem Bruder, ihm ſei ein Weinberg billig angeboten worden; für 200 Thaler hoffe er handelseinig zu werden; ob er ihn für den Bruder kaufen ſolle. Dieſer ging in die Falle. Als er Tags darauf wiſſen wollte, wo der glücklich erhandelte Weinberg liege, fand ſich's, daß von einem ſymboliſchen Gute die Rede geweſen war, und daß der Geizige durch ſeine dem Handwerker geliehenen 200 Thaler ſich einen Weinberg im Himmel geſichert habe, — eine Wendung des Handels, in welche ſich der neue Beſitzer deſſelben mit Widerſtreben, aber doch mit ſchließlichem Nachgeben fügte.

Andere Papas haben zu minder günſtigen Sagen über ihre Geldgeſchäfte Anlaß gegeben. Papa Coſta, der Führer jener neueſten gegen Theſſalien gerichteten Bewegung, empfing, wie man ſagt, im entſcheidenden Augenblicke eine Bleidoſe feinen Schnupftabaks zum Geſchenk; der Boden

Digitized by Google

der Dose war mit Sovereigns belegt, und Papa Costa verstand so gut den versteckten Wink, daß er vom nämlichen Augenblicke an keinen lebhafteren Wunsch kannte, als der begonnenen Unternehmung eine der englischen Partei bequeme Richtung zu geben. Er hat sich, seit diese Geschichte in die Oeffentlichkeit drang, in ein griechisches Kloster auf Syra zurückziehen müssen.

Käuflichkeit, Bestechlichkeit, Geldgier sind Untugenden, welche, vielleicht ein Vermächtniß ihrer langen Unterdrückung, den griechischen Beamten bis in die höchsten Stellen hinauf nachgesagt werden. Es erschweren diese Fehler auf sehr wahrnehmbare Weise das mühevolle Werk der Festigung und Regelung Neu-Griechenlands. Der König mag, diesen Unvermeidlichkeiten gegenüber, einen schwierigen Stand haben, fußt indessen, seit seinem Verhalten zur Zeit der Occupation des Pyreäus, auf nationalen Sympathien; wir hatten im ganzen Peloponnes vielfache Gelegenheit, diese Wahrnehmung zu machen. Leider scheint er nicht diejenige Energie zu besitzen, welche einem jungen Staatsorganismus förderlich wäre. Das Bonmot Ed. About's: Der König liest, unterschreibt aber nicht; die Königin unterschreibt, liest aber nicht, gilt aus diesem Grunde für sehr zutreffend. Die massenhaften Todesurtheile gegen die Räuber sind meistens durch Frauenhand unterzeichnet worden.

Gedenken wir zum Schlusse neben jenen Schattenseiten

Digitized by Google

des griechiſchen Volkscharakters, wie ſie in der Hauptſtadt durchſchimmern, noch einer Lichtſeite: dies iſt die große Lernbegierde des Griechen. Die junge Univerſität zählt bereits über 600 Studenten. Wer irgend zum Studiren gelangen kann, thut es, zum Theil mit den größten Entſagungen. Es wurden uns Fälle genannt, wo junge Griechen ſich als Diener nach Athen vermietheten, um dort in den Freiſtunden einem Studium, z. B. der Arzneikunde, obzuliegen. Begreiflicher Weiſe werden für jetzt noch diejenigen Wiſſenſchaften bevorzugt, welche zu einem Lebensunterhalt führen.

Digitized by Google

Die deutsche Colonie Herakli bei Athen.

Was inmitten des wiedererstandenen Griechenlands immer von neuem an die große Jugend dieses modern antiken Staats erinnert, das sind die mancherlei deutschen oder eigentlich bayerischen Ueberbleibsel, welche die Constitutions-Revolution von 1843 verschont hat, nachdem sie den bayerischen Beamten im Allgemeinen den Garaus machte und den König selbst zum Anlegen der nationalen Fustanella bewog.

Auffallende Ueberbleibsel dieser Art sind besonders die bayerischen Uniformen. Man hat eine Weile den Versuch gemacht, das Palikaren-Costüm als Uniform des griechischen Militärs einzuführen. Aber mit dieser Tracht hängen Erinnerungen zusammen, welche der militärischen Disciplin nicht förderlich waren — Erinnerungen an die Kämpfe auf eigene Faust, welche gegen die Muselmänner durchgefochten worden, und wobei das Räuberwesen, dem

Digitized by Google

die Griechen zuneigen, ein unerwünschtes militärisches Spiegelbild erhielt.

Seit längerer Zeit ist man dahinter gekommen, daß, eben um dieser bedenklichen Neigung willen, der Unterschied zwischen Militär und Palikar auch äußerlich in Griechenland nicht auffallend genug sein kann, um eine Vermischung ihrer stark gesonderten Lebensaufgaben zu verhindern. Und so steht denn in allen Theilen Griechenlands die bayerische Uniform auf dem Posten.

Außer diesen Ueberbleibseln des ehemalig stockbayerischen Neugriechenlands giebt es noch eine deutsche Colonie, welche jener Zeit ihre Entstehung verdankt und deren Mitglieder den deutschredenden Reisenden zuweilen in den Straßen der attischen Hauptstadt anreden.

Wir glaubten unsere Zeit nicht zu vergeuden, indem wir uns nach längerem Verweilen unter den alterthümlichen Resten Athens auch einmal auf den Weg machten, um diese stammverwandte Colonie aufzusuchen. An einem sonnigen Maitage wanderten wir denn auf der neu entstehenden Aeolus-Straße in der Richtung des Pentelicus auf's Land.

Hinter uns glänzte die marmorne Akropolis im Morgenlichte. Die Straße, welcher wir folgten, führte über den Pentelicus hinaus nach den Schlachtgefilden Marathons. Für diesmal aber hatten wir allen classischen Erinnerungen Valet gegeben, und weder der rechts aus der Ebene sich

Digitized by Google

emporhebende Lykabettus noch der Cephissus, welcher zur Linken durch Oel- und Weinpflanzungen dem Meere zuströmt, zogen uns von dem Ziele unserer Wanderung ab.

Die blühenden Reben sandten uns dafür ihre Reseda ähnlichen Düfte herüber, und Nachtigallen ohne Zahl lockten und schmetterten in den niedern Rosen- und Myrtengebüschen des fernen Flußufers.

Nachdem wir etwa eine Meile gewandert sein mochten, immer zwischen bebauten Feldern und silberglänzenden Olivenbäumen unsern Weg verfolgend, erblickten wir in einiger Ferne die scharf sich verjüngende Spitze eines Kirchthurms, wie sie wohl in der Gegend von Tegernsee und auch in einigen Thälern der österreichischen Seite Tyrol's gegen die breit bauschenden Birnenkuppeln ihr gerade gen Himmel deutendes Recht behaupten. Es war der Kirchthurm der bayerischen Colonie.

Sie trägt sonderbarer Weise keinen deutschen Namen. Herakli heißt sie. Vielleicht zu Ehren jener gleichnamigen Stadt des Alterthums, welche dem Lohgerber Anytes ihre Thore verschloß, weil derselbe den Proceß gegen Sokrates mit veranlaßt hatte. Es kommt uns Deutschen ja vorzugsweise zu, den Schutzstätten der Philosophie ein dankbares Andenken zu bewahren. Vielleicht auch zu Ehren des Helden Herakles selbst und um sich sofort dem Schutze eines Gewaltigen zu empfehlen, dem so große Thaten nicht zu schwer geworden waren.

Digitized by Google

Die That dieser Ansiedelung selbst schien demungeachtet den guten Leuten, die wir hier fanden, nahezu über den Kopf gewachsen; der erste Anblick der Niederlassung war kein eben erfreulicher, und während unserer Rast in dem Dörfchen hörten und sahen wir weniges, was unsern Wünschen für ein so gut gemeintes Unternehmen sonderliche Erfüllung verhieß.

Begründet wurde diese Colonie bald nach des Königs Otto Ankunft in Griechenland, also etwa um's Jahr 1833. Man baute in gesunder Gegend zwei Reihen einstöckiger, Wand an Wand gränzender Häuser zu zwei bis drei Fenstern. Diese Häuserreihen bildeten keine Straße, sondern den rechten Winkel eines nach zwei Seiten freigelassenen Platzes, in dessen Mitte vor einiger Zeit königliche Munificenz jenes spitzthürmige Kirchlein errichtet hat. Jede Familie erhielt außer einem Häuschen 80 Morgen Landes, ehemals dem benachbarten Kloster „Jerusalem" zugehörig. Zur Zeit der Ansiedelung bestand die Genossenschaft aus 32 Familien. Nach gewöhnlichen Verhältnissen hätte jetzt nach mehr als zwanzig Jahren die Zahl sich wenigstens verdoppeln müssen. Dennoch ist das Gegentheil der Fall. Es giebt in Herakli nur noch 24 Familien oder etwa 100 Köpfe. Drei Häuser sind eingefallen und Niemand baut sie wieder auf.

Somit ist dies Unternehmen als verfehlt zu betrachten, und da es die Achtung, welche dem deutschen Namen

Digitized by Google

aller Orten zu wünschen ist, nur beeinträchtigen kann, so sollte dem Dinge je eher desto lieber ein Ende gemacht werden, es sei denn, man entschlösse sich höchsten Orts, nun das Kirchlein einmal steht, auch den Verhältnissen der Gemeinde in durchgreifender Weise aufzuhelfen.

Der größte Fehler scheint gleich im Anfange gemacht worden zu sein. Schon der Wirth, bei dem wir einsprachen, wies sich als ein Mann aus, welcher zum Ansiedler nicht viel besser getaugt hatte als die Pike zum Pflügen. Er war Lancier gewesen, hatte eine Marketenderin geheirathet und mit dieser, auch der eigentlichen Landwirthschaft wohl nicht ganz zugethanen Hälfte sein gutes Glück versucht. Die übrigen Ansiedler waren verwandten Beschäftigungen entronnen, oder man hatte sie aus der Werkstatt fortgeholt, so daß sich nicht minder als die volle Apostelzahl unter ihnen befand, welche vor Zeiten zu Nadel und Scheere schworen.

Zwanzig Kühe und vierzehn Pferde bilden gegenwärtig das vierfüßige Inventarium der Colonie — ein Viehbestand, welcher natürlich die Düngungsverhältnisse auf das allerbescheidenste Maß hinabdrückt, und welchen zu vergrößern andererseits der Futtermangel verbietet. Unsere handfeste Frau Wirthin, welche, den Strohhut auf dem Kopf und die Brille auf der Nase, uns durch trefflichen Wein die patriotischen Grillen zu vertreiben suchte, entschuldigte das Stocken des ganzen Betriebs durch den eben schon betonten

Digitized by Google

Mangel an Dünger. Sie hatte ein Troſtſprüchlein im Hinterhalt:

Wo kein Miſt,
Iſt kein Chriſt —

ein Sprüchlein, mit dem ſie vollgültig zu beweiſen ſich getraute, daß die Colonie nicht zu gedeihen vermöge.

In der That kämpfen dieſe guten Leute aber noch mit manchen andern Schwierigkeiten. Schon ihre Heimathsgewohnheiten mußten ihnen manche Gefahren bereiten. Einem Lande entſtammend, wo das billige Gebräu des Königs Gambrinus die Kehle zu Anſprüchen auf fortwährende Anfeuchtung berechtigt, konnte es nicht fehlen, daß ſich jedem Anſiedler ein böſer Genoſſe mit in's Quartier legte, und das war der Durſt. Man hat erſt in ſüdlichen Gegenden einen ungefähren Begriff von dem heftigen Naturell dieſes heimtückiſchen Geſellen. Der Grieche kennt ihn auch, aber von Haus aus mäßig, wie alle ſüdlichen Völker, kühlt er ſeine Leidenſchaft im kalten Quellwaſſer und befindet ſich wohl dabei. Unſere deutſchen Landsleute haben von dieſer Liebhaberei kaum eine Ahnung. Was nicht farbig in der Flaſche glänzt, reizt ſie nicht, und was nicht auf der Zunge prickelt, taugt, meinen ſie, auch nicht für die Eingeweide. So haben ſie denn, ſtatt des nicht aufzutreibenden Biers, ſich an's Weintrinken gewöhnt und ſich natürlich ſchlecht dabei befunden, da eben dasjenige Klima, welches den beſten Wein reifen läßt, in unzähligen redenden Beiſpielen

Digitized by Google

dem Menschen die größte Enthaltsamkeit predigt. Weinbau aber taugte, nach der Lage von Herakli, noch am besten für den Betrieb der jungen Colonie, und es kann ihr nachgerühmt werden, daß sie dem Rebenstock edleres Blut zu entlocken verstanden hat, als es je früher einem Griechen gelungen sein mag. Es darf ihnen um dieses Verdienstes willen nicht zu schwer angerechnet werden, daß sie selbst die Haupttrinker in ihren Weinpflanzungen blieben.

Uebrigens kam ihnen, um den Vergleich so sehr zu Ungunsten der griechischen Winzer ausfallen zu lassen, die leidige Gewohnheit der letztern zu statten, allen Wein zu reziniren. Mit diesem Ausdruck wird der abscheuliche Kiengeschmack erläutert, welcher dem nationalen Wein künstlich beigemischt wird und jedem Trunk seine ursprüngliche Lieblichkeit benimmt. Nicht umsonst pflanzten die Bacchantinnen und Mänaden Pinienäpfel auf ihre Thyrsusstäbe. Dem Griechen war und ist der Zusatz des Pinienharzes ein unentbehrlicher Weinverbesserer.

Man ist versucht, einen Fluch des Bacchus in dieser nationalen Geschmacksverwirrung zu erkennen und sie haben ihn redlich verdient, wenn die Sage von der Ermordung des ersten Winzers in Attika Wahres berichtet. Er hieß Ikarius und empfing von dem reisenden Weingotte selbst, und zwar als Lohn für freundliche Herberge, die Kunde von dem köstlichen Gewächs. Als er aber mit dem ersten Most freigiebig seine Freunde berauscht hatte,

Digitized by Google

beſchuldigte ihn das Volk der Giftmiſchung und warf ihn in einen Brunnen. Hier ſcheint der Traubengott ihn im Stich gelaſſen zu haben — vielleicht in richtiger Erkenntniß des Vorzugs, welcher dem Waſſer doch einmal in ſo heißen Gegenden gebührt. Zum Erſatz für dies Ungemach wurde Ikarius ſammt Tochter und Hund unter die Sterne verſetzt, wie männiglich bekannt, die Eine als Jungfrau, der Andere als Arkturos und der treue Vierfüßler endlich als Hundsſtern.

Bei alledem ſagt man dieſem rezinirten Weine nach, er reize zu immer neuem Trinken. Während unſeres Ritts durch den Peloponnes haben wir uns faſt zu dieſer Anſicht bekennen müſſen, wie ſich denn überhaupt die Zunge bald an's Unvermeidliche gewöhnt, wenn die Kehle der Erquickung bedarf. Es wurden uns ſogar Fälle genannt, nach welchen gerade Deutſche allmälig auf griechiſchem Boden dieſem ſchmählichen Getränk völlig verfallen waren und es ſcheint faſt, als ob unſern Landsleuten, bei ihrer Vorliebe für Flaſche und Humpen, kein erhitzendes Getränk in ſüdlichen Ländern auf die Dauer unſchmackhaft bleibe.

Sehen wir von dieſen, der Colonie wohl verderblich gewordenen Gefahren und Uebelſtänden ab, ſo iſt kein Grund vorhanden, warum ſie bei Fleiß und Ausdauer nicht trotz der anfänglichen Kenntnißloſigkeit ihrer Mitglieder hätte gedeihen ſollen. Auch bezogen ſich die Klagen der Anſiedler nicht ſowohl auf die Verhältniſſe

Digitized by Google

im Allgemeinen als auf zufällige Wetterunbilden, welche sie z. B. schon drei Jahre nach einander mit Hagelschäden kurz vor der Weinreife heimgesucht hatten. Rechtes Behagen, auch im blos Aeußerlichen, läßt übrigens schon die armenviertelartige Anlage der Häuser selbst nicht aufkommen. Da der Boden nichts kostete, hätte füglich jedes Haus frei hingestellt werden müssen, so daß sich nach und nach diejenige örtliche Heimlichkeit darum zurecht finden konnte, welche unsere deutschen Bauernhäuser so ehrwürdig macht. Da hätte sich jetzt schon eine stattliche Anzahl schattiger Bäume im bunten Durcheinander um die vereinzelten Häuschen breit gemacht und ihnen jenen natürlichen Anstrich von Wohlhabenheit und Stetigkeit gegeben, dessen Geheimniß aus den ragenden Zweigen und den weitausgreifenden Aesten eines fröhlich gedeihenden Baumes uns entgegensäuselt. Grüne, buschige Gärtchen wären in seinem Schutze herangewachsen; man hätte das frischsprudelnde Wasser umhergeleitet, um dessentwillen die Ansiedler eben dieses Fleckchen Erde vor andern ihnen angebotenen aussuchten, und der wachsende Wohlstand des einen, der schmückende Fleiß des andern hätte im Laufe der Jahre einen spornenden Wetteifer hervorgerufen, der in der Freude am Gelingen die Kraft zu neuen Anstrengungen finden konnte.

Von diesem allen ist nichts berücksichtigt worden. Wie eine Taschenausgabe von Caserne liegt der klägliche Häuser-

Digitized by Google

winkel im Sonnenbrande da. Vor den Thüren zieht ſich etwas hin, was wie der Schemen eines Gartenplans ausſchaut und ſich bei einem Umfang von den erſten zwei bis drei Schritten im Gevierte ſchon ſelbſt als unnütze Zierde aufgegeben hat. Erſt hinter den Häuſern hat ſich der Verſuch, und mit beſſerm Erfolg wiederholt. Dort ſtehen Reben, Mandel-, Oliven-, Granat- und Maulbeerbäume, und führen den Beweis für die Willfährigkeit der Natur, wo ihr nur der geringſte gute Wille entgegenkommt.

Es iſt zu bedauern, daß dieſelbe Hand, welche deutſche Anſiedler hier pflanzte, nicht die weitere Sorge übernahm, ihnen wenigſtens eine Dorflinde, oder an deren Stelle eine Platane zu ſetzen, und daß man ſich in dem äußern Plane der Anſiedlung ſo ganz vergriff oder mit dem blos Allernöthigſten begnügte.

Aber noch jetzt würde einige Nachhülfe der angedeuteten Art nicht zu ſpät ſein. Die Königin begünſtigt in dieſem Sinn ihr Gut Carolinenhof. Außerdem hat ſie den üppig grünenden Palaſtgarten in's Leben gerufen, welcher für Athen ein wahres Paradies zu werden verſpricht. Auch die Straßen läßt ſie mit roſablühenden Melien und andern raſch wachſenden Bäumen bepflanzen, und ſo mag bei ihrer preiswürdigen Vorliebe für dieſe den Griechen abgehende Culturrichtung der Wunſch gerechtfertigt erſcheinen, ſie möge dem undeutſchen Ausſehen Herakli's durch freigebige Spenden aus ihrer Baumſchule zu Hülfe kom-

Digitized by Google

men. Sie wird ſich den Dank aller derer verdienen, welche jetzt mit wirklichem Bedauern dies Zerrbild einer deutſchen Colonie dem ſpöttiſch darauf hinabblickenden Ausland preisgegeben ſehen, preisgegeben in einem Lande, das ein deutſcher Fürſt regiert, das einer deutſchen Fürſtin den Namen Königin verſchaffte.

Um übrigens eine andere Seite, welche der Colonie nachtheilig ward, nicht ganz unerwähnt zu laſſen, ſei das Schickſal eines dieſer Anſiedler hier noch nacherzählt, wie ſich's nach ſeinem eigenen Bericht in Folge der bewußten Niederlage des Stockbayernthums im Jahre 1843 geſtaltete; Andern wird's ähnlich gegangen ſein.

Es war der erſte Coloniſt, dem wir beim Beſuch Herakli's begegneten. Sein Hutt und Ho! klang uns ſchon von weitem in die Ohren und hätte uns den „deutſchen Bruder" verrathen, wenn ſelbſt die den Griechen nicht eigene Gewohnheit, mit vierräderigen Ackerwagen und zwei Pferden zu fahren, ihn nicht ſchon auf den erſten Blick als Nichtathener gekennzeichnet hätte. Ein Spitz bewachte die Wagenladung und bellte uns gutheimiſch an. Der Fuhrmann ſelbſt, in kurzer Jacke, den Schlapphut über die ſtruppigen Haare gezogen, die braune Ahornpfeife in den Zähnen, ſchien noch heute in Kleidung, Haltung und Benehmen jenem ſchwer zu verkennenden Volksſtamm unverändert anzugehören, den der Witz der fliegenden Blätter in ſo bunten Farben ſchillern läßt. Meyer war ſein Name,

Digitized by Google

Ingolstadt seine Heimath, und seine Frau Marie stammte aus einem bayerisch-tyroler Dörfchen, dessen Namen er glücklich vergessen hatte. Zur Zeit, als der königliche Palast erbaut werden sollte, also um's Jahr 1836, errichtete der ehemalige königlich bayerische Cavallerist Meyer aus Ingolstadt eine Wirthschaft an den Marmorbrüchen des Pentelicus. Nach einiger Zeit schlug man ihm vor, seine Kenntnisse vom Fuhrwesen bei den Marmortransporten zu verwerthen, und statt der kleinen, unzureichenden griechischen Wagen größere nach deutschem Muster in Gang zu bringen. Er ging darauf ein, und schaffte nach und nach 14 Zugpferde an, wobei er sein ganzes bis dahin erworbenes Vermögen, etwa 1400 Gulden, feststeckte. Unglücklicherweise für ihn machte das Jahr 1843 einen häßlichen Strich durch die Rechnung. Nachdem Militär und Volk am 15. September jenes Jahres 10 Stunden lang den Palast des Königs belagert hatten, unterzeichnete dieser die Verfassung und schwor damit das Stockbayernthum ab. Die letzten Schwingungen dieses griechischen Erdstoßes warfen auch Meyer von Ingolstadt aus seinem deutschen Sattel. Waren ihm bisher die königl. Beamten geneigt und förderlich gewesen, so mochte er jetzt sehen, wie er mit den hellenischen Ministern von reinstem Wasser fertig würde. Irgend ein Christopulos oder Spiridion rückte in seine Stelle. Meyer aus Ingolstadt stand neben seinen leeren Wagen und neben diesen scharrten die

Digitized by Google

14 Pferde ungeduldig im classischen Sande, wie er selbst, ihr Herr und Ernährer, noch unmuthiger sich hinter den Ohren kratzte. Es war indessen nicht viel Zeit zu verlieren, die Pferde wollten fressen und der Hafer war durch die Fustanellen-Verfassung nicht billiger geworden. So mußten die 14 Pferde denn verkauft werden und zwar etwa zu einem Dritttheil des Kostenpreises.

Von da an ging es mit dem Marmorfuhrmann bergab. Man rieth ihm, sich einmal an den König selbst zu wenden. Ein wohlwollender Mann im Hofmarschallamt verfaßte eine Bittschrift, welche, wie üblich, mit der Gerechtigkeitsliebe der Majestät anhob. Im Schloßgarten wartete der Bittsteller dann die günstige Gelegenheit ab, sie dem König zu überreichen. Nachdem er in den Oleander-Verstecken ein paar Fußfälle eingeübt hatte, hörte er den Herrn des Marmorpalastes nahen. Einige Augenblicke später war das Papier glücklich überreicht, und Meyer stand wieder, gnädig entlassen, auf seinen eisenbeschlagenen Sohlen. Bald darauf wurde er in's Hofmarschallamt beschieden. Man sicherte ihm — mündlich — 2200 Gulden zu und erbot sich vor der Hand eine Abschlagszahlung von 700 Gulden zu leisten. Bei dieser Summe hatte es aber sein Bewenden, denn ein neuer Ministerwechsel verschüttete noch einmal die mühsam durch wohlwollende Hülfe ihm gebahnten Wege, und seitdem fand sich kein Palastbau, bei dem sich das Verlorne wieder nachholen ließ.

Digitized by Google

„Behüt Ihne Gott!“ schloß der Ingolstädter seinen kläglichen Bericht und knallte mit der Peitsche um die Ohren seiner zwei Pferde. „Nu hob ich einmal wieder die Leber frei geschwätzt, behüt Ihne Gott! daheim ist's freili besser!“

Wir hielten uns nicht berufen, ihm seinen Glauben zu trüben. In der Colonie jedenfalls war's nicht zum Besten bestellt, und die deutsche Sense, der deutsche zweispännige Pflug, die breite zweispännige Egge schnitten, ackerten und rauften um uns her, ohne dem Bild diejenige heimische Behäbigkeit zu geben, welche wir bei unserer Wanderung nach Herakli zu finden gehofft hatten. Möchten spätere Besucher über freundlichere Eindrücke berichten können!

Digitized by Google

Irrsinnige in Griechenland.

Einen der sonderbarsten Aufenthalte für Geisteskranke bietet das Kloster Daphne, zwischen Athen und Eleusis, in dem berühmten Engpaß gelegen, welcher die eleusinische Ebene mit der attischen verbindet.

Klöster sind an sich in Griechenland nicht eben von wohnlicher Beschaffenheit. Mit wenigen Ausnahmen befinden sie sich im Zustande der Auflösung oder gar des vollkommenen Verfalls, nicht sowohl ihrer sittlichen Haltung nach, als vielmehr um ihrer ganzen Einrichtung und Bestimmung willen, für die sich das Interesse überlebt hat.

So ist denn auch Daphne seinen ursprünglichen Zwecken entfremdet worden. Die Mönche haben ihre Sandalen und Talare weggeworfen, und sich unter das Volk gemischt, oder als Popen ein Unterkommen gefunden. Die Zellen stehen leer, die Kirche ist kaum noch zugänglich; Lorbeer, Myrte und Oelbaum gucken in fröhlicher Sicherheit aus dem eingestürzten Refectorium hervor, und wo die Küche vor Zeiten die schmale griechische Klosterkost spendete, da

Digitized by Google

haben sich unsere Maulthiere mit Sack und Pack im wuchernden Farrenkraut gelagert, während unsere Pferde den wasserarmen Brunnen beschnuppern, welcher den Mittelpunkt des Klosterhofs bildet.

Große Marmorquadern gaben diesem vormittelalterlichen Bau an einigen Stellen ein antikes Ansehen. Sie sind dem Apollo-Tempel entliehen, welcher früher auf dieser Stelle stand und das Schicksal der meisten vorchristlichen Andachtsstätten theilte: die Fundamente herzugeben zu einem Gotteshause der nachdringenden Religion.

Drei jonische Säulen zierten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die eine Seite der Klosterkirche. Lord Elgin, der antiquarische Plünderer, mißgönnte auch ihnen das Verbleiben im Vaterlande des Apollo-Cultus, sie sind nach England verschleppt worden. Andere Marmorfragmente von vorzüglicher Arbeit dürften, allem Anschein nach, dem Venus-Tempel entnommen worden sein, welcher unter dem Apollo-Tempel lag, und dessen Attribute in weißen Tauben aus Marmor zu Tag kamen.

Man sieht, der Aufenthalt hat eine Menge sinniger Bezüge, welche auf das Leben außerhalb dieser verwitternden Mauern zurückdeuten: die Liebe, die arge Sinnverwirrerin, hatte ihren blumengeschmückten Altar in nächster Nähe, der Gott dem „der holde Wahnsinn die Lippen zum Gesang regte", wurde an dieser Stelle verehrt. Und nun flüchten in Hoffnung auf Genesung in den zweifelhaften

Digitized by Google

Schutz dieser Trümmer diejenigen Unglücklichen, welche in lichten Stunden sich Heilung dort versprechen, wo immer der taube Lärm der Tagsgeschichte sie nicht erreicht.

Die wenigsten mögen genesen heimkehren, und in der That, wer irgend Anlage zum Tiefsinn in sich birgt, läuft in dieser Einsamkeit Gefahr, schon allein an den Räthseln menschlichen Glaubens und Unglaubens, deren zerrissene Fäden hier durcheinander flattern, zum unheilbaren Grübler zu werden.

Von einer vorsorglichen Anstalt im Sinn europäischer Irrenhäuser ist hier und überhaupt in Griechenland keine Rede. Dergleichen giebt es nicht einmal in Athen, und wer das Unglück hat, seiner Geisteskräfte nicht selber mehr mächtig zu sein, für den ist außerhalb des eigenen Hauses in keiner Weise gesorgt. Wir werden weiter unten einzelnen solcher Unglücklichen begegnen. Hier in Daphne beschränken wir uns auf einige kurze Andeutungen.

Der ganze Bau ist seit Jahren sich selbst überlassen worden. Im Kriege gegen die Türken hat er, wie noch eine Menge Kugeln in den Mauern beweisen, bei der Vertheidigung des wichtigen Daphnepasses zum letztenmal eine Rolle gespielt. Die byzantinischen Fresken und Mosaiken der Kirche zeigen manchen muselmännischen Prallschuß, und an vielen Stellen haben Yataghan-Hiebe die Köpfe und Hände der Heiligen entstellt. Im Klosterhofe liegen die Zellen in zwei Reihen übereinander, die untere zu

Digitized by Google

ebener Erde, die obere von einer Holzgalerie umgeben. Einige stehen offen und man blickt in viereckige leere Räume hinein, denen jede Ausstattung fehlt; andere haben Holzthüren mit einer vergitterten Oeffnung, durch welche hin und wieder eine Hand oder ein Antlitz sichtbar wird; noch andere verrathen einen Versuch durch Tisch und Stuhl, durch eine Lampe oder ein Buch das Einerlei des schmucklosen Raums weniger erdrückend wirken zu lassen. Wir ersteigen eine rohe Holztreppe und sind auf der Galerie. Hier wünscht ein armer Teufel von Malteser unsern Rath. Man hat ihn mit seinem Herrn hierher geschickt, da die Aerzte dem letztern nicht zu helfen wissen. Unter den vielen leeren Zellen hat der Malteser sich die geräumigste ausgesucht, und nun wartet er bereits manchen Monat lang der gepriesenen Wirkung dieses trostlosen Orts, dessen übrige Insassen schon hinreichen würden, um den nüchternsten Menschen in Jahr und Tag mit fixen Ideen anzufüllen. „Da liegt mein kranker Herr", sagt er mit dem Ausdruck trauriger Ergebung, „seine bösen vierzehn Tage sind eben im Anzuge."

Seine bösen vierzehn Tage? Was fehlt ihm?

Auf dem Strohsacke nahebei bewegt sich der Kranke, ein Mann von etlichen dreißig Jahren. Der Malteser geht zu ihm, redet ihn an und erhält eine sanfttönende, aber zusammenhanglose Antwort.

„Was ihm fehlt?" erwiedert der Diener dann, „ihm

Digitized by Google

fehlt periodisch der Verstand, und zwar ist allemal ein Zwischenraum von vierzehn solchen Tagen zwischen einer völlig geistesklaren Zeit von etwa 37 bis 39 Tagen. Alle Arzeneien verschlagen nicht."

Wir erkundigen uns weiter und hören noch, daß Blutandrang zum Gehirn für die Ursache des Uebels gilt.

Aber von einem Arzte weiß dieser verzweifelte Curort nichts. Die frische Luft, das gute Wasser sollen Alles thun. Man begreift, wie wenig sie im Stande sind, ohne sonstige Pflege und Mittel den Leidenden aufzuhelfen. Wir mußten der magnetischen Hand des Irrenfreundes Czippi aus Steyermark gedenken, der so manches zerstörte Geistesleben wieder in's Geleise brachte; auch die glücklichen magnetischen Curen des Dr. Watson in einem Irrenhause Londons fielen uns ein; er hatte in nicht gar langer Zeit vierzig Irre wieder hergestellt. Wie manche Hülfe wäre hier zu spenden gewesen. So weit unsere Kenntniß von dieser Behandlungsweise reichte, gaben wir sie auf die Bitten des Malteſers zum besten, und er erwies sich bei dem an unserm Führer gemachten Proben gelehrig genug, aber wem ist in Daphne aus Schwermuth herauszuhelfen!

Wir hatten uns einem Anbau zugewandt, von wo aus ein naher Blick auf die Deckmosaiken der Kirche möglich sein sollte, als wir plötzlich vor einem ältlichen Herrn standen, welcher sich oben auf diesem Anbau in einer Art

Digitized by Google

Thurmkammer eingerichtet hatte. Er grüßte uns sehr freundlich, drückte sich gewandt in italienischer Sprache aus, dann auch in französischer, und stellte sich uns als Bibliothekar des Senats vor. Da wir uns in einem Zufluchtsort von Irren befanden, setzten wir einiges Bedenken in die Thatsächlichkeit dieser Mittheilungen, doch bestätigte unser Führer uns nachher, daß der alte Herr in der That jene Stelle ausfülle, sich aber von Zeit zu Zeit wegen Ueberarbeitung und ihrer Folgen hierher zurückziehe. Wir hüteten uns, ihn durch Fragen über die Veranlassung dieser luftigen Sommerresidenz in Verlegenheit zu setzen, doch hielt er selbst für angemessen, sie auf Rechnung eines Fieberanfalls zu schreiben, dem am besten durch Luftveränderung zu begegnen sei. Wir wünschen von Herzen, daß er seitdem keine Ursache zu ähnlichen Ausflügen nach Daphne gehabt haben möge. Seine freundlichen Anerbietungen zur Ausbeutung der mancherlei bibliothekarischen Fundgruben mußten wir leider wegen Ueberfülle anderweitiger Ansprüche an unsere Zeit unbenutzt lassen.

Wir haben seitdem noch ein anderes Kloster kennen gelernt, das außer dem Aufenthalt der Mönche auch der Bestimmung dient, Irre zu verpflegen, oder besser gesagt, unter Schloß und Riegel zu halten, denn weiter erstreckt sich die Sorge für diese Unglücklichen nicht. Das Kloster, dessen wir hier gedenken, heißt Burkano und liegt an einem Abhange des Berges Evas, unterhalb des Berges Ithome,

Digitized by Google

Hier wäre in Wirklichkeit ein Punkt, wo die Seele von manchen zerrüttenden Eindrücken sich sammeln und erholen könnte, und wenn die griechische Regierung einmal für innere Verbesserungen Zeit finden sollte, statt immer von einem griechischen Weltreich zu träumen, so würde sie gut thun, hier ihren Irren Asyl zu geben. Fügen wir gleich hinzu, daß jetzt die wilden Thiere in Menagerien besser daran sind, als diese armen irren Klosterpfleglinge. Als wir den Mönchen im Klosterhofe zuschauten, wie sie sich mit Knochenspielen vergnügten, belästigte es keinen unter ihnen, daß kaum zwanzig Schritt seitab die armen Eingesperrten in ihren zu ebener Erde gelegenen, fensterlosen, stallartigen Zellen heulten und winselten. Am Fuß einiger Thüren war zum Durchschieben der Nahrungsmittel ein Loch angebracht, das einzige Lichtloch zugleich, durch welches sie mit der Welt außerhalb ihrer Käfige in Verbindung blieben. Durch diese Oeffnung kam nun bald ein Stock hervor, bald ein Taschentuch, bald eine Hand, lauter Versuche, den zerrissenen Verkehr mit der Außenwelt nothdürftig wieder anzuknüpfen. An irgend eine Heilmethode war nicht zu denken. Man hatte dem Kloster diese lästigen Gäste aufgenöthigt, wie das in ganz Griechenland Brauch zu sein scheint, und die Mönche ertrugen die Unannehmlichkeit, indem sie ihrer möglichst wenig gedachten.

Für uns minder Abgehärtete war der Gegensatz dieses menschlichen Elends zu der üppigen Schönheit der Natur

Digitized by Google

ringsum nur um so empfindlicher. Messenien ist noch immer das gesegnete Land, das schon den Spartanern zu lockend war, als daß sie es nicht unterjocht hätten. In des Klosters Nähe steigt man zu den wohlerhaltenen Trümmern der alten Heldenstadt Messene hinauf, des schönsten Musters hellenischen Festungsbaues, dessen Mauern durch nicht weniger als 30 riesige Quaderthürme bewacht wurden. Sieben stehen noch heute unerschüttert. Epaminondas war ihr Erbauer, und sie boten den Spartanern ein trotziges Denkzeichen an die Schlacht von Leuktra, welche das Joch der Spartaner von dem Nacken der Messenier schüttelte.

Aber wie schön, wie anziehend ist dieser Landstrich, auch wenn seine sagenreiche Geschichte unsere Theilnahme nicht schon gefesselt hätte. Wir brauchen nicht von der „sandigen Pylos" drüben, der wohlgebauten Stadt des Nestor, Kunde zu haben, um unsern Blick mit Freude über die fernen Reste dieser altehrwürdigen Hügelveste auf's azurblaue Meer schweifen zu lassen, wo die griechischen Segel wie Möven über die Fluth hingleiten. Wir brauchen der blauäugigen Tochter des Donnerers nicht zu gedenken, und ihres Zwiegesprächs mit Nestors götterfürchtigem Sohn Pisistratus, um mit Entzücken hier, wo Homer ihrer erwähnt, das schönste Landschaftsbild zu überschauen und die glühende Schlange von Oleandergebüschen auf ihrer Wanderung thalabwärts zu verfolgen, dem Gebirgs-

Digitized by Google

bache nach, welcher seit Monaten versiegte. Denn es giebt kaum etwas lachenderes als dieses Thal und kaum etwas farbenüppigeres als jene mächtigen Rosenlorbeerguirlanden, die in haushohen Büschen sich zwischen Stacheleichen, wilden Birnbäumen, Platanen und griechischem Ginster bergab winden, und welchen der starke südliche Nachtthau reichlichen Ersatz für die verschwundenen Gebirgswasser zu bieten scheint. Wenn aber ein Freund jener götterbelebten Zeit den Telemachus hier zu erblicken glaubt, wie er auf dem Wege zu dem rathspendenden Nestor diese kahlen Ufer noch mit trotzigen Eichen- und Wallnußbäumen bewachsen fand, so sieht ein mehr der Gegenwart zugewandtes Auge mit Freuden den Fleiß des Winzers und Korinthenbauers jede fruchtbare Stelle bepflanzen, Datteln, Oliven und Orangen ernten und allmählich die Spuren der Verwüstung tilgen, welche nicht mit einem Schlag überwunden werden können.

Denn eben diese gesegnete Gegend hat noch während des Türkenkriegs ungemein gelitten. Man weiß, daß die Griechen zu allen Zeiten schlechte Waldhüter waren, und mehr Schiffsholz fällten, als nachwachsen konnte. Wo immer das Holz nur wegschaffbar ist, hat man es seit Langem ausgerodet. Aber wüster noch wirthschafteten die Türken. Ganze Waldungen haben sie niedergebrannt, und häufig ohne irgend nachweisbaren Zweck und Nutzen. Und gerade hier hatte der Muselmann, ehe er der europäischen Uebermacht erlag, Zeit genug zu verwüsten, was sich auf

Digitized by Google

die Dauer nicht als Eigenthum erhalten ließ. Navarino denkwürdigen Andenkens liegt dort in der Tiefe am blauen Meerbuſen; man erkennt deutlich die venetianiſchen Befeſtigungsreſte, den ſchönen 12—19 Faden tiefen Hafen, in welchem die osmaniſche Flotte unter Ibrahim Paſcha, 81 Segel ſtark, vor Anker lag, man ſieht den ſchmalen Waſſerpaß, welchen die engliſche, franzöſiſche und ruſſiſche Flotte am 20. October 1827 forcirten, um im Hafen ſelbſt die türkiſche Flotte zu vernichten. Bekanntlich gelang es den Verbündeten in vollſtem Maße. Nur eine Fregatte und 15 kleinere Schiffe blieben ſeefähig. Alle übrigen wurden in den Grund geſchoſſen, oder von den Aegyptiern und Türken mit fanatiſcher Todesverachtung in die Luft geſprengt.

Wir mußten dieſes blutigen Tages gedenken, als unſer Führer uns fragte, ob wir vorhin den Roßſchweif beobachtet hätten, welchen einer der Eingeſperrten durch das Futterloch in der Thür hinausgehalten habe. Man ſage, fügte er hinzu, unter den Irren befänden ſich noch drei hochgeſtellte Türken oder Aegyptier, welchen bei dem Gemetzel von Navarino das Licht des Geiſtes ausgeblaſen worden, und er ſchien der Meinung, der Vorzeiger des Roßſchweifes werde im goldenen Horn den Rang eines Paſcha's bekleidet haben.

Uns erinnerte dieſe ſagenhafte Namenloſigkeit der hier eingeſperrten Perſonen an eine Schilderung, welche uns

Digitized by Google

der Lloydagent, Herr Beck, im Piräus von einem ihm zu Geſicht gekommenen derartigen Aufenthalt in Magneſia entworfen hatte. Fünf der dort verwahrten Irren waren völlig nackt geweſen, und ihre Kette hatte ihnen kaum Bewegungsfreiheit genug gelaſſen, um ihr Strohlager von der Verpeſtung frei zu halten, welche der Mangel jeder Reinlichkeitsvorkehrung zur Folge haben mußte. Einer der ſo Feſtgehaltenen erwies ſich noch überdies als klaren Geiſtes und ſeine Anklagen gegen habſüchtige Verwandte, die ihn hier gefangen hielten, erſchienen ſo glaubhaft, daß ſich auf Herrn Beck's Veranlaſſung der preußiſche Conſul für ihn verwendete, wir wiſſen nicht mit welchem Erfolg.

Aber wenden wir uns von dieſem traurigen Bilde ab. Im ganzen Orient ſcheint das Loos der gefangen gehaltenen Geiſteskranken ein über alle Beſchreibung bejammernswerthes.

Weit minder elend ſind diejenigen, deren ſich Niemand annimmt, d. h. nach hier landläufiger Auslegung: deren Freiheit man nicht einzuſchränken braucht. Obſchon unſere Reiſe kaum zwei Monate umfaßte, ſahen wir ſolcher unſchädlichen Menſchen doch nicht ganz wenige. Gleich auf dem Wege von Sparta nach Leondari geſellte ſich einer derſelben zu uns. Wir hatten eben Mittagsraſt zu machen begonnen, und unſer Führer war im offenen Felde mit ſeiner Kochkunſt im beſten Gange. Der neue Gaſt, ein Greis von 70 Jahren, zeigte indeſſen nichts weniger als Abſichten

Digitized by Google

auf unſer Mahl. Im Gegentheil lehnte er ab, was wir ihm zum Eſſen in die Hand gaben, und ſagte mit kläglichſter Stimme: Reiſende brauchten ihre Mundvorräthe nöthiger, als einer, wie er. Erſt auf vieles Zureden der zuſammengelaufenen Hirten und Hirtinnen ließ er ſich bewegen, Datteln und trockenes Brod zu nehmen. Er war in der Gegend heimiſch und Allen wohl bekannt. Seine Verrücktheit beſtand in der Furcht vor einem, wie er ſagte, in allen Häuſern wohnenden Teufel. Um dieſem nicht in's Garn zu fallen, ſchlief er immer im Freien. Seine Sohlen waren hart wie Eiſen. Sein Weſen hatte etwas Unſtätes, und nirgend hielt er lange aus. Frühmorgens war er ſchon, um kühles Waſſer zu trinken, hoch oben am Taygetus geweſen. Jetzt hatte ihn der Schatten der Nußbäume herabgelockt. Man kannte ihn ſchon 18—20 Jahre in dieſem Zuſtande, und ein alter Hirt wollte wiſſen, daß bei jenem im Hauſe ehemals in Wahrheit der Teufel ſein Weſen getrieben habe, bis er allenthalben Teufel zu ſehen glaubte und davon lief. Die Weiber, welche uns umſtanden, wollten von dieſer Auslegung nichts wiſſen. Der Alte ſaß unſtät umherblickend dabei, und aß mit ſchüchterner Langſamkeit was wir ihm aufnöthigten.

Einen Menſchen, auf den das Wort Narr mehr paßte, ſahen wir auf dem Dampfboot, das uns von Syra nach Athen brachte. Er hatte eben noch Witz genug, um durch einfältige Antworten die Neckereien des Second und die

Digitized by Google

Lachluſt einer jungen Griechin im Reifrock und Pagenhut bei friſchem Athem zu erhalten. Im übrigen verrieth ſeine excentriſche Kleidung und die ihm völlig unverſtändliche Ordnungswidrigkeit ſeiner Bewegungen, daß er mit ſich ſelbſt nicht mehr im Klaren war. Die weißgeſchminkte junge Schöne lachte und ſpaßte denn auch mit ihm, als tauge er eben noch zum Spielzeug.

In gleicher Weiſe war auf unſerer Rückfahrt nach Trieſt ein Veroneſer der Gegenſtand allgemeiner Beluſtigung. Er mochte etliche vierzig Jahre zählen, und kündigte ſich ſchon durch die Einfachheit ſeines Benehmens als ein Mann an, der unbemerkt bleiben möchte. Dennoch hatten die Paſſagiere des zweiten Platzes nicht ſo bald bemerkt, daß ein ſolcher Leidender in ihrer Mitte ſei, als ſie ſich ſeiner bemächtigten, und während der ganzen Reiſedauer ihn, wo er ging und ſtand, zu ihren närriſchen Fragen- und Antwort-Spielen preßten. Wir fürchten ſehr, er wird noch ein gut Theil geiſteswirrer nach Verona gekommen ſein, als er von Konſtantinopel abgeſchickt wurde. Einmal brach er Nachts in die Damencajüte ein, und verjagte zwei dort einquartierte Franzöſinnen des erſten Platzes, die Wittwe eines Arztes aus Pera und ihre junge Schweſter. Es koſtete, trotz ſeiner Gutmüthigkeit, große Mühe, ihn wieder aus der eroberten Kabine hinaus und in ſeine Kleider hineinzuſchwatzen, deren er ohnehin einen Theil gern zu jeder Zeit über'm Arm trug.

Digitized by Google

Es konnte übrigens auch wohl nur in diesen Breiten vorkommen, daß ein Geisteskranker auf eine so lange Reise wie die von Konstantinopel bis Verona geschickt wurde, ohne einen Begleiter stellen zu müssen.

Sonderbarer Weise sind unter den Lloyd-Capitänen selbst in den letzten Jahren zahlreiche Fälle von Tiefsinn vorgekommen, ohne daß man bis jetzt über Vermuthungen hinsichtlich der Veranlassung dieser Erkrankungen hinausgekommen zu sein scheint. Man nannte uns nicht weniger als vier Capitäne und einen Second oder Unter-Capitän.

Wir haben im Vorstehenden einige Seiten griechischer Zustände berührt, welche der westeuropäischen Cultur noch ein brachliegendes Ackerfeld bieten. Vergessen wir nicht hinzuzufügen, daß im Süden vieles in anderm Licht als bei uns im Norden erscheint. Das Recht der freien Bewegung und der Bewegung im Freien ist in der That in der schönsten Natur eine größere Lebensfrage, als in einer Gegend, welche — um mit Voltaire zu reden — 9 Monate Winter und 3 Monate schlechtes Wetter hat.

Es ist bekannt, daß z. B. das schöne Albergo dei Proveri in Neapel selten ganz gefüllt ist, weil die Armuth zwischen vier Wänden im lustigen Neapel drückender ist, als die Armuth unter freiem blauen Himmel. Aehnlich verhält es sich mit den geistig Verarmten. Es beleidigt wohl unser Gefühl, ein Gebrechen dieser Art in seiner Nacktheit zum Gegenstand des wohlfeilen Zeitvertreibs

Digitized by Google

gemacht zu sehen, aber um gerecht zu sein, müssen wir zugeben, daß den armen Irren ein gut Theil Elend aufgebürdet würde, wollte man sie, aus Achtung vor ihrem Leiden, dem Verkehr mit Menschen entziehen. Es ist wahr, ihr Geist findet sich schwerlich wieder auf die rechte Fährte zurück, so lange alle Welt an ihren Narrheiten zu eigener Belustigung dreht und wendet. Aber ehe man wünschen darf, daß sie dem öffentlichen Verkehr wie bei uns entzogen werden, muß die Möglichkeit angebahnt werden, für ihre Wiederherstellung zu sorgen. Und hierauf sollte die Regierung des Königs Otto je eher desto lieber bedacht sein.

Uebrigens erinnert dies ganze Thema an die Leiden des Ritter Don Quixote de la Mancha. Wahrlich! Nur aus einem südlichen Volk konnte ein Buch hervorwachsen, das uns von Anfang bis zu Ende auf Kosten eines Verrückten so arglos bei guter Laune erhält.

Digitized by Google

Griechiſche Nächte.

Nächte unter ſüdlichem Himmel haben in ſchöner Jahreszeit ihren oft beſungenen, eigenthümlichen Reiz. Die Inſelgriechen, welche den letzten Platz auf unſerm Dampfboot inne hatten, erfreuten ſich regelmäßig des Schlummers im Freien und beneideten ſchwerlich die heißen Cajütenbetten der Mitreiſenden auf dem erſten und zweiten Platze. In der That wußten ſie ſich beſſer und behaglicher einzurichten, als es einem von uns andern möglich geweſen wäre. Kein Grieche, welcher zur See geht, wird ſeinen Teppich vergeſſen, auf dem er ſich's zu jeder Tageszeit bequem macht und welcher ihm aller Orten die unentbehrlichſten Dienſte leiſtet. Denkt er eine Nacht an Bord zuzubringen, ſo kommt noch eine weitere Anzahl Decken hinzu. Das volksthümliche Schafsfell vollendet die Ausrüſtung. Daß er ſolcher Art nicht mit dem Mantelſack unterm Arm gehen und kommen kann, macht ihm wenig Umſtände. Zu Fuß läßt ſich's in Griechenland doch einmal nicht wandern; ein Pferd, ein Eſel, ein Maulthier wird immer bei

Digitized by Google

seiner Abreise oder Ankunft nöthig sein, er komme nun leichter oder schwerer bepackt.

Somit bietet das Verdeck eines Dampfboots in diesen Gewässern zu jeder Stunde den Anblick einer Art türkischen Lagers, und die malerisch gekleideten Gestalten beschäftigen das Auge des Beobachters fortwährend auf die mannichfaltigste Weise. Sobald aber die Dunkelheit einbricht, wird das Bild noch anziehender; denn nun ist Jeder bemüht, den eroberten Platz zu einer Art Schlafstelle einzurichten, und die abenteuerlichsten Erfindungen suchen diesem Zweck nach Möglichkeit zu entsprechen.

Der Bootsmann des Dampfers leistet dabei hülfreiche Hand. Kisten und Kasten, Säcke und Ballen werden als schützende Wände, als Rücklehnen, als Kopfkissen benutzt. Die Wetterseite könnte bei einiger Gefälligkeit seitens des Bootsmannes durch ein unbenutztes Segel geschlossen werden, und da man mit Recht auf den Lloyd-Dampfern auch die Passagiere des letzten Platzes mit Menschenfreundlichkeit behandelt, so wird die schützende Leinwand ohne Verzug ausgespannt.

An einer andern Stelle hat dieselbe helfende Hand eine Art Zelt hergerichtet, denn eine Mutter mit drei kleinen Kindern ist dort in ihre Decken gekrochen und wird Mühe haben, das Kleeblatt die Nacht über vor Erkältung zu schützen.

Ganz nahe an der Cajütenthüre des ersten Platzes sitzt

Digitized by Google

ein Krämer aus Ithaka und dreht die Papiercigarette zwiſchen den Fingern. Seine Fuſtanelle leuchtet weithin. Er hat die Beine nach türkiſcher Art untergeſchlagen und den Rücken gegen einen großen Korb gelehnt, den er von Zante mit an Bord brachte. Rings um ihn her duftet's wie im Garten zu Schiras, denn in dem Korb ſind friſche Roſenblätter, aus denen er feines Oel preſſen wird, und die Roſen von Zante, wie alle duftenden Blumen dieſer Himmelsſtriche, haben eine Duftfülle, die uns Nordländern faſt betäubend erſcheint.

Ein junges Ehepaar aus Korfu, deſſen zierliche Kleidung wir bereits im Nachmittagslicht bewunderten, ruht, nun die Dunkelheit hereinbrach, auf breitem Teppich jenſeits des duftſpendenden Korbes. Eine gemeinſame Decke umſchließt ſie. Ihr Platz iſt geſchützt und die Nacht thut noch von ihren verhüllenden Schleiern hinzu. Nur wenn der Krämer ſeine Cigarette anzündet, giebt's eine flüchtige Beleuchtung der lieblichen Gruppe, und dann ſcheint nur noch die Nachtigall zu fehlen, um uns in Gedanken unter den Himmel des Hafis zu verſetzen — wenn ja das Land des Anakreon noch nicht genug der Reize böte.

Aehnliche, aber immer wechſelnde Bilder bringt faſt jede Nacht in den joniſchen Gewäſſern. Da hat ſich ein Trupp Montenegriner zuſammengethan, ſchmutzige Geſellen, deren Zeitvertreib den Tag über in der Beſchäftigung beſtand, aus einer mächtigen Süßwaſſertonne mit-

Digitized by Google

telst eines Thonpfeifenstiels den unlöschbaren Durst zu beschwichtigen. Sie gehen auf Arbeit nach dem goldnen Horn, welcherlei Arbeit, das ist nicht leicht zu errathen, da ihnen nur das Waffenhandwerk geläufig ist und die Türkei eben jetzt bei Grahowo sich ihrer Handschare nur mit Mühe erwehrte. Ihre Tracht ist hübsch genug. Allen gemeinsam — und es sind ihrer dreißig — ist die ärmellose Jacke von rother Baumwolle mit Goldborte, welche schräg geknöpft wird und unten am breitesten ist. Im dicken rothen Hüftenshawl stecken Dolche, Pistolen und eine lederne Patrontasche. Auf den langen, oft auffallend dünnen Haaren sitzt der rothe Feß mit schwarzer Troddel, bei einigen mit seidenen Schnüren kunstvoll verziert. Blaue kurze Beinkleider, graue Gamaschen, graulederne Schnabelschuhe, mit Stricken über dem Spann zusammengehalten, der Rock von grangelbem Wollenstoff, alles heimisches Machwerk — so ist ihre Ausstattung. Einige sind noch junge Burschen mit glattem Kinn, wenn auch nicht so ganz jung, wie der Mangel des den Bergvölkern spätkommenden Bartschmuckes sonst vermuthen ließe. Zwei der jüngern Montenegriner haben die kleinsten Köpfe, die wir je sahen. Sie erinnern an die Söhne des vatikanschen Laokoon, bei denen ein ähnliches für jugendliche Gestalten so ungewöhnliches Verhältniß der Kopf- und Körperlänge manchen nordischen Beschauer schon in Staunen setzte.

Digitized by Google

Andere Gruppen ſind modernern Anſtrichs, aber nicht minder ſüdlich in ihren Phyſiognomien; der alte Herr dort trägt zwar weſteuropäiſche Kleider und ſeine Tochter darf, trotz dem flammenden Purpur ihres Shawls, für ebenſo wenig nationalgriechiſch in ihrer Kleidung gelten. In irgend einer nordiſchen Hauptſtadt würde man ſie jenem gewitzten Volke zuzählen, das ohne Taufe durch's Leben geht. Hier, dem orientaliſchen Schnitt der Geſichter ſo nah, erregt die Verſicherung, ſie ſeien Griechen und zwar aus Syra, kein Zweifel, und der Zuſatz, ſie reiſen zur Einziehung einer großen Erbſchaft nach Athen, gilt unſern Seconds für ſo glaubhaft, daß die Tochter ſich der größten Aufmerkſamkeiten zu erfreuen hat. Trotzdem fahren ſie auf dem dritten Platz, campiren ſchon manche Nacht unter freiem Himmel, und wenn das Meer Abends zu leuchten beginnt, der Dampf des Schlot's ſich röthet, der Thau ringsum alles mit Perlen beſprengt, und die übrigen Genoſſen der Seefahrt ſich zum Schlummer zuſammenthun, da wickelt ſich auch die junge Griechin feſter in ihren Purpurſhawl, der Vater zieht ihr den Teppich bis über den Mund und kauert, ebenfalls in ſeine Decke gehüllt, als Wache neben ihr am Boden nieder, und die nachtwandelnden Paſſagiere der heißen Kajüte ſehen ſie noch eine Weile durch die ſchwarzen Wimpern blinzeln, bis der Schlaf dem lieblichen Spiele ein Ende macht.

Auf dem großen Eildampfboot, das uns von Griechen-

Digitized by Google

land heimführte, war eine weit minder bunte Genoſſenſchaft beiſammen, wenn ſchon der Kopfzahl nach mehr Paſſagiere an Bord ſein mochten. Schon daß die erſte Cajüte diesmal überzählig war, konnte als Maßſtab für das Vorhandenſein mehr weſteuropäiſcher Elemente gelten. Auch dieſe aber ſahen ſich durch die Ueberfüllung aller Räume zu manchem Verzicht auf heimiſche Bequemlichkeiten gezwungen, und es gab viele unfreiwillige Nachtwandler, die ſich im Geplauder mit ſpätwachen Reiſegefährtinnen zu tröſten ſuchten. Damen aus Konſtantinopel, aus Korfu, aus Zante, aus Syra waren unter dieſen ſchlafloſen Paſſagieren. Die moderne Kleidung verwiſchte indeſſen die Kennzeichen der Nationalitäten, und das Ohr allein erfreute ſich noch ihres bunten Gemiſches, wie ſich's, wenn nicht immer in der Landesſprache, ſo doch im viel verſchiedenen Dialekt verrieth. Auf dieſem Gebiet gab es überhaupt für den Sammler reiche Ernte, und zwar vor allem, wenn die hereinbrechende Dunkelheit den Gedankenaustauſch in dem Maß belebte, wie das Auge zur Unthätigkeit verurtheilt war. Die Commandoſprache im adriatiſchen Meere iſt die italieniſche; dazwiſchen ließen ſich croatiſche, illyriſche, neugriechiſche Laute vernehmen, denn ſchon die Schiffsmannſchaft bildete unter ſich ein Babylon von Sprachen, wie es nur in dieſen Meeren vorkommt. Und dabei waren die Maſchiniſten noch Engländer. Nebenher dominirten ſächſiſche, frankfurter,

Digitized by Google

deutſch-ungariſche, wieneriſche Laute unter den Inſaſſen der erſten Cajüte. Die Anweſenheit einer Geſellſchaft junger ungariſcher Edelleute, welche ſich Sebaſtopol angeſehen hatten, brachte zuweilen das Magyariſche in den Vordergrund. Ein franzöſiſcher Philolog, welcher von den heiligen Stätten heimkehrte, ein Paar Franzöſinnen aus Pera, ein ſie begleitender Abbé und noch einige weitere Stammverwandte ließen zeitweilig die Converſation völlig in die Sprache Molières umſchlagen.

Gegen Mitternacht verſtummte nach und nach dieſer Wirrwarr. Wer ein Lager unterm Verdeck gerettet hatte, zog ſich in ſeine Nachtbehauſung zurück. Die minder vom Schickſal Begünſtigten fanden hier oder da erwünſchte Schlupfwinkel. Eine Weile noch, und das Knarren des Steuerrads, der Schritt der Wache — Capitän und zweiter Lieutenant abwechſelnd mit erſtem Lieutenant und Bootsmann — das Aechzen des Gebälks, das Schnauben der Räder und das Stampfen der Maſchine waren alles, was noch von den Stimmen der Nacht vernehmbar blieb.

So etwa wurde es Abend und Nacht, ſo lange wir zwiſchen Himmel und Waſſer ſchwebten, zwei ſtürmiſche Nächte abgerechnet, welche mehr Bewegung und mindere Neigung zum Beobachten brachten.

Aber abweichender noch von den Gewohnheiten der heimiſchen Klauſe waren die Nächte, welche wir auf griechiſchem Boden verlebten.

Digitized by Google

Wen hat es nicht an manchem schönen Sommerabend einmal gelüstet, im Sternenlicht sein Lager aufzuschlagen, der schwülen Schlafkammer untreu zu werden und, wie Goethe in seinen Briefen an Frau von Stein zuweilen berichtet, in seinen Mantel gehüllt die Nacht unter freiem Himmel halb zu verschlafen, halb zu durchwachen? Wen jammert nicht die erhabene Schönheit, welche Nacht für Nacht unbeachtet und ungenossen über unsern Häuptern dahinrollt, der Kreislauf der Sterne, der wachsende oder schwindende Glanz der Mondessichel, der ferne Wiederschein des Tagesgestirns, wie er sich langsam, langsam am nördlichen Himmelsrande gen Osten bewegt, um dort im Aufgang fast allmorgendlich verschwenderische Farbenzauber über den Himmel zu verstreuen — die wir in unsern Betten verträumen. Und nun die mannichfachen Stimmen noch, welche die Stille unterbrechen, das Quaken der Frösche, das Glockenläuten der Unken, der knarrende Ruf des schnellfüßigen Strohschneiders im wogenden Saatfeld, das lang ausholende Klagen der Mauereule, die Nachtigall zuletzt mit ihren freien Phantasien, die frühe Lerche endlich, das kurzschlafende Geschlecht der Steinschmätzer, und wie die kleinen Wächter und Wecker alle heißen, die sich's nicht nehmen lassen, munter und frischauf zu sein, wenn uns Menschen die Binde des Schlafs noch um die müden Augen liegt.

Nun wohl, ein Ritt durch Morea giebt Gelegenheit

Digitized by Google

in Fülle, Verſäumtes dieſer Art nachzuholen. Gleich die erſte Nacht unſerer Reiſe verwies uns auf ein Zeltlager. Der Boden um Megara war trocken, die erſte Hälfte des Maimonds hatte wenig Regen gebracht; der Ort ſelbſt mit ſeinen hügelaufgebauten, plattdachigen Häuſerwürfeln bot nichts Anziehendes. Die Lage deſſelben, der Bay von Salamis gegenüber, verführte um ſo mehr zum Draußenbleiben auf freiem Felde, von wo aus der Blick zu jeder Nachtſtunde das mondbeleuchtete Bild überſchauen konnte. So wurde denn zur Verwunderung der Bewohner Megara's, welche ihren Khan, als den beſten Morea's, ſonſt meiſt zum Nachtlager benutzt ſehen mochten, auf einem Stoppelfelde an der Gränze des Städtchens unſer engliſches Krimzelt aufgeſchlagen. Eine Menge müßiger Männer und Knaben umſtanden alsbald unſern Nomadenſitz; der Dragoman wies die jüngern aber auf die Seite, und die ältern Neugierigen folgten unaufgefordert. Die Kleidung beſtand hier faſt ohne Ausnahme aus weißen Stoffen. Selbſt das Feß war von der nämlichen Farbe. Die Kürze der Dämmerung in dieſen Breiten ließ unſere Niederlaſſung bald ihr nächtliches Ausſehen gewinnen. Im Freien beim flackernden Licht einer Reiſelaterne verſpeiſten wir unſer Nachtmahl. Dann wurden Maulthiertreiber und Pferdeknecht, beide zu unſerer Karawane gehörig, zu einem Liede gepreßt, deſſen näſelnder Vortrag aber bei der Unverſtändlichkeit des Textes unſern Ohren keine ſonder-

Digitized by Google

liche Befriedigung bieten konnte. Eine Stimme, welche aus der Ferne diesem Gesang zu antworten schien und deren Lied nicht füglich überschrieen werden durfte, gab erwünschten Anlaß, jener andern Lungenprobe ein Ziel zu setzen.

Dann klang noch hin und wieder eine langezogene Melodie aus starker Männerkehle zu uns herüber, aber in schläfriger, wenig Tonumfang bietender Weise, wenn schon mit manchen Verzierungen durchflochten.

Endlich verstummten auch diese Menschenlaute, und nur noch Eselsrufe, Hahnenschrei und Hundegebell ließen sich vernehmen.

Schon im Homer wird den griechischen Hunden nichts Gutes nachgesagt, und manche spätere Aufzeichnung bis auf die neueste Zeit vervollständigt den Ruf ihrer Bösartigkeit. Ein heerdenreiches Land wird selten ohne diese Vierfüßler Nachtruhe haben. Je gefürchteter der wachhaltende Hund, desto fester der Schlaf der Hirten. Selbst der Wolf nimmt es nicht ohne dringende Noth mit diesen seinen zu Angriff und Abwehr jederzeit bereiten Stammverwandten auf. Die Sicherheit der Heerden mag aber bei dem so lange Zeit durch ganz Griechenland verbreitet gewesenen Räuberwesen auch des Schutzes gegen sonstige Eindringlinge bedürfen, und so erblickt der griechische Hund denn in jeder ihm nicht als Nachbar hinlänglich bekannten Gestalt einen gefährlichen Feind, den es ohne Bedenken

Digitized by Google

zu zerreißen gilt. Wer daher keine Schleuder oder keinen schwerbeschlagenen Stock mit sich führt, läuft Gefahr angesichts der ruhig zuschauenden Hirten sich selbst oder doch sein Pferd, und wär's auch am hellen Tage, der Wuth eines solchen vierbeinigen Wächtertrupps preisgegeben zu sehen. Nicht aber nur Heerden werden solcher Art bewacht; die meisten Häuser ersetzen das Thürschloß auf ähnlich primitive Weise, und wehe demjenigen, der mit unbewehrten Händen einen Gang durch ein griechisches Dorf macht, wo diese Art Wächter noch im Dienste sind.

Schon bei unserm Einzug in Megara hatten wir die ersten ihrer Vorposten abzuwehren gehabt. Nun die Dunkelheit hereingebrochen war und unser hellbeleuchtetes Nachtmahl weithin ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, schloß alsbald eine Anzahl Hunde einen Kreis um uns. Die Aussicht auf den Abfall der Tafelkostbarkeiten gab ihrem Charakter indessen eine friedlichere Färbung, und die uns vorher mit fletschenden Zähnen verfolgt hatten, ließen sich jetzt, nach Austheilung der vorhandenen Ueberbleibsel, ohne Widerstand auf die Seite jagen. Dort, nicht mehr im Bereiche unseres Laternenscheins, verspeisten sie das ihnen Gespendete mit hungrigem Zahn, und tief bis in die Nacht hinein hörten wir um unser Zelt noch, wie sie die Knochen benagten und auf dem Stoppelfelde nach weiteren Bissen schnupperten.

Ein Sturm, der sich etwa um Mitternacht erhob und

Digitized by Google

unser lustiges Zelt in die Bay von Salamis zu entführen drohte, ließ nach einer Stunde wilden Ausrasens nach. Als wir Morgens um $3^1/_2$ Uhr erwachten, neigte sich der blasse Mond zum Untergang; im Osten hinter den Flügeln einer Windmühle streckte sich, wo der Hymettus in fernen Umrissen schimmerte, ein gelblich glänzendes Gewölk, der einzige Nebelstrich am ganzen frühblauen Himmel; das etwa eine Stunde weit entfernte, aber scheinbar ganz nahe Meer schmiegte sich besänftigt an die vielgestaltige Küste Aegina's.

Bald erwachte auch der Fleiß ringsum. An zehn Stellen zugleich loderten die Flammen der außerhalb der Häuser gelegenen Backöfen. Eine Glocke läutete, ein Signalhorn blies. Eine blökende Schafheerde wurde an unserm Zelte vorüber getrieben.

An dem nächsten Brunnen fanden sich junge Mädchen mit Ledereimern ein, die sie an einem langen Strick, ohne Hülfe einer Winde, hinabließen und wieder — malerisch genug — mit aller Anstrengung ihrer Kräfte heraufzogen. Weiber mit weißen, den Mund nach morgenländischer Sitte bedeckenden Kopftüchern, andere barhaupt, den obern Hinterkopf mit messingenem Kamm verziert, den dunkeln Rock vorn bis zu den Hüften aufgeschürzt und diese mit farbigem Shawl zweimal umwunden, dabei das weiße Hemd an den Aermeln und am untern Rand mit rother Stickerei verziert — so sehen wir ganze Gruppen, mit den Geräthen

Digitized by Google

der Felder beladen, an uns vorüber ziehen, ihre Neugier durch keinen Seitenblick verrathend und selbst einen zugerufenen Morgengruß ohne Wendung des Kopfes erwiedernd. Den Hintergrund zu diesem belebten Fries, ein den antiken Darstellungen nicht unähnlicher eleusischer Festzug, bildete die amphitheatralisch aufsteigende Stadt mit ihren weißgelben Häuserquadraten, ihren silbernen Oelbäumen und goldenen Gerstenfeldern.

Doch über das erste Erwachen und den ersten morgenfrischen Anblick soll unsere Schilderung nicht hinausreichen. Wir wollen, tiefer im Peloponnes, vor dem Khan von Tripotamo unser Lager wieder aufschlagen, inmitten einer Bevölkerung, deren Klephtenruf mindere Gewähr bietet, daß der friedliche Reisende Morgens unberaubt oder überhaupt wieder erwacht. Aus dieser Gegend, wohin keine Straße führt, zog der Haupttrupp jener Freizügler, welche während des Krimkriegs Thessalien den Muselmännern zu entreißen versuchten. Sie gehen noch meist in Waffen, was im übrigen Peloponnes, seitdem das Ministerium gegen das Räuberwesen Ernst gemacht hat, nicht häufig vorkommt. Behendigkeit, allen Griechen ohne Ausnahme angeboren, spricht vorzugsweise hier aus jeder ihrer Bewegungen; dabei gefallen sie sich im Schmuck voller Locken. Wie abweichend das Waffentragen den äußern Verkehr mit dieser Bevölkerung, im Vergleich mit den übrigen uns bekannt gewordenen Bewohnern Morea's,

Digitized by Google

erscheinen ließ, hatten wir schon im Laufe des Tages zu beobachten Gelegenheit gehabt. Unsere Annäherung an eine neben ihren Pferden im Gras ruhende Gesellschaft dieser Gebirgssöhne brachte bei einem derselben eine lange türkische Pistole aus dem Gürtel, und während unser Führer sich nach dem Weg erkundigte, wurde der Hahn der Waffe gespannt. Warum? Wir haben es nicht erfahren. Eine Vertheidigungsmaßregel gegen unsere Karawane war durch nichts gerechtfertigt, denn wir trugen keine Waffen. Es schien mehr ein militärischer Tick dahinter zu stecken. Immerhin hatte er eben nichts Zutrauliches.

Was diese Begegnung uns von der äußern Haltung unserer jetzigen Umgebung hatte voraussetzen lassen, bestätigte sich, als wir Abends vor dem als diebisch verrufenen Khan zu Tripotamo von unsern Pferden stiegen. Ein bis zu den Zähnen bewaffneter, bunt ausgestatteter junger Kerl, der eifersüchtige Liebhaber, wie es schien, der hübschen Khanstochter, faßte alsbald in unserer Nähe Posto und legte seinen Bramarbas-Charakter erst ab, als wir von seinen Waffen und seiner ganzen militärischen Haltung genügende Notiz genommen hatten. Die flüchtigen Skizzen unserer Zeichnenmappe veranlaßten ihn dann aber in uns zu dringen, auch ihn in seinem Waffenschmuck zu zeichnen, und als wir ihm gern willfahrten, ruhte er nicht eher, bis ein Knabe des Khans — er selber konnte nicht schreiben — seinen Namen Kristodulo hinzugeschrieben

Digitized by Google

hatte. Nun war ein Freundſchaftsband zwiſchen der uns umſtehenden Klephtentruppe und uns geknüpft. Da an eine Verſtändigung nicht zu denken war, half — wie bei der Zuſammenkunft Thorwaldſen's und Walter Scott's in Rom, nach Käſtner's ergötzlicher Schilderung — Streicheln und Händedrücken aus. Ein alter Graubart kam hinzu, um mit der langen Feuerwaffe des gezähmten Othello uns in einer Menge maleriſcher Bewegungen die Behendigkeit eines Palikaren zu veranſchaulichen, der, hinter allen denkbaren Naturſchanzen ſich deckend, einem zahlreichen Feind im Thal auf die Köpfe pulvert. Es ließ ſich nicht verkennen, daß dieſe kriegsgewohnten Leute keine größere Freunde kannten, als diejenige, dem ihnen erſchwerten ernſten Waffenhandwerk zum wenigſten ein ungefährliches Waffenſpiel gegenüber zu halten, das ihnen Beifall eintrug.

Das lange, ſtark mit Metall verzierte Gewehr des Palikaren trug den Stempel Moletta und ſchien ſomit neapolitaniſches Fabrikat. Verwandte Feuerwaffen mit geſchweiftem, ſpitzkantigem Kolben fanden wir in Calabrien. Das Klappmeſſer war deutſche Arbeit von der geringſten Sorte, wie man ſie in Steyermark und Tyrol auf den Jahrmärkten kauft.

Inzwiſchen dunkelte es. Zwei Bäume brannten am gegenüberliegenden Waldabhang, wahrſcheinlich durch Hirten zu vorübergehender Erwärmung oder um einen

Digitized by Google

Topf daran zu erhitzen angezündet und dann ihrem Schicksal überlassen, denn noch immer scheint das Beispiel des Iolaus hier nachzuwirken und noch heute wie zu seiner Zeit würde man einen ganzen Wald anzünden, um sich ein Paar glühende Scheite zu verschaffen.

Unser Zelt wurde aufgerichtet; die schöne Khanstochter, welche eine im Peloponnes sonst nirgends übliche Koketterie gezeigt hatte, verzog sich schmollend in das verschmähte Haus. Ihr beruhigter Liebhaber machte sich auf den Heimweg. Wir setzten uns zum Nachtmahl vor unserm Zelt nieder und besprachen die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung, wie sie uns in kleinen Zügen heute nahe getreten war. Sie hatte, bei aller Erkenntlichkeit für Bewunderung ihrer kriegerischen Eigenschaften, mehr Wildheit, Unbändigkeit, Klephtenartigkeit verrathen, als unsern Börsen vielleicht erwünscht sein mochte. Wir erinnerten uns, daß zumeist diesen Bergen jene Bande von 45 Mann angehört hatte, welche vor kaum drei Jahren am hellen Tage den Lloyd-Agenten in Kalamata in seiner Wohnung überfiel und unter den wüstesten Drohungen gegen seine Frau und Kinder ihn zur Herausgabe von 1000 fl. nöthigte. Vierzig der Räuber hatte man später eingefangen und enthauptet; fünf lebten noch. Wir hatten sie vielleicht heute in unsere Skizzenmappe eingezeichnet. Auch der Ruf der ganzen Wirthschaft im Khan war nicht eben geeignet, Vertrauen einzuflößen. Der Wirth fast schon

Digitized by Google

Greis, ſein Weib noch voll Anſprüche auf die letzten Reſte ehemaliger großer Schönheit, gut Freund mit aller Welt; außer der koketten, vielleicht 15jährigen Tochter noch 6—7, theils ganz kleine zerlumpte Kinder, welche ſchon bei unſerer Ankunft die Hand zum Betteln geöffnet hatten — man merkte an dieſen Abweichungen von der ſtrengen griechiſchen Regel, daß die ganze Wirthſchaft außer Rand und Band ſei; dabei war die Wirthin unvorſichtig genug zu verrathen, der vor einigen Tagen hier durchpaſſirte engliſche Geſandte habe ſechs Guineen vermißt, ſie glaube faſt, er habe Verdacht auf ſie und ihr Haus, der Brandfuchs, der!

Genug, wir hatten keine Urſache, unſerer nächſten Umgebung übertriebene Biederkeit zuzutrauen. Daß auch die Wirthin ſelbſt ihren Nachbarn nur bis über den Zaun traute, ergab ſich auf die Frage unſeres Führers: ob die ſchwere Reiſekiſte wie gewöhnlich vor unſerm Zelt ſicher ſtände. Sie hielt für wahrſcheinlich, daß man ſie raube, und ſo wanderte denn zum erſtenmal auf der ganzen Reiſe dieſer unſer Nahrungsbehälter in den Verſchluß des Khans.

Spiro, unſer Führer, hätte kein Zantiote ſein müſſen, wenn ihm nicht unter ſo bewandten Umſtänden der Aufenthalt im geſchloſſenen Khan für ſeine Perſon weit beſſer zugeſagt hätte, als das Verbleiben auf ſeinem Poſten vor unſerm Zelt. Die Kühle gab ihm daher erwünſchten Vorwand, uns für dieſe Nacht unſerm Schickſal zu überlaſſen.

Digitized by Google

Vielleicht hätten Reisende, welche aus dem gewohnten Sicherheitsgefühl des Stadtlebens unmittelbar in diese verhältnißmäßig ungesicherte Existenz versetzt worden wären, eine unnöthige Waghalsigkeit darin erblickt, sich waffenlos den Launen einer Bevölkerung preiszugeben, die erst durch die Strenge eines wenig Jahre alten Ministeriums ihrem Raubhandwerk einigermaßen entfremdet worden war. Und in der That hält man im täglichen Leben es für einfache Pflicht der Klugheit, Möglichkeiten von weit minderer Tragweite das Thor zu verrammeln. Selbst wenn wir den geringfügigen Inhalt unserer Reisekasse nicht in Betracht ziehen wollten — der Führer allein pflegt das nöthige Geld mitzunehmen — so durften wir uns doch nicht verhehlen, daß der griechische Raubgebrauch: Reisende als gute Prise aufzuheben und sie bis zur klingenden Auslösung in den Bergen festzuhalten, uns und unsere Angehörigen im ungünstigen Falle um eine runde Summe leichter machen konnte. Mit einem Wort: es war, nach gewöhnlichsten Begriffen der Vorsicht, Thorheit, sich da in's Zelt zu legen und den lieben Gott im Himmel sorgen zu lassen.

Dennoch fiel keinem von uns zwei Zeltgenossen auch nur ein, die Uebersiedlung in Vorschlag zu bringen. Und dies nicht etwa, weil uns romantische Abenteuer erwünscht gewesen oder die Reize der Gefahr lockend erschienen wären, nichts lag uns ferner. Wohl aber hatte das Reiseleben

Digitized by Google

in diesem wilden Lande, die steten, jeden Schritt des Pferdes begleitenden Gefahren auf den schwindelnden Bergpfaden, welche unsere tägliche Straße bildeten, und nicht minder die am Ende doch in Griechenland auch am hellen Tage nie ganz schwindende Möglichkeit, einem Handstreich zum Opfer zu fallen, all' diese bunten Arabesken eines solchen Wanderbildes hatten uns stumpf gemacht für den einzelnen Fall, der hier vielleicht ausnahmsweise Berücksichtigung verdiente.

Und auch als ein wildes Geheul uns, die wir kaum eingeschlafen, plötzlich erweckte und keiner von uns bezweifeln konnte, daß es sich um andres als um bloses Traumreden oder Alpdrücken handelte — die Ziegenheerde des Khans war dem hütenden Geisbuben im Dunkeln entlaufen, und er hatte nun den Wirth zur Hülfe herbeigerufen — auch dann noch hielten Ermüdung und Schlaftrunkenheit jedes Bedenken über eine minder erbauliche Erklärung dieser Störung nieder.

Mitternacht mochte vorüber sein, als mich ein Geräusch weckte, diesmal leise, leise, aber ganz nahe unserer Zeltwand. Ich horchte. Eine lange Zeit war Alles still. Fast war ich wieder eingeschlafen, als sich's von neuem vernehmen ließ. Ein paarmal klang's wie heftiges Athemholen nach langem Zurückhalten der Luft. Fußtritte im Gras waren deutlich zu unterscheiden. Ein andresmal schien's, als raufe eine Hand Gras zusammen; dann wieder das

Digitized by Google

Athmen. Es mußte Jemand um unser Zelt beschäftigt sein, gleichviel, aus welchem Anlaß.

Die Leinwand war vorn mittelst Haken und Ringen zusammengehalten; die Feuchtigkeit der Nacht hatte die Spannung des Halts vergrößert. Mit Mühe öffnete ich das Zelt.

Es war bedeckter Himmel. Nichts ließ sich erkennen. Jenseits des Erymanthus schlugen zwei Nachtigallen in unermüdlichem Wettstreit, dazwischen ließ sich ein ähnlich klangbegabter Vogel hören, der, mehr lerchenartiger Stimme, unweit des Zeltes in einem Busch zu sitzen schien. Ich lauschte, aber nur halben Ohrs. Das Athmen und Umherschleichen von vorhin war mir für jetzt wichtiger. Und nun eben ließ sich's wieder vernehmen, nun bewegte sich eine zottige Gestalt heran, nun war sie ganz nah; und plötzlich — ja, einen Schlag hatte ich empfangen, aber der Uebelthäter wurde zugleich attrappirt: es war eins unsrer Maulthiere, das grasend und umherstampfend sich von den übrigen Thieren unserer Karawane bis zu unserm Zelt verirrt hatte.

Mit diesen zwei Nächten mag über das Zeltleben genug gesagt sein.

Häufige Regengüsse nöthigten uns aber auch hin und wieder, zu Khans unsere Zuflucht zu nehmen, und das Bild griechischer Nächte wäre ohne ein flüchtiges Verweilen bei dieser Art von Lagerstätten ein unverständliches.

Digitized by Google

Die enge Oertlichkeit dieſer Herbergen würde jeden Verſuch der Khansbewohner, ihr eignes Stillleben von dem der Gäſte zu ſondern, vereiteln. Somit bieten dieſe Nachtraſten mannichfachen Einblick in das Hausweſen dieſes Volks, und aus dieſem Geſichtspunkt ſind ſie denen im Zelt vorzuziehen.

Urſprünglich waren die Khans eine türkiſche Einrichtung, und man findet das Syſtem dieſer Herbergen in der ganzen Türkei. Während des Unabhängigkeitskriegs verfielen die meiſten derſelben. Einige hat man ſeitdem wieder hergerichtet. Wo ſie zwiſchen Städten und Dörfern einſam liegen, erfüllen ſie noch heute ihren guten Zweck, da unter ihrem Dach zum wenigſten Schutz vor Sturm oder Regen — wenn auch nicht ausreichender — zu finden iſt, und auch friſche Eier, Sardinen, Raki, d. h. Branntwein, meiſt auch harzig ſchmeckender Wein, ſich kaufen laſſen. In Städten, z. B. in Leondari, Sparta, Tripolitza, Korinth u. a. O. iſt das Parterre, wie ſchon früher erwähnt, gewöhnlich ein Pferdeſtall; eine Freitreppe führt zu einer Holzgalerie und dieſe in einen oder zwei leere Räume, der für den Khanji und ſeine Gäſte beſtimmte Theil des Gebäudes. Selten ſind, wo ſich's um zwei Räume handelt, dieſe durch eine Thüre getrennt. Auch in den Wandlöchern fanden wir nirgend Scheiben oder auch nur den Verſuch, Licht ohne Regen oder Wind einzulaſſen. Ein Brett wird wohl einmal vorgeſchoben, auch

Digitized by Google

vielleicht ein Stein dahinter gewälzt, daß dem Brett einiger Halt gegeben werde. Im Uebrigen vertraut man dem milden Himmel.

Da solcher Art ein Khan wenig mehr als eine gewöhnliche griechische Hütte bietet, so machte unser Führer häufig bei andern guten Leuten Rast und meistens schien man den Fremdenbesuch als eine Ehre anzusehen.

Der Zufall oder vielleicht der Geschmack unseres Zantioten fügte es, daß uns wiederholt die gastliche Pflege von Wittwen zu Theil wurde, deren geziemende Haltung sich aber allemal — wir dürfen selbst die habgierige Popin in Kakaletri nicht ausnehmen — unsere Bewunderung erwarb. Möglich freilich ist es, daß die Ehrenwache, welche bald nach unserm Einzug zum Vorschein zu kommen pflegte, auf jene Haltung nicht ohne Einfluß blieb. In Kalabryta bestand diese Ehrenwache, wie schon oben berührt, aus der Nachbarin unserer Wirthin, in Kakaletri stellte sie der Vater der Wittwe, ein nahebei wohnender Pope, in Mavromati schlief der Bruder der bläulich trauernden Wirthin in dem herrenlosen Khan.

Wenn wir die Räumlichkeiten selbst als leer und jedweder Bequemlichkeiten baar bezeichneten, so wird wenig Anstrengung dazu gehören, sich von der Niederlassung eines mit eisernen Klapp-Stühlen, Krimbetten, Koch- und Waschgeschirr, ja mit Gänsen, Kalkuten, Schöpsenkeulen und sonstigem Mundvorrath ausgerüsteten Reisetrupps ein

Digitized by Google

ungefähres Bild zu machen. Nachdem der in Besitz genommene Raum möglichst gesäubert und vor allem von Teppichen und Decken befreit worden war, deren sich nun einmal in jedem griechischen Hauswinkel finden; nachdem auf dem flach am Boden aus Steinen hergerichteten Herd ein kräftiges Abendessen durch unsern Führer bereitet, und auf der Kiste aus saubern englischen Zinntellern durch uns und unsern Anhang verspeist worden war; nach diesem nothwendigsten Beschluß eines anstrengenden Reisetages entrollten sich die Wachstuchbündel, welche im offenen Zustande ein vortreffliches Nachtlager darboten, und ein Jeder suchte über die bald ihre Rechte geltend machende Müdigkeit das blutsaugerische Treiben zu vergessen, das sofort unter den Decken seinen Anfang nahm.

Von Bettgestellen haben wir, außer in Athen, so weit wir Griechenland bereisten, keine Spur entdeckt. Eben jene gefürchteten Teppiche ersetzten die Stelle der Betten und werden sie aller Orten ersetzen müssen, wo der Platz nicht ausreicht, um auch am Tage den von Bettgestellen beanspruchten Raum zu entbehren. Wo aber eine eigentliche Schlafkammer noch zum Luxus gehört, da pflegt auch der nächtliche Kleiderwechsel unbekannt zu sein, und so unterscheidet sich an vielen Orten der Grieche bei Nacht von dem Griechen bei Tage in nicht viel anderm Wesentlichen, als daß jener sich wagrecht, dieser dagegen sich lothrecht zur Erdachse verhält.

Digitized by Google

Je weniger nun freilich die nächtliche Ruhe durch ihre Vorbereitungen und Geheimanstalten des Schleiers bedarf, desto minder heischt sie Absperrung, desto ursprünglicher öffnet sich auch dem fremden Blicke das Heiligthum des häuslichen Innern und desto verständlicher wird dem Beobachter, was sich ihm sonst nur durch das Schlüsselloch verrathen würde.

Eins der anmuthigsten Bilder, welches wir diesem arglosen Zusammensein verdanken, verschaffte uns ein spätes Hinaustreten in's Freie, als wir im Khan zu Leondari verweilten. Dieser Khan hat zwei obere Räume; zwischen beiden verschlußlosen Thüröffnungen liegt ein kleiner Freiplatz, welcher auf die Holzgalerie führt. In unserer Abtheilung hörte man bereits schnarchende Laute. Jenseits brannte das von unserm Nachtmahl verbliebene Herdfeuer. Der Khanji hatte noch zu ebener Erde zu schaffen, doch waren in dem Raum neben uns Teppiche zur Seite des Feuers ausgebreitet und ließen errathen, wo er seine Nachtruhe zu halten pflegte. Zwei kleine Mädchen lagen, halb in Decken gehüllt, schon an der andern Seite des Feuers, beide im festen Schlaf, die eine mit der Hand über die Augen eingeschlummert, wie um die helle Flamme nicht sehen zu müssen, die andere auf dem Gesicht liegend, die schwarzen Zöpfe von dem flackernden Scheine golden beleuchtet. Auf einem Schemel aber, den Rücken gegen die Wand gelehnt, saß eine schwarzäugige, schlanke junge

Digitized by Google

Griechin, mit ausgeſtreckten Armen ein auf ihren Knieen ſtehendes Kind haltend, das ſie bald an ſich zog, bald wieder rückwärts ſchaukelte, und das unter Küſſen und überglücklichem Lachen die Worte eines Gebets oder Liedes nachſprach, welches jene ihm vorſagte. Eine in ſich beſeligtere Scene ließ ſich nicht wohl erblicken, denn kaum war zu errathen, ob das Kind, ob ſie ſelbſt ſich am meiſten ergötzte. Ihr ganzer Anzug beſtand in einem eng anſchließenden eben bis über die Kniee hinabreichenden Hemd mit rothgeſtickter Borde, einer ärmelloſen, vorn offenen mit Arabesken verzierten Tunika und einem bunten Hüften-Shawl; auf dem Kopf trug ſie das rothe Feß mit langer blauer Quaſte, und über dieſem Kopfſchmuck waren die ſchönſten ſchwarzen Flechten gewunden, die je der Finger einer Südländerin zuſammenflocht. Dabei erſchien ſie ſo kindlich und unerwachſen, daß man ſie füglich für die Schweſter der Kinder halten konnte, wie ſehr auch mütterliches Entzücken ſich über ihr harmloſes Tändeln breitete; ſie mochte 14 bis 15 Jahre zählen, ein Alter, das in Griechenland freilich ſchon über die Gränze des Mädchenalters hinausliegt. Auch war ſie in Wirklichkeit, wie ich ſpäter erfuhr, eine jener jungen Mütter, die man nur unter ſüdlichen Himmelsſtrichen erblickt und die in ihrer kaum erſt begonnenen eigenen Entwickelung nie etwas Rührenderes haben, als wenn ſie, ſelbſt noch Kind, mit ihrem Kinde ſpielen.

Aber wir würden kein Ende finden, wollten wir allen

Digitized by Google

dieſen Einblicken in das Stillleben eines ſo urzuſtändlichen Volkes im ſchildernden Worte gerecht werden, all den bunten Gruppen, wie ſie ſich Abends um das gemeinſame Herdfeuer lagern, all den ſpukhaften Beleuchtungen im Schein der allmälig verglimmenden Scheite des Herdes, dem ſchließlichen Davonſchleichen der Einen, dem Niederkauern der Andern auf Matten und Teppichen hier, dort, wo immer ein Plätzchen frei iſt, bis zuletzt die träumeſpinnende Phantaſie in's Fabelreich hinüberſchweift und die verdämmernden Geſtalten in Sybillen oder Danaiden verwandelt.

Am Morgen dann, wenn die erſten Strahlen des wiederkehrenden Geſtirns golden durch Aſtloch und Thürſpalt dringen, das Wachwerden hier des Einen, dort des Andern, hier die alte Khammutter mit den grauen Haarlocken unterm gelben Kopftuche, wie ſie aus ihrer Decke unmittelbar nach dem Reiſighaufen langt und neben ſich am Boden die Aſche auf die Seite fegt, dort die halberwachſene Tochter — Amphitrite ruft die Alte ihre Enkelin — wie ſie zur flachsbeladenen Handſpindel greift und, kaum dem Traumgewebe entflohen, ſchon wieder nach dem Faden ſucht, den geſtern der Schlaf ihren Fingern entgleiten ließ. Und hier die andere Enkelin, mit lichtbraunem Haar unterm buntgeſtreiften Kopftuche, die Geishirtin der alten Albaneſerin — denn freilich ſchildern wir ja doch ſchon wieder, und die Hirtin Conſtantina, wie die Spinnerin Amphitrite ſind

Digitized by Google

wahre Gestalten, die uns in Kastanie, unfern dem stymphalischen See, kaum vom Schlummer erwacht, geduldig zum Skizziren standen.

Mag es hiermit aber des Nachtlebens genug sein. Selbst eine weit fügsamere Feder vermöchte doch nur in schwachem Abglanz wiederzugeben, was die Ueberschrift dieses Wanderblattes zu schildern versprach, und was so schwer aus der Empfindungswelt in diejenige des klaren Begriffs übergeht: Nächte unter südlichem Himmel, griechische Nächte!

Digitized by Google

Digitized by Google

Daheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Steyrisches Almleben.

Die Alm hat ihre unvergänglichen Zauber, und wer aus den Thälern einmal hinauf kann, dem wird die Mühe des Bergsteigens reichlich belohnt. Es weht doch eine andre Luft da droben, es erweitert doch die Brust, einmal den Bergriesen Aug in Aug gegenüber zu stehen, in reinerer Atmosphäre all' die lieblichen Farbenspiele des kommenden oder scheidenden Gestirns im weiten Umblick zu überschauen, fern von dem summenden Geschwirr des Dorf- oder Feldlebens sich mit dem Gefühl des Allein- und Geborgenseins zu durchdringen, aufzuathmen, in großartiger Naturumgebung sich selbst zu vergessen.

Ein Dutzend, oder weniger, Holzhäuschen stehen umher. Sie sind noch leer, denn die Schneewetter sind noch nicht ganz vorrüber. „Mailüfterl" wehen im Thal, aber droben giebt's noch alle Morgen glitzernde Silberdecken. Vor Ende Mai kommt kein Leben in die Almhütten und

Digitized by Google

mit dem Anfang oder Ende September ist das Almleben doch schon wieder vorüber.

Um so einsamer und feierlicher ist's noch hier zwischen den leeren Häuschen. Ein jedes hat seinen umzäunten Krautgarten, seinen hölzernen Anbau für zehn bis zwölf Kühe, für etliche Schweine und Ziegen, auch wohl für Hühner. Viereckige, übereinander gelegte Fichtenbalken, an den Winkeln des Hauses mittelst Ausschnitten mit der anstoßenden Balkenlage zusammengefügt, bilden die vier Wände. Das überragende Dach besteht aus Holzschindeln, von Holz ist der Schornstein, wo ja einer ist, und von Holz sind alle übrigen Theile des Hauses; kaum, daß ein Eisennagel an das Thürschloß verschwendet wird.

Freilich, wo die Wälder zu tief unten liegen, da giebt's auch steinerne Almhäuser und ihrer mögen fast noch mehr sein, als der aus Holz. Bruch- und Feldsteine lesen sich schon aller Orten in hinreichender Menge zusammen.

Ob aber aus Stein oder Holz — eins fehlt weder dort noch hier: in nicht zu großer Ferne giebt's eiskaltes Quellwasser. Auch ein paar klare Lachen spiegeln den blauen Frühlingshimmel ab, willkommene Schwemmen für das Almvieh, wenn erst die Sonne mehr in Scheitelhöhe steht.

Nicht minder ist für den Durst der Seele gesorgt. Zwischen Eichbäumen, denen eben junge Blätter wachsen, steht eine Kapelle von Holz. Verdorrte Alpenrosen vom vorigen Jahr, Edelweiß und gelbe Alpenprimeln trauern

Digitized by Google

in Scherben vor einem verwitterten Marienbilde. Das welke Eichenlaub tanzt unter den Gebetbänken umher, und wenn der Wind zwischen die verblaßten Bänder und unter die von der Wand sich lösenden Votivbilder fährt, raschelts gar eigen.

Zwei Fichtenstämme, seitwärts von der Kapelle, der weitesten Aussicht gerade gegenüber, hat der Wintersturm vor manchem Jahre auf den Boden hingestreckt. So weit die Axt der Schwagerinnen den Aesten und Zweigen beikommen konnte, haben diese zur Heizung des Milch- und Käsekessels herhalten müssen; die Stämme selbst sind in so hoher Region werthlos, genug giebt's immer des leicht erreichbaren dürren Zwergholzes. Man wird sich ihrer als willkommener Ruhebänke bedienen und manche Abendstunde darauf verplaudern, bis das Gewürm die Sitze morsch und morscher macht und die letzten Trümmer nun doch — aber bis dahin schwagt hier oben schon ein anderes Geschlecht — den Weg alles Holzes gehen werden. Graswuchs bedeckt den ganzen Almboden. Es ist noch kurz und die recht schmackhaften Futterkräuter, nach denen die Schwagerinnen mit Sichel und Steigeisen stundenweit umherklettern, beginnen kaum erst zu sprießen; und doch, wie Alles hier oben frischer und aromatischer ist, so auch die kurze Grasdecke selbst, der kleinste Halm hat seinen Balsam-Duft.

Das ist die Alm im Frühling, wenn sich die Gemse

Digitized by Google

noch zuweilen aus der Höhe ihrer kahlen Bergheimath bis auf die futterreichen Almhänge hinab getraut, wenn sich die summenden Insecten noch im Thal wohler fühlen, und der kreisende Geier unter der Augenlinie des hinabblickenden Bergsteigers nach der Krähennestern in den Tannenwipfeln des niedrigen Gebirgs späht, kaum hörbar sein lauter Ruf, kaum erkennbar sein schillerndes graubraunes Gefieder.

Aber die Tage werden länger. Nun wird unten im Dorf oder Marktflecken zum „Auftrieb" gerüstet. Das milcharme Vieh wird verkauft oder abgestochen. Die Henne, welche sparsam im Eierlegen ist, kommt in den Kochtopf, der alte Hahn erhält einen beschränkteren Wirkungskreis und sein schwarzgrüner Sohn, — denn die weißen Hühner holt der Geyer — derselbe, dem eben erst die stolzen Schweiffedern und die Sporen gewachsen sind, wird den Almhennen zugetheilt. Eines Morgens früh geht's mit mächtigem Geblök aus den dumpfen Ställen hinaus in's Freie, die springenden Kälber vorauf, die brüllenden Kühe hinterdrein.

Lang und spitz ausgewachsen sind die Hufe, der Schweif trägt schwer an den Wintervermächtnissen des langen Stalllebens. Alles draußen ist den Thieren fremd, staunenswerth geworden, — sie würden sich kaum auf die Straße wagen, ginge nicht die ihnen wohlbekannte Schwagerin mit dem Salzblock unterm Arm und dem Zeugbün-

Digitized by Google

del auf dem Kopfe voran, folgte nicht mit dem groben Stecken der Mahr (der Großknecht) und an deſſen Kette der ſtolz auftretende Brummochs, dem ſie es ſchon an der Stimme anmerken, daß die Almreiſe begonnen hat.

Zwei, drei Stunden, auch wohl noch länger, geht es bergauf. Manche Triftthecke wird paſſirt und das Tannenthor allemal ſorglich wieder verſchloſſen. Rehe huſchen auf die Seite und gucken aus der Ferne nach der blökenden Karawane. Wo eine Eiche im vorigen Herbſt ihre Früchte umherſtreute, möchten die Schweine Raſt machen. Die kletternden Ziegen ſpähen jedes ſchmackhafte Kräutlein aus, und der mitgenommene Geisbube wird nicht fertig mit Steinwürfen, um die abſeits botaniſirenden zurückzurufen.

Aber Halt gemacht wird nur, wo die Ruheſtellen zum Abladen der Kopfbürden hergerichtet ſind, galgenartige Gerüſte in ungefährer Schulternhöhe der Tragenden. Wenn der Mahr am Freitag jeder Woche Mehl, Brot und Salz auf die Alme ſchafft — denn die Schwagerin kommt jetzt nicht wieder vor dem Herbſt in's Thal hinab — da ſetzt er dort von Strecke zu Strecke die Bürde ab und ebenſo erleichtert er ſich beim Hinabſteigen, ſo oft ihm die Schmalz- und Käſelaſt zu drückend wird.

Nun iſt die Alm nahezu erreicht. Dem Metallklange der Kuhglocken antworten gleiche Töne aus der Höhe. Aus hellgeſtimmter Kehle jodelt's herab, und die Schwa-

Digitized by Google

gerin ſteht ſtill, um zu probiren, ob's noch ſo voll aus der Bruſt zurückklingt wie im vorigen Jahr. Viel Salpeterluft gab's freilich den Winter über im dumpfen Stall zu ſchlucken. In den erſten acht Tagen wird noch kein recht ſchaffener Jodler gelingen. Aber die Stimme iſt noch da. Sie wird ſich ſchon wieder frei ſingen.

Daß die Alm wohl in einer und derſelben Woche, aber nicht an demſelben Tage von allen Schwagerinnen bezogen wird, hat ſeinen Scheingrund in mancherlei Geſchäften, die erſt abgethan ſein wollen, ehe der Auftrieb möglich iſt. Einen wirklichen Grund mag man oft im Kalender ſuchen, der dieſen oder jenen Tag als ſegensreich zu ſolch einem Vorhaben empfielt, oft auch in der Vorliebe des Bauers oder der Schwagerin für dieſe oder jene kirchliche Bedeutung des Wochentags. Der Montag z. B. iſt dem heiligen Geiſt und den armen Seelen (im Fegfeuer) geweiht; der Dienſtag gehört den heiligen Engeln; am Mittwoch verehrt man den heiligen Joſeph; am Donnerſtag das heilige Altſrkrament. Den Leiden Jeſu iſt der Freitag gewidmet, der Mutter Gottes gedenkt man vorzugsweiſe (freilich jetzt kaum noch mit dieſer Einſchränkung auf einen Tag) am Samſtag. Und endlich thront die goldne Dreieinigkeit, wie das Sonnendreieck auf alten Kupferbildern, über dem Sonntage. Was Wunder, wenn da der eine Tag noch verheißungsvoller iſt, als der andre?

Am Sonntag wird freilich Niemand auftreiben, und

Digitized by Google

auch am Samstag mögen wenige Schwagerinnen hinauf; denn auf der Stelle ist doch nicht alles sauber und in Ordnung, und der Samstagabend könnte halt Besuch bringen. So hält man es denn etwa mit den heiligen Engeln und hat nun Zeit, um sich vorzusehen.

Jetzt ist die Alm vollzählig besetzt. Zehn bis elf Almhütten und ein paar lose dabei stehende Stadel, in jeder Hütte eine handfeste Schwagerin, jung oder alt, wie es eben kommt, in einer auch wohl noch eine Kälberdirne für's Jungvieh; dazu auf jede Hütte 12 bis 20 Vierfüßler, vielleicht noch ein paar Hennen und ein Hahn — das etwa ist der Durchschnittsbestand einer steyrischen Almwirthschaft.

Nun die Schlüssel nicht mehr hinterm Ofen beim Bauer hängen, sondern unter dem Schwellenbrete der Schwaghütte selbst verborgen sind, läßt sich auch ein Blick in's Innere der Räume thun.

Zwei gesonderte Abtheilungen giebt's zumeist, an die sich eine dritte anschließt. In dieser wird Milch, Schmalz, Käse, Mehl und Salz verwahrt; die nächste enthält den breiten Herd, die Kessel und Geschirre und was sonst beim Schmalz- und Käsemachen gebraucht wird; die letzte Abtheilung endlich ist der Schwagerin Wohn- und Schlafzimmer. Hier zeigt sich die größere oder geringere Sauberkeit der Bewohnerin mehr noch als in der Vorrathskammer, in welcher auch die minder ordentliche Schwagerin selten eine Nachlässigkeit zur Schau treten läßt. Ein solch

Digitized by Google

viereckiges Schlafgemach hat meist drei kleine, vergitterte Fenster. In demjenigen, das wir eben betraten, steht das Bett hart neben einem dieser Fenster, so daß die aufgehende Sonne der Schlafenden unmittelbar in die Augen scheint, wenn ja das Morgenroth sie nicht schon an ihr Geschäft gerufen haben sollte. Das Bett selbst ist durch ein Bret noch über seine eigentliche Höhe erhöht. So hoch das Bret reicht, liegt frisches Stroh. Ein grobes Linnentuch bedeckt das stachlige Lager; ein Strohpfühl, eine schwere Federdecke vollenden die Ausstattung.

Es schläft sich nach ermüdender Bergersteigung in solchem Bette gut genug, zumal, wenn man nicht, wie Horaz bei seinem Nachtlager in Tres tabernae, plötzlich zu der verdrießlichen Wahrnehmung gelangt, daß man allzuschmackhaftes Blut in den Adern hat.

Ein Winkel des Schlafzimmers gehört den Heiligenbildern und die Wand bildet dort eine Art griechischer Ikonostasis. Was sich im Lauf der Jahre an solchen Reliquien ansammelte, fand daselbst einen Nagel, Madonnen, heilige Annen, Theresen, Magdalenen — vor Allen die letztern, eine mit der vieldeutigen Unterschrift: „Weil du viel liebtest, ward dir viel vergeben."

Unter dieser heiligen Ecke, wohin sich auch allerhand Neujahrs- und Geburtstagsbilder mit Versen und lustigen Sprüchlein flüchteten, steht der tannenhölzerne Tisch, welcher die Morgen-, Mittags- und Abendkost zu tragen be-

Digitized by Google

ſtimmt iſt und, um der dazu gehörigen Gebete willen, unter den Bildern und dem Crucifix ſeinen Platz hat. Zwei feſtgenagelte Bänke ſtehen daneben. Eine buntbemalte Zeuglade an der Wand, unter der am Nagel hängenden ſilbernen Taſchenuhr, enthält den Kleidervorrath der Schwagerin und die Betttücher zum friſchen Ueberziehen von Pfühl und Decke; denn es kann doch plötzlich ein Jäger- oder Fremdenbeſuch einrücken, um deſſen Willen ſich's lohnt, das Nachtlager zu räumen und zur Nachbarin zu gehen. Ein Roſenkranz, ein Kamm von hartem Holz, ein Strang Pferdehaare, ein Paar Flaſchen mit Thierarznei, auch wohl eine halbleere mit ſüßem Roſoglio — Nachlaß des letzten Jägerbeſuchs — ein abgegriffenes Gebetbuch vom vorigen Jahrhundert, ein Kalender voll rother Silengeſichter und ſchwarzer Satirprofile als Mondeskonterfeie, ein paar Büſchel Stierkraut und Fingerkraut — und das Inventarium der Schwaghütte iſt fertig.

Die Nacht über ſteht das Vieh im anſtoßenden Stall. Nach dem Frühmelken wird es ausgetrieben und ſucht ſich ſein Futter ſelbſt; Abends ruft die Stimme der Schwagerin es wieder heim. „Gemſl, Hirſchl, Schäkerl" tönt's dann in langgezogenen Rufen, und die Gerufenen kennen ſowohl den ſchmeichelnden Ton der Schwagerin, wenn ſie ihre Namen durch die hohle Hand ſchreit, wie wenn ſie den Unfolgſamen ein „Alle Galgen-Vieh" oder ſonſtige Verdeutlichungen ihres Heimrufens nachwettert.

Digitized by Google

Fällt ein Ungewitter ein, da giebt's am lichten Tage plötzlich Hallo auf der Alm. Alle Dirnen sind hinter dem weit umher verstreuten Vieh drein, jede bemüht, das ihrige mit Lockrufen, Schelten und Steinwürfen unter Dach und Fach zu schaffen; denn ein Nebel kann dem Wetter folgen und auf halbe oder ganze Tage das Eintreiben des Viehs vereiteln.

Oft auch hat sich ein Thier verklettert oder im Zerbenholz verwickelt, daß die Hülfe der andern Schwagerinnen aufgeboten werden muß, um es zu befreien. Oft hat sich eins völlig verloren und nach allen Seiten nun schweifen die Dirnen aus, um es wieder zu schaffen. Giebt es gar jungen Zuwuchs im Stall oder Vieherkranken, so müssen die Erfahrensten mit Rath und Hülfe herhalten, und allenthalben geschieht es willig, da das Trag und Hilf gar rasch in der Reihe herumkommt und wer heute Beistand leistet, morgen desselben benöthigt sein kann.

Dabei zwingt die stete Möglichkeit schlechter Witterung die Schwagerin zum Vorrathsammeln von schmackhaftem Futter. Und hier spornt der Eifer der einen den der andern. Während des Melkens will das Vieh die besten Kräuter fressen, sonst hält es nicht still; denn das Almvieh ist lebhaft, unruhig und nahezu der Wildheit zurückgegeben. Während Sturm und auch wohl Schnee es im Stall hält, will es gut genährt sein oder ein empfindlicher Ausfall an Milch folgt der Vernachlässigung sofort.

Digitized by Google

So benutzen die Schwagerinnen denn freie Stunden unermüdlich, um große Futterbündel von allen Seiten zusammenzuschleppen. Die sich der Mühe verdrießen ließe, unwegsame Stellen zu diesem Zwecke zu erklimmen, käme bald als schlechte Futtergeberin in Verruf, und da es der Mahr erführe und durch ihn der Bauer selbst, so hätte sie ihr Amt in Kurzem verscherzt. Man sieht die Schwagerinnen daher, ob sie auch weit aus dem Gesichtskreise ihres Brotherrn sind, immer vollauf beschäftigt. Sie haben einen schweren Dienst und die zwei bis drei Gulden Monatslohn, das grobe Paar Schuhe, das noch gröbere Hemd und das knallrothe Tüchle, worauf sie etwa Anspruch haben, werden sauer genug verdient.

Dennoch geht die steyrische Dirne gern auf die Alm. Sie hat dort eine Art Selbstständigkeit, welche im engen Bauerhof ihr fehlt und die jeder Dienende als eine große Erleichterung seiner Aufgabe ansieht und anstrebt. Im Hofe ist sie Kühmensch, Saumensch, wie die derbe Sprache des bäurischen „Hoflebens“ sie ohne Arg, aber auch ohne alle beschönigende Wendung, getauft hat. Auf der Alm ist sie Schwagerin, gleichberechtigt in einer Taschenrepublik von Leidens- und Freudensgefährtinnen. Der bergsteigende Naturforscher, der Tourist, der Maler, der Sittenschilderer ihres luftigen Daseins, — sie alle klopfen um Obdach bei ihr an, behandeln sie gut, verrathen ihrem langsamen Verstand, was sie selbst nur dunkel faßte: daß

Digitized by Google

es ein eignes, zauberisches, poetisches Leben hier hoch oben auf der Alm giebt, wohl werth, daß man Mühe und Anstrengung nicht scheue, um ihm auf flüchtige Stunden nahe zu kommen.

Am meisten spricht der Jäger ein, und man weiß, bis zu welcher gefürsteten Höhe eben in den steyrischen Gemsbergen der Name Jäger hinaufreicht. Wo anders als in den Hütten der Schwagerinnen läßt sich Nachtlager finden, wenn der Förster mittelst Staffette die Nachricht entsandte, ein Schildhahn balze hoch oben im Gebirg, ein Zwanzigender habe gewechselt, ein Steinbock sei schon zum zweiten Male gesehen worden? Vier- bis fünftausend Fuß Berghöhe beseitigen alle Etiquette, machen die Ständeunterschiede fast so zu Nichte, wie die Größeunterschiede der Schober und Stadeln da unten tief im Thale, und lassen jeden plumpen Bescheid jenen Reiz der Originalität behalten, der in gewissen Kreisen so schwer aufzutreiben ist. Wie gern wiederholt man noch immer das naive Wort des Köhlers, der einer hohen Person beim Forellenfang behilflich sein wollte, dem aber der, wegen eines vielbesprochenen Attentats, dieser hohen Person beigesellte und immer in der Ferne folgende Gensdarm ein Dorn im Auge war: „Ew. Gnaden, wir werden heut nix fangen, wenn Ihna der Herr Hofmeister da nit Ruh giebt."

Aber eine andre Art Aufsicht, als die schon dem Köhler

Digitized by Google

„zuwidre" fällt im hohen Gebirg weg. Kein Beichtvater steigt auf die Alm. Die Sommerzeit giebt den Schwagerinnen Beichtferien, und das Lied „Auf der Alm giebt's ka Sünd" spricht vollkommen aus, wie hier, hoch über den Kirchthurmspitzen der Flecken und Dörfer, das Maß von Schuld und — Unschuld eine weitere Fassung hat, als die dort unten gebräuchliche. Und das ist in einem Lande, wo das eheliche Band nur für begüterte Personen erreichbar ist, begreiflich genug.

In der That hat die Armuth hier fast niemals Aussicht bei jungen Jahren heirathen zu können. Der Lohn eines Holzknechts reicht eben hin, ihn in heilen Kleidern zu halten und für die immer durstige Kehle noch ein paar Sonntagsräusche übrig zu lassen. Nicht besser steht sich der Forstknecht oder Jäger. Kaum daß die Arbeiter in den Eisenschmelzen sich zu einer Art Selbstständigkeit durchhelfen. Selbst der „Mahr" eines Bauerhofes kann mit seinen fünf Gulden Monatslohn, dem üblichen Hemd und dem schweren Paar Bundschuhe nicht eben große Sprünge machen. Sie alle, mit wenigen Ausnahmen, werden deshalb in wechselnden Verhältnissen, denen die Weihe der Kirche und die Heiligung der gesetzlichen Anerkennung vorenthalten wurde, alt und grau.

Wo aber eine Sitte, und sei es selbst eine unbezweifelbare Unsitte, tiefe Wurzeln schlägt, da hat sie durch ihre Allgemeinheit schon eine Scheinberechtigung gewonnen, und

Digitized by Google

eine laxe Auffassung des einmal Unvermeidlichen tritt bald genug an die Stelle des richtigen Empfindens.

Fast jede Hausfrau fügt sich daher auch in die Nothwendigkeit, ihren Dienstleuten zu gewissen Stunden nicht strenge nachzuschauen. Sie könnte sich künftig selbst bedienen, wollte sie nicht fünfe gerade sein lassen. Eine Menge Ziehkinder, welche aller Orten untergebracht sind, die Folge dieser verschrobenen Zustände, wachsen ohne Vater und Mutter auf und bilden die natürliche Pflanzschule für die immer weitere Ausbreitung solcher launenhaften Bruchtheile des Familienlebens.

Uebereinstimmend mit der milden Beurtheilung dieser Verhältnisse findet man den freundlichen Gebrauch, sich solcher armen Kinder anzunehmen, wenn sie jemandem heimlich zugetragen werden, und sie nicht an's Findelhaus abzuliefern. Die zahlreichen Fehlgeburten aber und die große Menge der Todesfälle eben unter den Kindern der dienenden Klasse beweisen zur Genüge, wie wenig selbst der gute Wille der Begüterten Mißstände so folgenschwerer Art unschädlich zu machen im Stande ist, und auf welche Abwege zu Zeiten die Scheu vor den Kosten und Opfern, mehr fast noch als vor dem Bekanntwerden, führen mag.

Es wird hier nicht ohne Interesse sein, die statischen Quellen reden zu lassen, so weit sie uns eben zur Hand sind, und wie sich nach ihnen die einschlagenden Verhältnisse in sämmtlichen Provinzen des österreichischen Kaiser-

Digitized by Google

ſtaats*) einer Vergleichung darbieten. Eine eingehendere Zuſammenſtellung aller, bis jetzt uns nur in unvollkommenen Rubriken vorliegenden Merkmale der Sittlichkeits- und Erwerbsverhältniſſe wäre eine Arbeit, welche von großem Nutzen ſein könnte. Alles Predigen von den Kanzeln, alles Ausfragen und Schelten in den Beichtſtühlen, alles Miſſionsausſchreiben und Proceſſionsanordnen, ſo lobenswerther Eifer ſich darin bethätigen mag, ſie alle rühren nur an die Oberfläche der Erſcheinung und ihre Ergebniſſe ſind daher auch nichts in die Tiefe Reichendes. Eine wiſſenſchaftliche Verarbeitung des ſtatiſtiſchen Materials würde die geheimen Urſachen der offenen Schäden ganz anders an der Wurzel packen, und es wäre zu wünſchen, daß eben jener lobenswerthe Eifer ſich dieſem im Geheimen fortfreſſenden Schaden vorzugsweiſe zuwendete.

Wir haben in folgender Ueberſicht die Zahlen auf Promilledurchſchnitte zurückgeführt. Das Jahr 1851 als das in dem erwähnten Werke am vollſtändigſten ſtatiſtiſch feſtgeſtellte, dient den Ermittlungen als Grundlage.

---

*) Das Kaiſerthum Oeſterreich, von Dr. A. Schmidt und Prof. W. F. Warhenek. Wien 1857.

Digitized by Google

	Auf tausend Seelen der Bevölkerung kommen:				Es kommen auf tausend	
	Hochzeiten	Sterbefälle	eheliche Geburten	uneheliche Geburten	eheliche Geburten todte Kinder:	uneheliche Geburten
in Steyermark	6	25	20	7	21	31
„ Kärnthen	5	24	18	9	10	31
„ Krain	5	26	25	2	13	30
„ Istrien (mit Triest)	8	26	30	2	18	70
„ Dalmatien	7	23	26	3/4	3	32
„ Lombardei	8	28	34	1 1/2	11	54
„ Venedig	8	28	34 1/2	3/4	10	30
„ Schlesien	8	25	33	5	19	27
„ Tyrol	6	24	27	2	10	18
„ Salzburg	4	26	20	7	15	25
ob der Enns	6	25	23	5	19	27
unter der Enns (mit Wien)	8	30	26	10	26	45
in Bukowina	7	19	27 1/2	2	3	3
„ Siebenbürgen	9	24	33	1	8	24
„ Ungarn	11	30	40	2	9	20
„ Woiwodschaft, Serbien und Banat	12	30	40		fehlt Angabe	
„ Militärgrenze	15	38	40	1/2	9	28
„ Galizien	8	31	36	3	12	25

Ueber Croatien und Slavonien fehlen die Angaben.

Digitized by Google

Die beiden letzten Rubriken führen vor allem zu dem auffallendsten Einblicken in die Geheimfächer der untereinander so abweichenden Sitten. Es liegen aber die Schlüssel für die eigentlichen Ursachen so großer Abweichungen nur in Vermuthungen zur Hand. Die ärztlichen Behörden wären vorzugsweise berufen, ihre Untersuchungen diesem Felde zuzuwenden und durch klares Aufdecken der gewonnenen Resultate Abhülfe anzubahnen. Es scheint in dieser Richtung noch kaum der Anfang gemacht worden zu sein.

Zum Glück reichen diese Sittlichkeitsbilanzen nicht bis auf die Alm hinauf. Sie würden hier nichts bessern; denn Klostersitten bedurften noch immer des Zwanges und der bannenden Mauern, und die Natur müßte ihre Gesetze revidiren, sollte eine Schwagerin zum freiwilligen Nonnenthum hinneigen.

Da aber die Vorbedingungen einmal nicht anders sind, so mag ihren Folgen wenigstens der schwache Rest von Einfalt und Natürlichkeit nicht verkümmert werden, der doch noch einen Hauch von poetischer Jugendfröhlichkeit über das harte Arbeitsdasein dieser Gebirgsproletarier verbreitet.

Und das thut der Samstagabend, dieser schlimme Kiltgangsabend, gegen dessen Ausartungen der Volksfreund von Lützenflue mit so vielem Rechte in einem Lande, wo die Ehen weniger erschwert sind, den Eifer seiner Beredt-

Digitized by Google

ſamkeit entbrennen ließ. Am Samſtag Nachmittage ruht die Axt des Köhlerbuben, die Säge des Holzknechts. In den Schmelzwerken werden die Kohlen der mächtigen Eſſen ausgegoſſen, der ſchwere Hammer im Hammerwerk wird an die Kette gelegt, der Mahlgang zum Gebläſe trocknet aus und der immer reichliche Gebirgsſtrom brauſt durch die aufgezogenen Schleußen einmal wieder feſſelfrei dahin.

Denn erſt in der Frühſtunde der Montagsnacht beginnt des Heizers Geſchäft von neuem. So iſt dem Arbeiter alſo Zeit vergönnt, den Ruß der Eſſen und den Kohlenſtaub abzuwaſchen und ſich ſeiner kaukaſiſchen Abkunft im Wiedergewinnen der hellen Hautfarbe zu erfreuen.

Nun gehts dann aber auch im beſten Staat bergauf, eine Blume hinterm Ohr, Gamsbart oder Schildhahnsfeder auf dem grünen Hut. Die Beine ſtecken in kurzen, ſchwarzen Gams- oder Bocksleberhoſen; wo der blaue oder grüne Strumpf und die ſtramme Wade unten abſchließen, beginnt das hohe Oberleder des ſchwerbenagelten Bundſchuhs. Die Bruſt bedeckt der rothe, hinten offene Bruſtfleck von Kattun, darüber das grüne Tragband mit breitem Verbindungsband quer über die Bruſt. Die graue Joſchte mit kurzen grün belitzten Schößen hängt über die Schulter, damit das friſche weiße Hemd nicht verſteckt werde. Aus der Hoſentaſche guckt das Beſteck in blanker, vielverzierter Meſſing oder Stahlſcheide.

So gehts bergauf und zur Schwagerin.

Digitized by Google

Die aber hat ſchon früher als gewöhnlich eingetrieben, abgemolken und ihr beſtes Zeug angelegt. Auf dem Herde brodelt ein gewaltiger Keſſel mit Schmalz, d. h. mit eingeſottener Butter. Weißes Mehl wird hineingerührt, bis die fette Maſſe einigen Halt gewinnt. Dann kommt nochmals ein Löffel voll Schmalz hinzu, und nun iſt das Leibgericht der Steyrer, der glänzend fette Sterz, fertig. Milch iſt natürlich in Fülle zur Hand. Wein oder Roſoglio wird der Burſche mitbringen, wenn anders er ſeinen Vortheil verſteht. Und jetzt macht ſie ſich, ſo lange der „Bua" noch im Aufſteigen begriffen iſt, an's Jodeln.

Und der „Bua?" Weit hinab hört er's, „ſakriſch" weit hinab, und ihm müßt's gar ſchwach in den Lungen ſein, wenn er nicht zurückjodelte, daß die alten Gemäuer, wie der Steyrer das Gebirg nennt, vor Einſamkeit und langer Weile Echoruf zurückſtöhnen. Dazu werden, ſo oft bewölkter Himmel die Wege verdunkelt, Kienfackeln angezündet. Und ſo zieht ſich's leuchtend und jodelnd bergauf, daß die Dirnen im Thal nicht wiſſen, wohin mit den Augen und Ohren.

Denn gar viele Singweiſen ſind weit und breit bekannt genug, um daß bei der Melodie auch der fernen Lauſcherin gleich die Worte mit in's Ohr klingen, und die eine Weiſe, die mit dem ſchönſten Hulitzer ſchließt, mag hier, wie wir ſie der ſchmuckſten Schwagerin ſelber nachſchrieben, unſere Schilderung ſchließen.

Digitized by Google

Ich freu mi auf die Samstagnacht,
Do geh i zu mei Madl,
Ich tanz mit ihr en Steyrischen,
Sie dreht sich wie a Radl.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Und wie ich auf die Alma kimm,
So brommelt schon der Stier,
Und wenn ich bei der Schwagrin schlof,
So brummt er nah bei mir.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Die Schwagerin heißt Klareli,
Ist gar a saubres Madl,
Sie hat schwarzbraune Aeugelein
Und schlakkerische Wadl.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Der Kuabuab aus Tönibal
Ist gar e feiner Bua,
Er trinket gern, er zahlet gern,
Er geht der Schwagrin zua.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Im tyrolerischen Pinschkerland
Da machen's größere Käs,
Sie sehn's als wie die Schliefstein aus,
E Theil noch größer es.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Und dreimal um den Kas herum
Und dreimal um den Herd,
Und wann die Madl nit sauber sein,
So sei'us kein' Mann nit werth.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Digitized by Google

Eine Bauernhochzeit in Steyermark.

Bauernhochzeiten haben in allen Gegenden irgend eine Abſonderlichkeit, welche beachtenswerth iſt; hier ſei eine oberſteyeriſche beſchrieben.

Wie man weiß, iſt das Freien an ſich kein ganz leichtes Ding. Nicht, daß ein hübſcher Burſche grade immer mit Flederwiſchen heimgeſandt würde, wie in Langbein's warnender Dichtung; es giebt genug Mädchen, — auch in Steyermark — die der Ehe noch nicht abhold ſind. Aber zum Hochzeitmachen iſt mehr als das Einverſtändniß der beiden Brautleute erforderlich. Selbſt wenn die Eltern nichts einzuwenden haben — und ſie ſperren ſich doch nicht ſelten — ſo kommt noch weſentlich die Gemeinde und ihr guter Wille in Betracht. Handelt ſich's um einen Handwerker, ſo fragt ſich, ob eine Veranlaſſung vorliegt, dem bisher allein berechtigt geweſenen Schuſter, Schneider, Schmied oder wie das Handwerk immer heißt, einen Concurrenten zu ſetzen. Es kann

Digitized by Google

ſolches Bedenken drei, vier, fünf Jahre ungelöſt in der Luft ſchweben, und in der Zwiſchenzeit mögen die Brautleute einander in Geduld tröſten, oder ſich helfen, wie es die Landesſitte mit ſich bringt. Handelt ſich's um einen Knecht, einen Pachter, einen Landmann, ſo muß er ein rundes Vermögen nachweiſen; die rüſtigen Arme, welche ihm täglichen Erwerb verheißen, genügen nicht, um die Gemeinde über die Möglichkeit einer Verarmung des betreffenden Freiers zu beruhigen. Auch er mag warten, d. h. alt und grau werden und inzwiſchen ſich tröſten, wie es der Handwerker thut.

Dieſe Eheſchwierigkeiten haben ihre leicht errathbaren Folgen. Wir haben denſelben aus der Vogelperſpective des Almlebens ſchon einen Blick zugeworfen, hier genüge die Erinnerung, daß wir uns in einer Gegend befinden, wo viele Bündniſſe beſtehen, denen der kirchliche Segen aus gemeinde-politiſchen Gründen vorenthalten wird; daß eine weitgreifende Laxheit der Sitten dadurch ſich auch in den Verkehr ſolcher Perſonen eingeſchlichen hat, welche alle Bedingungen des Geſetzes zu erfüllen im Stande ſind, und daß der Pfarrer häufig ſein ganzes Anſehen in die Wagſchale werfen muß, um die Betreffenden gemeinſam zum Altar zu bringen.

Es iſt ihm diesmal gelungen und zwar hat er gleich zwei ſolcher Paare zum Altargange hinter ihren Herdſtellen hervor geholt; die ſonſtigen Verlöbnißförmlichkeiten freilich

Digitized by Google

ſind deshalb nicht mehr nöthig geweſen und der alte Blaſel am Eck, ſonſt der beliebte Vermittler, verdiente keinen Kuppelpelz.

Dieſer Blaſel hat das verſchmitzteſte Geſicht in der ganzen Umgegend, und ſeine fröhlich rothen Wangen überreden beſſer faſt, als es die mancherlei ſonſtigen Gründe vermögen, die ihm funfzigjährige Erfahrung in dieſem Geſchäft geläufig machte. Es mag ſich lohnen, ihm einmal auf ſeinen erotiſchen Botengängen nachzuziehen.

„Du, Kühmenſch", ſagt er da wohl Abends zu einer Schwagerin (Sennerin), die eben mit ihm hu und ho eintreibt, „was zahlſt für die Neuigkeit, die ich unter der Kappen hab?"

„He", giebt ſie zurück und wirft mit einem Stein nach dem unfolgſamſten ihrer Thiere, „dunſtig mag ſchon ſein, was du unter der dreckigen Kappen haſt. Mag eh nichts davon ſchmecken."

„Biſcht doch die biſſigſte Sau auf der ganzen Alm" ſagt der Blaſel wieder und macht ſich's bequem. „Geh her und ſchau, daß ich e Stutzen Millich zu ſaufen krieg. Auf die Sackwieſen geh ich nicht wieder vetteln (werben) und wenn der Gamsbauer ſelber anſpannen thät."

Während deſſen „hulitzt" die derbknochige Tonerl hinter ihren elf Kühen und Kälbern drein, ſchilt oder lobt ſie mit dem ganzen Titelregiſter herkömmlicher Vieh-

Digitized by Google

beinamen, ſperrt ſie endlich in den Stall neben ihrer Almhütte und macht ſich ſofort an's Melken.

„Haſcht dir's wegen des Natzels überdacht?" fragt der Blaſel nach einer Weile und zündet Feuerſchwamm an.

„Laß mi aus mit dem Fratz", tönt's hinter dem Kuheuter hervor, wo die Tonerl vollauf beſchäftigt iſt.

„Jehkers", ruft der Andre und ſchmaucht die kurze Ahornpfeife an, „jehkers, red'ſt doch grad, als ob der Natzel e Spucktriegel wär. 's iſt noch e riegelſamer (rüſtiger) Buab und lang zu guat für ſolch e Narrentaddel wie du."

Die Tonerl hat nicht gleich die rechte Antwort auf der Zunge und entladet ihren Zorn in einem Schlag mit der flachen Hand, den der Hintertheil der eben gemolkenen Kuh empfängt. Dieſe betrachtet ſich als entlaſſen, und die nächſtſtehende, „Mohrenkopf" betitelt, ſtellt ſich an den Melkſchemel.

„Wann du mi heint fortſchickſt", fängt der Blaſel wieder an, indem er aus dem Milcheimer einen Schluck thut und ſich mit dem Aermel den Mund wiſcht, „da ſchlag ich ihm die Wawi (Barbara) von der Bürgeralm vor."

„Die loamlakete?" (maulfaule, dumme.)

„He! ſie is gar nit ſo z'wider und für den Natzel gamblet (hübſch) g'nug. Das G'ſeiß (Schwatzen) braucht's bei ihm ohnedies nit."

Digitized by Google

„So thut's; 's werden nit die erſten und nit die letzten ſein, die du z'ſammenbatzen thuſt."

Der Blaſel dampft eine Weile in die Luft. „Wird's dir nit hart gſchehn, wann ein' Andre als du die Häuſelbäuerin werden ſollt?"

„Gar kei Spua!"

„E findiger (anſtelliger) Kampel is da Natzel, das is eh wahr, und auf dem Hof ſchaut's guſtios aus. 's is heint zu Tag a ſelten Ding, daß a Kühmenſch in a Haushalt hineinheirath', wo kei Fretterei (Kargheit) is. Was meinſt?"

Aber die Vevi iſt erſt achtzehn Jahre alt, und der Natzel ſteht ihr nicht an; er hat zwei Kröpfe ſtatt einem; für „a Hand voll Kletzen" (getrocknete Birnen) meint ſie, braucht ſie ihr glattes „G'frießl" (Geſicht) noch lange nicht zu verhandeln.

Der Blaſel hat ſie gut hochmüthig ſchelten und ihr prophezeien, es müſſe ſchon kurios kommen, wenn ein Andrer ſich finde, dem ihr „Mundſtückel mit dem Schneller drin" recht ſei. Sie will's drauf wagen; was er für Neues unter der Kappen hatte, hat ſie ihm gleich „angekannt und hat g'wißt, daß 's heint' die Koſt nit zahlen wird."

„Wenn 's ſo g'meint ſei", ſagt der Blaſel, „den Stutzel waſſrige Milch werd' er auch noch vergütigen können."

Aber den Kreuzer nimmt die Vevi nicht an. Er werde noch mancher Orten einſprechen müſſen, ehe er den Natzel

mit seiner „alten Müh" (altem Uebel) unterbringe. Die billigen Menscher ständen jetzunder schon zu schitter (zu undicht), als daß ein jeder „Schlankel" sie nur so im Müketzen (Blindekuhspiel) haschen könne. Mit dem Freien sei es „en eigen Ding und man müsse halt a Schneid dazu haben."

Damit ist die Unterhaltung zu Ende. Der Blasel packt ein. Nicht, daß er böse oder beleidigt wäre. Im Gegentheil, die Vevi „g'fallt ihm absunderlich", wie er sich's beim Bergabrutschen vorsagt, denn sie hat den Kopf fest auf den Schultern und „das Maul recht in der Mitten und immer geladen"; er wird schon einmal wieder auf die Sackwiesen hinaufstelzen, wenn erst des Schleackenbauers Sohn oder der Huber am feuchten Wehr ernstlich an's Freien denkt. Einstweilen wird er nach der Bürgeralm hinüber trollen — heute freilich nicht mehr — und die loamlakete Wawi sondiren. Sie ist schon ein halb Dutzend Almsommer älter als die Vevi und wird aus ihren Ersparnissen für den Besuch und Antrag des Blasel am Eck ein Uebriges thun.

Hat er dem Natzel auf solchen diplomatischen Rundreisen dann endlich ein „Weibsbild" verschafft, und ist wegen der Ausstattung und der Absagung alles festgemacht worden (der Freier pflegt eine Geldsumme der Braut zu bestimmen, über die sie nach seinem Tode verfügen kann und die ihr zugeschrieben wird), da begleitet er die

Digitized by Google

Beiden auch noch zum Pfarrer, damit die „Verlöbniß“ von diesem bestätigt und die Abkündigung durch ihn vollzogen werde.

Nach diesen Förmlichkeiten rückt der Tag heran, wo der Natzel im besten Aufputz als Hochzeitbitter zu der Verwandtschaft und Freundschaft umhergeht. Braut oder Bräutigam begleiten ihn, wenn es ihnen eben bequem ist. Doch richtet er es auch häufig allein aus.

Von diesem letztern Rundgange an gerechnet, hat während der nächsten vierzehn Tage der Frauenschneider des benachbarten Marktfleckens, wo die Kirche liegt, alle Hände voll zu thun. Nichts andres als Putz für die Braut, für die Kranzjungfern, für die übrigen geladenen Frauen und Jungfrauen wird auf Bestellung angenommen. Der zweite Frauenschneider in spe, sonst nur im Verborgenen thätig, weil von dem Gemeindevorstand als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft bisher immer mit seinen Niederlassungsgesuchen abschlägig beschieden, wagt sich jetzt bei hellem Taglicht zu seinen Kunden und seine Ehehoffnungen steigen, wie ein gut gefüllter Ballon, um freilich nach Ablauf jenes Termins um so tiefer hinabzusinken.

Aber wenn zu der heutigen Doppeltrauung ein Theil der Vorbereitungen ohne den Blasel fertig gebracht wurde, so läßt er es sich doch auch hier nicht nehmen, durch Handleistungen aller Art die Unentbehrlichkeit eines Ceremonienmeisters nachzuweisen, und seine schnarrende Stimme wird

Digitized by Google

uns im Verlauf der Feierlichkeit noch öfter an das Ohr klingen.

Das eine Paar ist in dem Marktflecken heimisch, das andere in einem der benachbarten „Gräben" oder Engthäler.

Um elf Uhr Vormittags soll Messe abgehalten werden. Zehn Minuten vor der bestimmten Zeit rollen drei niedrige steyrer Wägelchen, jedes mit einem Hengst oder Walach bespannt, aus dem Graben nach dem Markt herauf; draußen vor dem „Freidhof" (Friedhof), in dessen Mitte die Kirche liegt, halten sie still. Herab steigt ein Bauer von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, der „untere Hirschbauer", das ist der eine Bräutigam. Als er den grünen Steyrerhut mit grünem Band, Blumenstrauß und „Gamsbart" vom Kopfe zieht, zeigt sich kein graues Haar, doch haben seine Bewegungen schon etwas Unbeholfenes, und die vielen Runzeln um Auge und Mund weisen eine hübsche Anzahl Jahrringe nach. Ein nagelneuer dunkelgrüner Rock mit hohen Achselfalten reicht ihm bis auf die Knie hinab. Die Weste ist roth; die tuchene Hose umgiebt nach unten ein blanker, fußhoher Lederstoß.

Der „untere Hirschbauer" ist Wittwer. Mit seinem Hof steht es nicht schlecht. Was ihn aber selber betrifft, so liebt er von Weinen vorzugsweise den mittelfarbigen Schilcher, doch verschmäht er nach der vierten oder fünften Halben auch den Schwarzen nicht, wenn eben kein

Digitized by Google

Blanker zur Hand ist. Nicht immer freilich gelingt es ihm, Abends den Heimweg über die Brücke beim Köhler zu finden; in solchen Fällen kehrt er in's Wirthshaus zurück und versucht am nächsten Abend, ohne den Tag über heimzukehren, ob denn wirklich bei Nacht die Brücke nicht passirbar sei. Eine zähe Gründlichkeit, welcher er oft halbe Wochen zum Opfer bringt.

Uebrigens sitzt ihm, trotz der Furchen und Runzeln, der Schelm noch immer im Nacken, und man erzählt sich, daß er dem Pfarrer auf seine Reprimanden erwidert habe, er wisse nicht, wie er zu der Ehre komme, früher als der gnädige Herr droben auf dem Schlosse Kirchgang halten zu sollen, worauf ihn der Pfarrer an das Sprüchlein erinnert habe: Eines schickt sich nicht für Alle.

Die Braut ist Magd beim „obern Hirschbauer" gewesen, d. h. bei demjenigen Huber, welcher eine Viertelstunde oberhalb ihres Bräutigams am Berg wohnt. Wie ihr Zukünftiger heißt, wird sie wahrscheinlich zum ersten und letzten Male heute am Altare vernehmen, denn im täglichen Verkehr heißt sie künftig die untere Hirschbäuerin und Niemand fragt nach weiterem Vor- und Zunamen. Der Sprung vom Wagen hinab auf die Straße — sie saß auf dem zweiten Wagen — hat ihr für dies Mal keine Mühe gemacht. Ob sie sich dabei plump oder zierlich ausnahm, darauf giebt Keiner Acht und sie selbst weiß davon am wenigsten. Sie ist fünfzehn Jahre lang Schwagerin auf

Digitized by Google

der Dullwitzen gewesen, und hat beim Futtersammeln ihre Geh- und Steigwerkzeuge zu herkulischer Kraft ausgearbeitet. Es ist fast Verschwendung, daß sie nicht, wie der Blasel am Eck meint, Einen auf der Höh freit. Ihr Anzug ist denn auch derjenige der Schwagerinnen, hellbunter Kattunrock bis auf die Fußenkel, braunes Jacketerl oder Spenzer mit bauschenden Aermeln, rothseidenes Halstuch, schwarze, blanke Schürze, weiße Strümpfe und hohe schwarze Schnürstiefel von starkem Kuhleder. Sie mag einige dreißig Jahre alt sein, vielleicht noch ein Weniges jünger. Der „untere Hirschbauer" führt, wie die Nachbarn sagen, einen rührigen Stock im Hauswesen; es scheint fast, man hat sie eben damit aufgezogen, denn ihr Gesicht ist kein sonderlich hochzeitliches.

Zwei Kranzjungfern entladet das letzte Wägelchen. Sie tragen vollkommen den nämlichen Anzug wie die Braut. Nur die Kränze sind verschieden. Die Braut hat einen nachgemachten Myrthenkranz im Haar; um diesen einen Halbkranz von Rosmarin. Bei den Kranzjungfern ist der Vollkranz aus gemachten weißen Rosen zusammengewunden. Alle tragen Schürzen, aber keine hat Schmuck oder Ringe an den Ohren, eine der auffallendsten Abweichungen von allem, was jenseits der Alpen weibliche Festausstattung kennzeichnet.

Den drei Einspännern haben sich noch etliche Zweispänner zugesellt. Im ersten derselben sitzt eine Musik-

Digitized by Google

bande, ſechs Mann ſtark, ſämmtlich Bläſer. Sie haben den Brautzug von dem Wirthshauſe, woſelbſt die Geladenen und das Paar ſchon eine Suppe und ein ſogenanntes ſaures Fleiſch einnahmen, nach der Kirche begleitet und ziehen jetzt an der Spitze des Zugs blaſend in die Kirche und auf den Chor. Noch ehe ſie die Kirche betraten, zog die Braut nach bäuerlichem Brauche einen Gulden aus der Taſche und zahlte damit der Bande die gehabte Mühe. Dem Brautpaar nämlich kommt es nicht zu, mehr als einen kleinen Theil der Tageskoſten zu beſtreiten und dieſe Schuldigkeit wird ſolcher Art bei erſtem paſſenden Anlaß abgetragen. Was während des Reſtes des Feſtes für Aufſpielen zum Tanz gezahlt werden muß, zahlen die Gäſte, indem bald dieſer, bald jener einen Tanz beſtellt und mit einem Gulden bezahlt. Auch das Mittagseſſen zieht der Wirth von den Gäſten ein und hält in vielen Fällen das Brautpaar ſelbſt frei. Dafür iſt von Geſchenken an das letztere am Vorabend der Hochzeit keine Rede, wie denn der nordiſche Brauch des Polterabends überhaupt nicht bekannt iſt.

Während der Brautzug ſich auf den Bänken des Kirchenſchiffs ausbreitet, rechts die Männer, links die Weiber, und der Blaſel am Eck geſchäftig hin und her ſtapft, hört man Böllerſchüſſe im nahen Markt. Zugleich ſetzt ſich — man gewahrt es von der Höhe des Hügels — der andere Brautzug in Bewegung. Er hat eine gute

Digitized by Google

Viertelstunde Weges zu machen und kommt jedenfalls um eben so viel zu spät zur Messe, denn der Pfarrer hat erklärt, keine Minute warten zu wollen. Aber heute ist Musik auf dem Chore und die Ceremonie wird immer noch eine hübsche Zeit länger dauern, als der Zug ausbleiben kann. Während nun drinnen die Messe beginnt, das Glöcklein läutet und die Orgel brummt, klingt näher und näher die Hornmusik des verspäteten Zuges und nach und nach erkennt man zwischen dem Kukuruz- und dem Spelzfelde des Herrn Pfarrers eine Reihe städtisch gekleideter Männer und Weiber, unter welche sich einzelne steyrer Trachten, wie Fahnen aus dem Türkenkriege, veraltet und urväterlich, gemischt haben. Die Braut hat etwas Buckel, dagegen fehlt ihr der jungfräuliche Schmuck des Kranzes, was hier ziemlich unbeachtet vorübergeht. Aus Rücksicht auf das Fehlen dieser Zierde haben auch die drei Kranzjungfern dem Kopfschmucke entsagen müssen. Eine weiße Camelie am rechten Ohr ist alles, was sie im feingeflochtenen Haar tragen. Der Männer Hüte sind mit gemachten Blumen und buntem Flitter verziert, Angebinde, welche die Braut beim Antreten des Zuges vertheilt.

Vor der Kirche hält der Zug einen Augenblick, um das Abschießen der in den Sand des Friedhofs eingegrabenen Böller abzuwarten. Dann trompetet er in die Kirche und mitten in die Messe hinein, versteht sich mit der lustigsten Melodie, welche im Notenbüchel aufzufinden ist.

Digitized by Google

Endlich hat Jeder ſich geſetzt und die Ceremonie nimmt ihren Fortgang. Die Kirchenmuſik in den ſteyriſchen Dorfkirchen iſt meiſt ſehr mittelmäßig. Eiſenerz, Admont, Katrein, wo Bittmann's nicht unbedeutende Kraft wirkt, machen Ausnahmen. In den übrigen Kirchen herrſcht ein buntes Durcheinander von alten und neuen Scharteken und man hat Mühe zu ſagen, ob die Auswahl der Muſikſtücke oder ihre Ausführung mehr zu wünſchen übrig läßt. Heute vernehmen wir nach manchen andern Wunderlichkeiten das Duett:

In deinem Arm zu weilen,
Freund, welche Seligkeit!

Es iſt für Chor arrangirt und ein neuer Text dazu gegeben. Wir hören nur die Muſik des liebeſchmachtenden Duetts und uns klingen die alten Worte unwillkürlich dabei im Ohre, dabei ſchweift unſer Auge von dem untern Hirſchbauer und dem faſt unentdeckbar kleinen zweiten Bräutigam, einem ehrbaren Huterer oder zu deutſch Hutmacher, nach der Kanzel hinüber und wird dort von einer Anzahl vergoldeter Holzengel feſtgehalten, welche in der geſpreizten Anmuth der Zopfzeit ſeit einigen ſechzig bis ſiebzig Jahren um Aufmerkſamkeit werben. Der am meiſten Vorgedrängte hält ein brennendes goldenes Herz in den Händen. Es taugt vortrefflich zu dem überliebeſeligen Duett.

Endlich aber iſt die Meſſe zu Ende.

Digitized by Google

Die Paare treten neben einander zum Altar. Mit deutlicher Stimme werden jedem derselben die Erklärungen und Pflichten ihres Bündnisses vorgelesen; dann folgen für jeden Einzelnen drei Fragen, welche mit Ja zu beantworten sind; hierauf Ringwechsel und Umwinden der rechten Hände jedes Paares mit der Stola des Geistlichen.

In diesem Augenblick beginnt wieder die Thätigkeit des Ceremonienmeisters. Der geschäftige Blasel am Eck bringt zwei Flaschen Wein und vier Gläser an den Altar, und nun trinkt der Pfarrer jeder der betheiligten vier Personen den ersten Ehetrunk zu. Des Hirschbauers Wein ist trübe und herbe, man sieht's dem Gesicht des Pfarrers an; desto besser ist der des kleinen Huterers. Nachdem der Trunk am Altar vorüber ist, erhalten die Umstehenden und dann die weiter noch Anwesenden durch den Blasel am Eck eingeschenkt und er verfehlt nicht, die Freigebigkeit bei diesem Geschäft auf möglichst viele auszudehnen. So geht zuletzt das Trinken durch die ganze Kirche.

Während dessen erdröhnt draußen wieder Böllerschießen. Die Musik zieht in's Freie. Der Kellner mit grünem Käppchen auf dem Kopfe drängt sich nach der Sakristei durch, um der leeren Weinflaschen habhaft zu werden, ehe sie in Scherben gehen. Der Pfarrer schreitet grüßend und salbungsvoll lächelnd nach seinem nahen Hause hinüber, um vor seiner Thüre die beiden Züge an sich vorbeidefiliren zu lassen. Hinter ihm drein schlenkert

Digitized by Google

der Schulgehülfe, einen Teller in der Hand, auf welchem die Pfarr-Gebühren unter einem bunten „Nastüchle" von Baumwolle, nagelneu und ein Geschenk des bäuerlichen Paars, versteckt liegen. Ein Bouquet von gemachten Blumen, welches die Gabe vollends verbirgt, gemahnt an die Entstehung des Wortes: Unter der Blume.

Wie alt der Brauch des Taschentuchschenkens ist, läßt sich nicht füglich mehr ermitteln. Die Volkseinfalt aber leiht der Gabe eine symbolische Bedeutung. Das Tüchle, heißt es, hat die Bedeutung eines Thränentuchs, das der zum Cölibat verurtheilte geistliche Herr benutzen mag, so oft ihm das Zusammengeben eines glücklichen Paares das Wasser in die Augen bringt. Kirchlichen Personen muß der Volkswitz nun einmal eine spöttische Seite abgewinnen. Die symbolischen Thiere an den altgothischen Thurmrinnen und Portalen sind nicht ohne Grund oft so possirliche Käuze.

Ehe sich der bäuerliche Zug aber wieder geordnet hat, giebt es ein Gedränge zwischen den Burschen; die Braut muß geraubt und versteckt werden, damit sie der Bräutigam durch ein „Jausen" (Essen außer der Zeit) wieder auslöse. Der Raub geht um so leichter von Statten, als sich weder Braut noch Bräutigam seit ihrer Trauung um einander kümmerten, und der „Hirschbauer" fügt sich mit guter Laune dem unvermeidlichen Tribut.

Bei dem Zuge, welcher dem Marktflecken zugehört,

Digitized by Google

fallen dieſe Schnurren weg, vielleicht, weil der Kranz fehlt, vielleicht auch, weil man ſich hier möglichſt der Stadtſitte nähert.

Da dieſe faſt aller Orten ähnlich iſt, folgen wir dem bäuerlichen Zuge.

Wieder hat man die Wagen beſtiegen. Die ſtarken Pferde greifen aus, die Muſikanten blaſen, was nur die Lungen hergeben wollen; zum Wirthshauſe geht's, wo bereits die zweite Suppe dampft.

Zuerſt aber wird zum Tanze angetreten, ja, zum Tanze! Ihr meint vielleicht, der alte Hirſchbauer werde den Zuſchauer abgeben? Da müßte er kein Steyrer ſein. Bergſteigen, Sterz-Eſſen, Schilcher-Trinken und Steyriſch-Tanzen, das vierblättrige Kleeblatt verdorrt keinem Steyrer, ſo lange Leib und Seele noch zuſammenhalten. Es iſt wahr, der Hirſchbauer hebt die Beine beim Tanzen gewaltig hoch und es ſieht ſein Sprung ſich an, als wolle er den Hochſchwab erklettern; aber aushalten thut er doch, und wenn man ihn mit der kopfhängeriſchen Braut vergleicht, die übrigens ein Andrer herumſchwenkt, ſo weiß man nicht, wem man lieber zuſchaut.

Nun ſetzt man ſich in den engen Zimmern an die gedeckten Tafeln. Zwei rieſenhafte Wirthstöchter warten auf. Es wird das übliche Tiſchgebet von Jedem geſprochen, dann ſagt der Blaſel am Eck — er räuſpert ſich ſchon lange — ein paar herkömmliche Worte und hinein geht's

Digitized by Google

mit den Zinnlöffeln in die Suppe. Ihr folgt gekochtes Fleiſch mit Salat.

Dann wiſcht man ſich den Mund, und wer Luſt hat, tritt wieder zum Tanze an.

Dem Tanze folgt eine dritte Suppe, dieſer wiederum eine Fleiſchſpeiſe, gebraten, und ein Zugericht.

Dazwiſchen von neuem Muſik und Tanz.

So geht's von Mittag an bis etwa ſieben Uhr Abends fort.

Wein ſteht in unverkorkten Flaſchen auf dem Tiſch und ſo lange die Tafel dauert, wird nichts extra bezahlt.

Natürlich genügt auch der dehnbarſte Bauernmagen nicht zum Aufnehmen aller dargereichten Speiſen. Bezahlt aber müſſen ſie werden. So hilft ſich denn Jeder, indem er nach altrömiſcher Sitte den Ueberfluß auf einem ſogenannten „Beſcheidteller" ſammelt. Während des Eſſens häuft er auf dieſen die leckern Biſſen, welche während der folgenden ſieben magern Tage den Nachgeſchmack der ſieben fetten Tafelſtunden fortdauern laſſen ſollen. Am Schluß der Sitzung knotet er ein Tuch um den hoch geſtapelten Vorrathsteller und ſendet die gemachte Beute durch ein Kind heim. Vor völligem Schluß des Mahls tritt auch wohl bei einem oder dem andern Gericht ein guter Freund mit ſcharfem Zuſchauerappetit an die Stelle des Geladenen, oder die Frau oder das Kind des Letztern nimmt auf ein paar Minuten den wünſchenswerthen Poſten ein, und

Digitized by Google

räumt mit Löffel und Finger unter den erreichbaren Tafelkostbarkeiten auf. Uebrigens ißt der Steyrer auch zu Hause viele und fette Speisen, wie denn fast alle auf den Almen bereitete Butter als Schmalz in steyrischen Küchen verbraucht wird, so daß keine Ausfuhr stattfindet. Somit sieht man zwar handfest zugreifende, aber keine ausgehungerten Stellvertreter.

Um sieben Uhr macht sich der Wirth, mit einem Holzteller und einem Stück weißer Kreide bewaffnet, an den Rundgang. Was jeder Gast zu zahlen hat, pflegt nicht vorher festgesetzt zu werden. Um der Kundschaft willen weiß man schon, daß der Wirth leistet, was in seinen Kräften steht und daß er sich mit einem mäßigen Ueberschuß begnügen wird. Meist handelt sich's dennoch um $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Gulden für jeden Gast.

Während dieses verstimmenden Geschäfts sucht der Ceremonienmeister die Gemüther von Neuem aufzurichten. Er ist auf den Tisch gestiegen und spricht in Reimen. Natürlich kann er nicht lesen und bekümmert sich deshalb um kein Concept. Ein Theil früherer Knittelverse mag ihm von andern Hochzeiten her noch im Gedächtniß liegen. Im Ganzen aber gehen seine Späße doch ziemlich gerades Wegs auf diese Braut und diesen Bräutigam und er wird unter seinem Schindeldache manche Stunde als Reimsprecher gewirthschaftet haben, ehe er sein heutiges satzreiches Festgedicht glücklich zusammenschweißte. Dafür

Digitized by Google

lohnt ihm allgemeine Heiterkeit und immer neues Gelächter. Nach zwanzig Minuten ist er bis an den letzten Trinkspruch gelangt und damit hat auch diese Belustigung ein Ende.

Nun wird im engen Tanzsaal neu gekehrt, frische Luft eingelassen, Federweißstaub gestreut. Die ungeduldigsten Tänzer tummeln sich jauchzend und jodelnd auf den noch leeren Dielen umher. Sie tragen schwere Nagelschuhe und zwar nicht nur, weil leichtes Fußzeug in ihrer Schuhlade fehlt, mehr noch, weil sich's in fünf Pfund schweren Bundschuhen sicherer steht und geht und weil's mit eisenbeschlagenen Sohlen erst recht „trampft". Was in dieser Beziehung ein steyrer Tänzer leistet und ein steyrer Tanzboden aushält, läßt sich nicht füglich beschreiben. Das Aufjauchzen wechselt mit dem „Trampfen" und der ist der rechte Bursche, der Alle übertönt. Aber damit genügt's nicht. Auch die Fäuste müssen ihr Recht haben. Mitten im steyrer Tanz treten die Tänzer plötzlich gegen einander, und während die Tänzerinnen sich im Kreise weiter bewegen, klatschen jene mit aller Kraft in die breiten Hände, und wieder ist der rechte Bursche, wer alle andern im Händeklatschen übertönt.

Den Dirnen ist ein weniger lärmender Theil vom Tanz zugefallen. Sie lassen sich drehen und schwenken, bald rechts, bald links, bald unter des Tänzers Armen durch, bald im Kreise um sich selbst, die Arme von dem

Digitized by Google

Tänzer hoch empor gehalten. Nun ſetzt es einen Kuß, jetzt wieder gilt es, den berauſchten Burſchen bei ſeinen wagehalſigen Drehungen, Sprüngen und Knixen vor völligem Umfallen zu bewahren, oder ſich nicht durch nachdrängende Paare von ihm, der ſich im lange fortgeſetzten Solo gefällt, trennen zu laſſen. Die tollſten Erfindungen des Augenblicks ſuchen auf der Stelle ihren Ausdruck durch Sprung, Tritt und Wendung, und, wie jeder Volkstanz, lebt der echte Stehrertanz in ſeiner Blüthe von dem Schaum der Luſt und des Rauſches, den die Minute aufſteigen läßt.

Hat des Hirſchbauers Tanzgeſellſchaft unter dem Einfluß dieſes naturwüchſigen Hauchs etwas Poetiſches?

Nicht ſonderlich viel, geben wir's nur gleich zu. Wir wollen einen Schritt näher herantreten. Da iſt ein echtes Schweizergeſicht, das uns ſchon auf dem leeren Tanzboden auffiel, ein Burſche von etwa 25 Jahren, das Haar weit in der Stirn, den grünen Hut im Nacken, keinen Tanz läßt er überſtehen; welche Dirne er ſchwenkt, gilt ihm ganz gleich, bald eine ſchmucke, bald eine „ſchiache" (häßliche), bald auch ein altes Weib, denn hier tanzt jedes Alter. Er hat noch kein einziges Mal ſeine Tänzerinnen angeſehen, hat kein Wort mit ihnen geredet, ein Holzklotz im Arm wäre ihm gerade eben ſo lieb. Muſik und Schilcher treiben ihn, und wenn er trampfen, klatſchen, jauchzen und dabei, den Kopf voran, bis zum Morgenroth ſich

Digitized by Google

austoben kann, so hat er die Schale des ihm begreiflichen Festgenusses bis auf den Boden geleert.

Vielmehr Don Juan ist ein anderer Tänzer, ein Postillon mit farbiger Weste und dicken silbernen Knöpfen, hohen blanken Stiefeln, Lederhosen und Hemdsärmeln. Er findet zu einem Bußerl Zeit und Stimmung und tanzt vorzugsweise mit einer weiblichen Sammetjacke, unter welcher ein schon etwas der Stadtluft befreundetes Herz klopft.

Dann kommt die Reihe an den Grünbüchler, ein Mann von etlichen vierzig Jahren, als „Rauschiger" bekannt, aber auch als der gewandteste Tänzer von allen.

Folgt der immer vor sich hinlächelnde Jörgel vom Steinbruch, von Kopf bis zu Fuß Gebirgsmensch, unermüdlich nie aussetzend, trotz seiner 48 Jahre, und seine bessere Hälfte schwenkend, so lange das Klapphorn nur noch Athem hat.

Auch die niedliche Tochter des Grünbüchler mit koketem grünem Filzhut, kaum der Schule entwachsen und füglich noch etwas zu jung für diese Nachtschwärmerei, hebt sich von dem Tanzknäuel vortheilhaft ab, ohne übrigens sonderlich saubere Tänzer zu finden; denn hier verlangt man Handfestes.

Damit ist aber der Schaum auch abgeschöpft, und die mehr possirlichen Figuren kommen zum Vorschein. Vor allem, mit apfelrundem Gesicht, ein vier Fuß hoher Amts-

schreiber aus der Nachbarschaft, fünfzig und etliche Jahre alt, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß es ihm zukomme, besser zu tanzen als die Uebrigen; seit einigen Jahrzehnten beständig auf Freiersfüßen und, trotz der vorrückenden Kinderjahre, jugendlich und grün durch die ewige „Hoffnung auf besseren Gehalt."

Ihm zunächst nutzt ein hochschultriger Schuhmacher die köstliche Gelegenheit aus. Er ist Trunkenbold von Profession und führt zu Hause einen nachdrücklichen Riemen. Am Nachmittag hat er einen Gulden zusammengeborgt. Der geht für Wein auf. Geladen ist er nicht, Tanzmusik kann er auch nicht zahlen; aber das drückt ihn nicht. Er springt trotz dem besten, und sein geprügeltes Weib, das ihn am Morgen berauscht heimschaffen wird, springt am Arm des Nachbar Schneiders hinterdrein; die zwölfjährige schmale Blondine, welche keinen Tänzer, wohl aber eine Schulgenossin fand, mit der sie jetzt umherkreist, ist die älteste Tochter. Kegelaufsetzen auf der Schmirakelbahn des Sagerwirths ist im Laufe der Woche ihr kleiner Ferienerwerb und wird es noch ein paar Jahre bleiben, bis, der Himmel weiß, was sonst aus ihr wird.

Als wir uns zum Fortgehen anschicken, lächelt uns ein wohlbekanntes Vollmondsgesicht an, und wir bleiben noch einen Augenblick stehen, um uns die Beleuchtung nicht entgehen zu lassen, welche der pfeifeanzündende Kienspahn über sein gutmüthiges Gesicht verbreitet. Warum er

Digitized by Google

lächelt, der taube Jäger und das eine Auge zukneift? Weil's heute für ihn ein kurioſer Tag iſt, und eine verworrene Ahnung in ihm umgeht, daß ein empfindſames Gemüth aus ſeinem Bezuge zu dem heutigen Feſt etwas zu machen verſtände. Er ſelbſt verſteht's natürlich nicht, und wenn er heute Morgen, während des Hochzeitläutens und Böllerſchießens, waldeinwärts auf die Pürſch ging, ſo hat er ſchwerlich ein andres Gefühl dabei gehabt, als etwa Valcour in Kotzebue's „Wittwe und Reitpferd", als er ſein wieder gefundenes Weib Angelique in ſo guten Händen ſieht, daß er jeden Anſpruch auf ihren Wiederbeſitz mit Nachdruck ablehnt. Die jetzige untere Hirſchbäuerin dreht ſich inzwiſchen kopfhängeriſch mit dem hoffnungsgrünen kleinen Schreiber umher, der untere Hirſchbauer ſteigt mit der Frau des Glaſers hinterdrein.

Der Jäger mit dem Vollmondsgeſicht ſchmunzelt und ſchmaucht und gönnt ſich heute einen Achter ſtatt des herben Sechſerweins, fällt doch künftig wohl ein Koſtgeld weg, das er bisher in's Findelhaus zahlte, und das jetzt vielleicht der Hirſchbauer zahlen wird — vielleicht — dergleichen ſanguine Hoffnungen verrathen, daß der Jäger ſchon über den Durſt trank; er ſollte den geizigen untern Hirſchbauer doch beſſer kennen! Und die kopfhängeriſche Hirſchbäuerin mit ihrem Jungfernkranz ... Aber wir ſind in einer ſchlimmen Gegend und wollen machen, daß wir nach Hauſe kommen.

Digitized by Google

Ein unberühmtes Genie.

Es giebt im Gebirge hie und da Schluchten, in welche nie oder nur ein paar Mal im Jahre die Sonne dringt. Molch und Salamander, um mit Bürger zu reden, fühlen sich dort heimisch. Der Jäger steigt nur in ihre Tiefe hinab, wenn ein angeschossenes Wild dahin floh; der Wandersmann geht vorüber, und wenn er noch so müde ist, ruht er lieber da aus, wo die Sonne es ihm vorgethan hat.

Der, von dem wir reden wollen, wohnt in keiner ganz so schlimmen Schlucht. Aber die Sonne der Aufmunterung dringt doch nicht bis zu ihm, die Gunst des Glückes hat ihn nicht erreicht. Es geht ihm nicht viel besser, als dem ewig unbesonnten Gras und Moos in jenen gottverlassenen Gebirgsklemmen; der Himmel spannt sein blaues Zelt über ihnen aus, die Lerchen trillern hoch, hoch im goldburchstäubten Aether; bis zum längsten Tage hoffen Gras

Digitized by Google

und Moos, die Sonne werde hoch genug steigen, um ihnen einen Blick zu schenken — aber die Sonne dringt nicht bis zu ihnen hinab.

Es ist eine mißliche Sache um eine Begabung, die nicht zur völligen Meisterschaft sich durcharbeitet, die nicht bis zu dem Punkte gelangt, über den eigenen Werth klar zu werden, die da in engen Verhältnissen verkümmert. Hundertmal beneidenswerther der Unbegabte, der Lehm- und Thongebliebene! Ihm bietet seine rohe Thätigkeit Würze des Lebens. Hunger und Durst, und Sättigung in ihrem Gefolge. Aber wem die Kunst einmal den Tisch deckte, wer einmal den Traum geträumt hat, zu Großem berufen zu sein, dem trägt der Baum des Lebens keine fröhliche genießbare Frucht, so lange diese Frucht nicht in dem Garten der Kunst reifte, so lange er sich da nicht speisen lassen darf, wo er an seinem Platze zu sein wähnt.

Wir haben es in der nachstehenden Zeichnung mit einem Schulmeister zu thun. Man erschrecke nicht! kein Pfaffenhofener Barde ist's; Tumelicus und Thusnelda haben nie seine Träume beunruhigt; er ist kein Fechter von Ravenna, noch viel weniger ein literarischer Handwerksbursche, der im polizeilichen Sinne „fechten" geht. Musik ist seine Kunst, Schüchternheit und Dürftigkeit wohnen mit ihm unter einem Dache. Dennoch ist er kein geradezu Armer. Im Gegentheil, er ist in seiner Art nicht schlecht gestellt; und wenn man einem begabten

Digitized by Google

Menſchen, der Flügel hat, aber nicht Freiheit zum Fluge, mit demſelben Scheffel zumeſſen dürfte, wie einem von dem gewöhnlichen Schlage, ſo gäb es wohl gar hinten in Baiern, in Preußen und an vielen andern Orten Leute, die ihn noch beneiden würden. Die Gemeinde, wo er lehrt, hat 1200 Seelen. Nur 10 Kinder auf's Hundert braucht er gratis zu unterrichten, die übrigen zahlen, wenig wohl, aber ſie zahlen doch und die Naturalien-Lieferungen, welche ihm ſonſt noch als Organiſt und Kantor zukommen, kann er beziehen laſſen oder ſelbſt in Geſtalt von Schinken und Eiern einholen. So ſagte uns der Pfarrer von Katrein, als er im Wirthshaus zum Lamberger uns gegenüber ſeinen hellrothen Steyrer ſchlürfte. Wir ſchreiben alſo keinen Bettelbrief für ihn, wir wollen nur ein Streiflicht auf einen vom Glück Vergeſſenen werfen.

Oberſteyermark iſt's, wo unſer Schulmeiſter feſtſitzt, und zwar in dem ſogenannten Graben oder Thalſchnitt, welcher hinter Bruck in der Richtung nach Tragoes auf's ſteyeriſche Hochgebirge zuführt.

Es kommen wenig Menſchen in dieſe Gebirge; dem Touriſten aus Deutſchland und England iſt Steyermark noch ein unbekanntes Land, ein Garten zwar, wie Seume boshaft ſagt, aber ein Thiergarten. Wer hat je gehört, daß es z. B. in Tragoes nie einſchlägt, weil, ſo lange es wettert, die Glocke geläutet wird? Wer verſteht, was mit himlitzen gemeint iſt, wenn man ihm nicht bedeutet, es

Digitized by Google

heiße wetterleuchten? Wer kennt die Umschreibungen gamatzen für gähnen, schawatzen für schwanken, achazen für ächzen, und wiachazen für sich wiegeln? Ja, so wenig verstehen wir im übrigen deutschen Land selbst nur die Sprache dieser unentdeckten Gebirgler, daß hier ohne Balhorn's Ausmerzungen der kernige Reim stehen mag, den wir auf dem Messerbesteck des Holzmeisters in der Klamm lasen und worin das mystische Verhältniß von Bub' und Sennerin sehr ehrlich ausgesprochen ist. Er lautet:

Wann i das Gamserl gschossn han,
Denk i erst auf mein Mag'n,
Den ganzen Tag muß umma steig'n
Thut an der Hunge plag'n.
Ast, los i gschwind der Sendin zu,
Si gibt mir Kas un Butter gnu,
Un wan das Nachtmahl is vorbei
Legn wir uns zu'm in's Heu.
Juchhe!

Diese „Senderinnen" und diese „Buben" hat in ihren Flegeljahren unser Schulmeister unter seiner Fuchtel gehabt, und was in seiner Schule erzogen wird, bergauf geht's wenn's Mailüfter'l weht. Er bleibt aber in seinem Graben zwischen den Troddeln oder Cretins daheim und bekommt eine Falte über die andere auf Stirn und Wange, denn in diesem Jahre wird er schon fünfundfünfzig Jahre alt, und die Hoffnung, als Meister der edeln Tonkunst noch einmal sich aufzuschwingen und ledig zu werden der ganzen Bakel-

Digitized by Google

Misere — ja die Hoffnung läßt von Jahr zu Jahr die Flügel mehr hängen.

Wir waren bei einer Wanderung durch Steyermark einen Tag in Katrein geblieben, um F. L. Bittmann (so heißt er, obschon stockböhmischer Abkunft) einmal an Ort und Stelle zu sehen und zu hören. Denn seine Messen werden in steyerischen Kirchen, seine Walzer bei Prozessionen und Tänzen gern gespielt; wir hatten manche gehört und bewundert.

Als wir Morgens auf das Chor der Kirche traten, war Bittmann im anständigen zimmetbraunen Rock unten mit Anzünden der Altarkerzen beschäftigt. Stark von Körperbau, blauäugig, großstirnig, mit ungewöhnlich derbem, energischem Kinn, dünnem Haar, breitem, gutgezeichnetem Mund, die Stirn von Falten durchfurcht, die Brauen durch eine tiefe Verdrußspalte geschieden, der ganze Gesichtsausdruck vorwiegend ernst, trübe, fast schmerzlich — das ist sein ungefähres Bild.

Die Katreiner Orgel ist schlecht. Nach besorgtem Lichteranstecken spielte er sie zum Gesange der Knaben: „Heilig, heilig," wobei seine erwachsene Tochter, in steyerischer Bauerntracht, das Köpfchen im schwarzen Kopftuche, den Sopran sang.

Er spielte gut und was er außerdem durch seine Knabenkapelle vorbringen ließ — meistens Kreuzer'sche Quartette — verrieth Geschmack.

Digitized by Google

Aber der Sonntag brachte gleich nach der Frühmesse andere Amtsgeschäfte.

Eine Beerdigung nahm ihn bis zum Hauptgottesdienst in Anspruch. Dem Sarge vorauf sahen wir den Mann mit der tiefen Verdrußfalte langsamen Schrittes den Zug führen. Pegasus im Joche kann nicht mißmuthiger dreingeschaut haben. Dann ward eine kleinere Messe ausgeführt, mit schwacher Besetzung, aber gut, eine der leichteren Messen Bittmann's, die sich in frischer Lebendigkeit, aber auch in den lärmenden Zugaben, dem Charakter der sogenannten Bauernmessen anbequemte.

Endlich hatten wir Nachmittags Gelegenheit, ihn in seiner Wohnung zu hören. Eng und klein war sie, diese Behausung, aber die Sauberkeit hatte doch noch Platz darin gefunden, und die Frau des Tonmeisters, eine klaräugige, schlichte Bäuerin, ersetzte durch gesundes Behagen, was dem Hausrath an Vollständigkeit fehlen mochte. An ihren Teller- und Schüsselbretern vorbei, ging's nach der kleinen musikalischen Siedelei des Gatten. Es war ein aus dem übrigen Bau heraustretendes Stübchen mit dünnem, undichtem Bretterverschlag. Ein schlechter, uralter Flügel ließ eben noch Raum für den Stuhl des Besuchers.

Bittmann ist ein Mann von wenig Worten. Es war ihm ganz recht, einmal vor andern Ohren als denen seiner Bauern, musiciren zu können So setzte er sich denn ohne

Digitized by Google

lange Vorrede an sein ausgespieltes Instrument und war bald mitten in seinen Messen. Nach Organistenart griff er mit festen Fingern in die Tasten und wie er mit fast bösem Gesicht die schlechten Saiten bearbeitete, bald dazwischen werfend: „hier fehlt's an Schmalz" und dann wieder: „das da klappt nicht", hatte er weit weniger das Ansehen eines Orpheus, als das jenes zum Dienst des Eurystheus erniedrigten Götterſohnes, den wir mit unmuthiger Stirne sein Schicksal tragen sehen.

Und nun seine Tondichtungen selbst — ist Bittmann der in den Wald verirrte Prinz, bis zu dessen Auffindung der erledigte Thron im Reiche deutscher Musik vakant bleiben zu sollen scheint? Wir wollen seinen poetischen Hintergrund nicht zu solcher Heiligsprechung mißbrauchen. Kein Künstler kann heut zu Tage Großes leisten, ohne aller technischen Schwierigkeiten seines Faches vollkommen Herr zu sein. Daneben muß er kennen, was vor ihm geschaffen ist, will er nicht Gefahr laufen, überwundene Standpunkte noch einmal für eigene neue Entdeckung anzusehen, will er nicht wiederholen, was die Zeit schon abgethan hat. Diese Vorbedingungen fehlen den Compositionen des Katreiner Schulmeisters. Aber wie das Genie nun einmal gesetzgeberische Anlagen mit auf die Welt zu bringen pflegt, so findet man auch hier aus dem Mangel häufig einen Vorzug gemacht und aus dem Nichtwissen entstehen naive Schönheiten. Manche seiner Messen be-

Digitized by Google

ſtätigen dies Zeugniß. Ohnehin verrathen ſie durchweg eine Kraft, welche mit Gewalt zum Ausdruck drängt, und was ein weſentlicher Reiz mehr iſt, das ernſte Streben nach contrapunktiſch intereſſanter Faſſung. Die Fuge iſt dieſen Bauernmeſſen kein vornehm fremder Gaſt.

Während der alternde, namenloſe Meiſter von einem Opus zum andern griff, immer umwölkter Stirn und immer im grollenden Verarbeiten der Spenden ſeiner dörflichen Muſe, während deſſen muſterten unſere Blicke die Umgebung dieſes eigenthümlichen Menſchen. Eine Violine leiſtete am Fenſterrahmen einem Horne ſtumme Geſellſchaft. Drei Bände mit Albrechtsberger's Generalbaß lagen zur Seite. Auf einem Bücherbret ſtand unter allerlei Schulheften ein Band mit Schiller's Gedichten. Zwei Roſenkränze hingen über einem Bund Talglichter von der Breterwand hinter Bittmann herab; und durch die Aſtlöcher dieſer Wand, über ſeine Schultern hinweg, ſahen wir in ein ſchmales Gärtchen hinaus, in welchem eine rothe Alpen-Steinnelke im glühenden Sonnenſchein ſich wiegte.

Es war uns keine kleine Freude, dieſe Steinnelke! Wie mancher Sohn Apoll's, der Alles hat, was eben dieſem Schulmeiſter abgeht: Stellung, Anerkennung, Verleger, Gelegenheit zum Hören von Meiſterwerken, hat das wieder nicht, was dieſem Gebirgsmenſchen durch ſeine Wandſpalten auf's Notenpult guckt und ihn grüßt und ihn behütet — echte Natur!

Digitized by Google

Und nun er fertig war, kam das alte Thema aller Künstler ohne Namen zur Sprache: wo einen Verleger finden? Greiner in Gratz war die höchste Instanz, zu der er sich je aufgeschwungen hatte. Er war auf Urlaub hinüber gereist, und hatte seine Walzer und Messen dem Verleger vorgespielt; aber nur wenn Bittmann 30 fl. einzahlte, schien jenem die Gefahr des Verlags so namenloser Sachen einigermaßen aufgewogen. 30 Gulden! Das schreckte ihn ab, und seitdem hat er sich nicht wieder aus seinem Gebirgsdunkel herausgewagt.

Seine besten Stunden zum Componiren geben ihm die schlaflosen Nächte. Lenau's Wort:

„Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!"

bewahrheitet sich auch an ihm. Um 2, 3 Uhr Morgens klingt's aus seinem Stübchen auf den stillen Kirchhof hinaus.

Den Tag über muß Bittmann etwa hundert Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Beten unterweisen.

Neun der begabtesten Buben hat er zu einer kleinen blasenden Kapelle herangebildet, und sie tragen im steyerischen Costüm bei festlichen Veranlassungen seine Tänze und Märsche vor.

Musikalien besaß er vor 7 bis 8 Jahren noch in guter Menge; er war damals Schulgehülfe in Aflenz, wurde

Digitized by Google

nicht befördert, gab endlich die ganze Hungercandidatur auf und versuchte eine Wirthschaft im schönen Einödthal. Aber dazu war er nicht der rechte Mann. Ernst und schweigsam wie er ist, machte er den Gästen das Bier im Munde sauer, und da die Rechnung immer schlechter wurde, ging er wieder zum Schulgehilfenthum über. Seine Noten hatte er inzwischen im ersten Wirthwerde-Rausch verschenkt. Vom Kapfenberger Schulgehilfenstand avancirte er vor acht Jahren zur Katreiner Selbstständigkeit.

Gelesen hat er wenig. Goethe, der überhaupt in Steyermark unter den geistlichen Hirten zu starke Gegner hat, um ihnen und nun gar ihren Schafen bekannt zu sein, schien ihm ganz fremd.

Wird Bittmann je über Steyermark hinaus in seinen größern Werken bekannt werden? Wir zweifeln fast. Für Messen giebt es wenig Absatz, die meisten bleiben Manuscript. Um Symphonien zu schreiben, dazu fehlte ihm bis jetzt alle Aufmunterung, er würde sie nie zur Aufführung bringen können, am ersten könnten ihn seine Tänze noch berühmt machen. Seine steyerischen Tänze namentlich sind auf dem besten Wege, Nationalweisen zu werden. Aber auch sie leben vielleicht fort, ohne daß man fragen wird, von wem sie stammen.

Oder sendet ihm, auf Anlaß dieser Zeilen, möglicher Weise ein liberaler Verleger doch wohl gar ein Briefchen mit ein paar Ducaten beschwert und bittet sich die besten

Digitized by Google

seiner Steyerertänze aus? Da möchten wir, wenn der Postbote beim Katreiner Schulmeister eintritt, zugegen sein. Einen solchen Freudentag hätte der Bittmann noch nicht erlebt!

Wo nicht, nun so muß er sich trösten mit dem Troste, den die Kunst ihren Jüngern durch sich selbst bietet. Es gehen unzählige zu Grunde, weil nicht alle gehört werden können. Er wird gehört; Steyermark kennt seinen Katreiner Musikus.

Aber der Wirkungskreis ist eng, sehr eng. Wer hilft ihn erweitern? Hier haben wir den ersten Hammerschlag gethan, der seine Ketten sprengen möchte.

Digitized by Google

Aus Beethovens spätern Lebensjahren.

1. Aus dem Tagebuch einer Freundin Beethovens.

Wir wollen von Steyermark nicht Abschied nehmen, ohne eines daselbst durch uns aufgefundenen Tagebuchs zu gedenken, das auch der Theilnahme für einen Tondichter seine Entstehung verdankt — für einen Meister, dessen weithin schattender Ruhmeslorbeer heute freilich die Tage, wo ihn ein Rossini in Vergessenheit gebracht hat, fast mythisch erscheinen läßt. Aus dieser Zeit aber eben datiren jene Blätter. Sie stammen von der Tochter eines Herrn del Rio, welcher im Jahre 1816 zu Wien einem Erziehungsinstitut vorstand, sind ohne einen Gedanken an Veröffentlichung geschrieben, gewähren aber vielleicht grade in ihrer Formlosigkeit, als ein kunstloser und wahrhafter Bericht, um so größeres Interesse. Wenn einiges von dem, was die Schreiberin in ihrer bescheidenen Weise erwähnt, nicht neu ist, so wird man doch aus den kleinen Zügen

Digitized by Google

manch guten Einblick in Beethovens Weſen und Erdenleben erhalten.

Für die Echtheit können wir bürgen. Das Manuſcript beginnt folgendermaßen:

„Schon im Jahre 1815, während des Wiener Congreſſes, hatten wir die Hoffnung, Beethoven kennen zu lernen. Es wohnte damals der geheime Cabinetsſecretär des Königs von Preußen, Herr Duncker, bei uns, welcher ein großer Muſikliebhaber war, namentlich Beethoven ſehr verehrte. Er hatte ein Trauerſpiel gedichtet Namens: „Leonore Prohaska", dazu ſollte ihm Beethoven einige Stücke componiren, was auch geſchah: einen kurzen, aber wunderſchönen Jägerchor, eine Romanze, und einige Zeilen mit Harmonikabegleitung, Melodram; den bekannten herrlichen Trauermarſch aus der Sonate ließ der Dichter ſich von ihm inſtrumentiren. Meine Schweſter und ich meinten, warum Herr Duncker ſich nicht einen neuen Marſch ausgebeten, doch er fand, daß er keinen ſchönern hören könne. Die Muſikſtücke, bis auf den Trauermarſch, ſind bei uns noch vorhanden, wir hatten auch die Erlaubniß ſelbe veröffentlichen zu dürfen unter dem Namen: „Friedrich Duncker", es iſt aber nicht dazu gekommen. Der herrliche Marſch iſt jährlich einmal, ich glaube in einem geſchloſſenen Muſikverein in Berlin, aufgeführt worden. Das Stück iſt nicht zur Aufführung gelangt, eine Haupturſache davon war die, daß der Zeitpunkt, wo es allgemein Antheil erregt

Digitized by Google

haben könnte, bereits vorübergegangen war. Duncker mußte oft deswegen sich mit dem Compositeur besprechen, und immer war dieser mit dem Text des Jägerchors nicht zufrieden, auch zuletzt noch nicht ganz, das machte, weil Beethoven den Nachdruck auf die erste Sylbe wünschte.

„Als Beethoven's Bruder, ein Beamter in Wien, gestorben war, wurde B. zum Mitvormund des Sohnes ernannt; die Mutter lebte, aber sie wurde nach einem Prozeß von der Vormundschaft ausgeschlossen. Der Knabe war, wie ich glaube, 9 Jahre alt. Nun brach, wenn ich so sagen darf, ein neues Gemüthsleben bei Beethoven hervor; er schien sich dem Jungen mit Leib und Seele weihen zu wollen und je nachdem er fröhlich war, durch seinen Neffen, oder in Verdrießlichkeiten verwickelt wurde, oder wohl gar Kummer erdulden mußte, schrieb er oder konnte er nichts schreiben. — Es war im Jahre 1816, da kam er zum erstenmal in unser Haus, um seinen geliebten Karl in das Institut zu geben, welches mein Vater schon seit dem Jahre 1798 errichtet hatte. Dieses Begebniß war für uns Mädchen besonders erfreulich, und ich sehe noch, wie Beethoven sich mit Beweglichkeit hin- und herdrehte, und wie wir auf seine dolmetschende Begleitung, Herrn Bernhard, später Redacteur der Wiener Zeitung, nicht achtend, uns gleich zu Beethovens Ohr wandten; denn schon damals mußte man ihm ganz nahe sein, um sich ihm verständlich machen zu können. Von dieser Zeit an hatten wir das Vergnügen

Digitized by Google

ihn oft zu ſehen, und ſpäter, als mein Vater mit dem Inſtitut in die Vorſtadt zog, Landſtraß Glacis, nahm auch er ſich eine Wohnung in der Nähe und den nächſten Winter war er faſt alle Abende in unſerm häuslichen Kreiſe. Leider waren recht intereſſante Abende ſelten, denn häufig war er, ein Pegaſus im Joche, durch die vormundſchaftlichen Angelegenheiten verſtimmt, oder auch wohl kränklich. Dann geſchah es, daß er ganze Abende bei uns am runden Tiſch, wie es ſchien, in Gedanken verſunken ſaß, manchmal wohl auch lächelnd ein Wort hinwarf, dabei fortwährend in's Schnupftuch ſpuckend, oder nach Volksausdruck „ſpiazelnd", dabei es jedesmal anſehend, ſo daß ich manchmal dachte, er fürchte Blutſpuren zu finden. Leider hatten wir ſelbſt viel Schuld an dieſer Langweiligkeit; denn wie Beethoven ſich öfters in kleinen Spöttereien gefiel, ſo hatte er auch über Eltern gelacht, welche ſagten „meine Töchter ſpielen auch von Ihnen" — das war uns genug und die Muſik war grade damals bei uns faſt verbannt, was mich ſpäter oft gereuet hat. Denn einmal, als er mit Zeitungsleſen beſchäftigt im Zimmer war und ich meine Scheu überwand und ſein „Kennſt du das Land" ſpielte, kam er ſogleich herbei, taktirte, und bei einer Stelle, wo vielleicht Mancher nachlaſſen würde, wollte er eifrig gleich fortgeſpielt haben.

„Einmal auch, als er uns „die entfernte Geliebte, Text von Zeitteles", gebracht hatte, und Vater wollte, ich ſolle

Digitized by Google

meine Schweſter begleiten, ließ er mich nur die Angſt ausſtehen und mit den Worten „gehn Sie weg" ſetzte er ſich und begleitete ſelbſt. Dabei muß bemerkt werden, daß er zu unſerm großen Erſtaunen häufig falſch griff und dennoch wieder, als meine Schweſter fragte, ob ſie nicht gefehlt oder ſo was, antwortete: „es war gut, aber hier", — und da bezeichnete er eine Stelle, wo kein Verbindungsbogen angegeben war, — „hier müſſen Sie hinüberziehen;" — alſo das hatte er vermißt. — Es war derſelbe Abend, an dem er, nachdem er recht heiter geweſen war, plötzlich ſtill und verſtimmt wurde. Wir erfuhren ſpäter, daß ihm der Name „Schönauer" zu Ohren gekommen, wie unſer ſehr harmloſer, ſehr guter Onkel hieß, er aber glaubte, es ſei der Advokat der Mutter ſeines Neffen, der denſelben Namen trug.

„Einſt war die Rede von dem von ihm in Muſik geſetzten Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir!" — da wollte er, meine Schweſter ſollte die Clavierbegleitung dazu machen, und als ſie es endlich that, ſo ſagte er: es müſſe ja die Begleitung mehr oben im Violin ſein — vielleicht war es nur Scherz. — Einen kleinen Canon ſchrieb er uns auch einmal auf, mit Bleiſtift nur, auf den Text: „Wie Silber iſt die Rede, doch zu rechter Zeit ſchweigen, iſt lauteres Gold."

„Von meiner Schweſter ſagte er öfter: „ſie mag mich

Digitized by Google

ja nicht, sie hat ihren Schmerling!" auch versprach er ihr ein Hochzeitslied, was auch geschah; der Text ist von einem alten Freund unseres Hauses, der Professor der Philologie an der Universität zu Wien war; ach, wer kannte den alten Stein nicht, den Tabakhasser. Mein Vater hatte ihm angegeben, wie er das Gedicht wünsche. Damals ging auch einmal letzterer mit mir in Beethovens Wohnung, wo ich das Lied spielen mußte und B. mir angab, wie er es gespielt wolle, da sagte er wiederholt, daß derlei Compositionen klar und verständlich sein müßten, und auch so vorgetragen werden müßten.

„Ich erinnere mich wieder an einen andern Abend, an dem er wie ein Kind mit uns herumtollte und vor den Angriffen sich mit Stühlen ꝛc. verpalisadirte. — Uebrigens säumte des Neffen Mutter nicht, meinem Vater und dem Onkel Verdruß zu machen, indem sie gegen die gerichtliche Uebereinkunft ohne Erlaubniß den Knaben heimlich sehen wollte. Sie soll einmal als Mann verkleidet auf den großen Platz am Hause gekommen sein, wo die Knaben ihre Turn- oder gymnastischen Uebungen hielten, das kann ich aber nicht verbürgen. Dies jedoch, daß ihr Erscheinen und Dringen den Sohn ihr mitzugeben uns oft lästig war, wenn es zuweilen geschah, wenn unser Vater nicht zu Hause war.

„Einmal kam ich mit Beethoven in sehr unangenehme Conflicte, weil er geglaubt hatte, ich gäbe ihm in seiner

Digitized by Google

Handlungsweise Unrecht gegen seinen Neffen. Ueberhaupt verwunderte ich mich oft darüber, daß B. so viel auf die Meinung der Menschen hielt und einmal bei Gelegenheit wegen des Neffen äußerte: „was werden die Leute sagen? sie werden mich für einen Tyrannen halten.“ Das konnte aber niemand glauben, wenn er ihn nur einmal mit seinem geliebten Neffen gesehen hatte; denn er duldete sogar, daß dieser ihn leiblich tyranniſirte, wenn er auf ihn hinaufkletterte und ihn faſt vom Stuhl warf. — Zu meiner Schweſter hatte B. ein ſolches Vertrauen, daß er ihr einmal heimlich ſchrieb, ſie ſolle ihm aufrichtig ihre Meinung ſagen, ob ſie glaube, daß Karl, welcher neun Jahre unter dem traurigen Einfluſſe der Mutter ſich befunden habe, noch zurecht kommen würde. Die Schweſter hat ihm nach unſerer hoffnungsvollen Anſicht mit „ja“ geantwortet. — Mich hat er einmal ſehr gekränkt, da er meinte, eine Nachläſſigkeit meiner Schweſter, welche auf dem nicht leſen können ſeiner Schrift beruhte, und wohl einigermaßen entſchuldigt werden konnte, aber die Urſache eines Verdruſſes mit der Mutter wurde, ſei mir zuzuſchreiben. Merkwürdig war mir, daß, nachdem er durch ein ſehr aufrichtiges Schreiben von meiner Seite die Wahrheit erfuhr, und daß ich keine Schuld an dem von ihm erfahrenen Verdruß habe, er mir kein freundlich Wort gab, ſondern nur meiner Schweſter mit dem Finger drohte und ſagte: „nu warten Sie, Sie haben was ſchönes angeſtellt.“

Digitized by Google

„Unſere Wohnung am Landſtraß-Glacis war ziemlich einſam und wenn Beethoven mich ſo mit dem Schlüſſelkorb herumgehen ſah, dann lachte er und ſagte oft ſcherzweiſe: „Da kömmt die Frau Aebtiſſin!“ was mir nicht zum Beſten gefallen wollte.

„Einmal kam er im Frühling, brachte uns Veilchen mit den Worten: „ich bringe Ihnen den Frühling“, er war einige Zeit ſehr unwohl geweſen (er litt öfter an Kolik) und ſagte: „Das wird einmal mein Ende ſein!“ da rief ich ihm zu: „„Das wollen wir noch lange hinausſchieben!““ da erwidert er: „Ein ſchlechter Mann, der nicht zu ſterben weiß, ich wußte es ſchon als ein Knabe von funfzehn Jahren, freilich für die Kunſt hab ich noch wenig gethan!“ „„O deswegen können Sie keck ſterben!““ ſagte ich. Da antwortete er ſo vor ſich hin: „mir ſchweben ganz andere Dinge vor.“ — Zu der Zeit brachte er uns auch ſeine herrliche Compoſition an die Hoffnung aus Tiedges Urania, welchen er immer „Tiedſche“ nannte, nicht ſcherzweiſe. — Beethoven war ſehr leicht verſtimmbar und daher kam es auch, daß ſeine Freunde oft glaubten, er habe etwas gegen ſie, wenn es nicht der Fall war; aber er war in ſeinem Benehmen ſo verſchieden und ſchien zuweilen ſo unfreundlich und kalt, daß man es glauben mußte und ſich ſcheu zurückzog; — oft aber kam es auch, daß er ſeinen beſten Bekannten nicht traute und ſie in der That kränkte.

Digitized by Google

— Oft klagte B. über seine ökonomischen Verhältnisse, das war aber ein Steckenpferd von ihm.

„In heiterer gesprächiger Stimmung erzählte uns Beethoven einmal von der Zeit, welche er bei Fürst Lichnowsky zubrachte. Von der Fürstin sprach er mit vieler Achtung. Er erzählte, wie einst der Fürst, bei dem während der Invasion der Franzosen mehrere dieser Gäste sich befanden, ihn wiederholt nöthigen wollte, ihnen auf dem Clavier etwas vorzuspielen, er sich aber fest geweigert habe, was eine Scene zwischen ihm und dem Fürsten veranlaßte, worauf B. rücksichtslos und plötzlich das Haus verließ. —

„Er äußerte einmal mit dem Adel ist gut umzugehen, aber man müsse etwas haben, worin man ihm imponire.

„Von Schauspielern äußerte er einmal: daß dies Leben, dies Rollenspielen im Leben, ihm nicht zusage oder gefalle.

„Beethoven gab damals dem Bruder des Kaisers Franz, Erzherzog Rudolf, Unterricht; ich fragte ihn einmal: ob dieser gut spiele? „„Wenn er bei Kräften ist"", war die mit Lachen begleitete Antwort. Auch erwähnte er einmal lächelnd, daß er ihm auf die Finger schlage, und als der hohe Herr ihn einmal in seine Schranken zurückweisen wollen, er mit dem Finger auf die Stelle eines Dichters, wenn ich nicht irre, Goethes gewiesen habe, in welcher er seine Rechtfertigung zeigte. —

„B. zeigte immer gegen uns ein sehr dankbares Gefühl und nannte die Leistungen und Pflege für seinen Neffen

Digitized by Google

„unbezahlbar". Einmal sagte er uns: er selbst sei mit Sprüchwörtern erzogen worden, dann, er habe einen Jesuiten zum Lehrer gehabt. — Von seinen Eltern sprach er mit vieler Liebe und Achtung, besonders nannte er seinen Großvater „einen Ehrenmann". — Oft sprach er in großer Verstimmung und Entrüstung über manche Staatseinrichtung, er war auch drum und dran, daß er eine große Reise machen wolle, vielleicht nach England. Er erzählte uns auch einmal, daß Engländer bei ihm waren, lachend sagte er: „sie haben mir meine Feder weggenommen!" — Auf sein Leben, äußerte er, halte er nichts, nur wegen seines Neffen! — Bei seinem zarten Gefühl und bei seinem Mißtrauen, welches auf kurze Zeit wenigstens seine besten Freunde kränkte, gab es manchmal Verstimmungen von seiner Seite, welchen man nicht gleich auf die Spur kommen konnte; so, als er uns wieder besuchte, nachdem wir durch sein kühleres Benehmen glaubten, es sei derlei vorgefallen, wodurch er sich für beleidigt hielt, fragte ihn meine Schwester: „ob er noch bös wäre?" (ob er uns noch grolle?) da antwortete er: „Ich lege viel zu wenig Werth auf mich, um es zu sein!" — Einst bei einer Geldangelegenheit klagte er gegen meinen Schwager, daß er nicht geglaubt hätte, daß in einem so angesehenen Handlungshause derlei Betrügereien vorfallen könnte; was war es aber? nur die gewöhnliche Sensarie, die ihm fremd war. — Einmal in einer lustigen Stimmung sagte ich, daß er uns necke, aber mit dem ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Ausdrucke feyiren, worauf er das Wort öfter mit Gelächter wiederholte, so daß ich mich schämte, es gebraucht zu haben — B. hatte noch einen zweiten Bruder und wenn er desselben erwähnte, so nannte er ihn immer mit lautem Lachen: „mein Bruder der Apotheker!" man sagte diesem nach, er habe viel Staat gemacht, wie sich für seinen Standpunkt nicht schickte. — Einmal, wie er über seine ökonomischen Verhältnisse klagte, sagte er: „man habe nur für den Schuster, Schneider und Metzger zu arbeiten." — Die Begebenheit von Wienerneustadt, welche er uns einmal mit vielem Lachen erzählte, ist wohl sehr bekannt. Als er bei seinen künstlerischen Spaziergängen bis gegen Wienerneustadt kam, machte seine auffallende Erscheinung, da er immer aufschaute und seine Noten in's Taschenbuch schrieb, die Leute glauben, er sei ein Spion; denn es war Kriegszeit und die Stadt befestigt. Er ward deshalb genöthigt, auf's Rathhaus zu kommen, und kam erst los, als ein musikliebender anwesender Rath oder dergleichen in ihm Beethoven erkannte. Ich glaube, er hat auch dadurch die Bürgerkrone erlangt. — Einmal brachte er uns Billete zu einem Concerte, worin Carl Czerny Beethovens schönes Septett vortrug. Czerny spielte die Clavierparthie, legte aber statt der darin vorkommenden Verzierung von dem Compositeur eine andere ein, wahrscheinlich von den seinigen. Beethoven erzählte es uns und war darüber ganz entrüstet, ja er sagte zu Czerny unter

Digitized by Google

andern: „er solle sich schämen, die Leute kennten ja das Stück“ ꝛc. Da fragte ich ihn, was Czerny darauf erwiedert habe? Darauf fing B. ihm nachahmend die Hände über einander zu reiben und etwas zu murmeln an, was sehr komisch anzusehen war; Czerny wird wohl etwas gesagt haben, was B. aber nicht verstehen oder hören konnte. — Er bemerkte einmal, wie zur Orchesterleitung auch körperliche Kraft erfordert würde. Ich habe manchmal darüber sprechen gehört, daß B. als Director manchem Spielenden nicht so angenehm war, als ein anderer geübter Dirigent; ich weiß nicht, vielleicht war es nur bei einigen so, aber jedenfalls stellte er selbst, wenn ich so sagen darf, das vollständige Bild des aufzuführenden Stückes dar; so wenigstens bei seiner Clavierbegleitung: „der fernen Geliebten“, denn da saß er schon ganz gefühlvoll da.

„Eine von B.'s schönen Aeußerungen ging einmal dahin, er habe das System, daß alles, was in Rücksicht von körperlicher Nahrung zu viel geschähe, als ein Diebstahl anzusehen sei, welchen man an anderen nöthigeren oder wichtigeren Ausgaben mache, als da sind Arme, und Verwendung auf Geistesnahrung.

„Die von B. sogenannte Königin der Nacht, seines Neffen Mutter, hatte es endlich dahin gebracht, daß man seinen Adel als van Beethoven bei Gericht streitig machte und seine Sache zum Stadtmagistrat kam, was ihn sehr kränkte, weil man an ersterer Stelle ihn mehr zu würdigen

Digitized by Google

verſtand; auch kam es endlich dahin, daß er der Vormundſchaft enthoben wurde, und ſein Neffe zur Mutter zurückkehrte! Welcher Schmerz für ihn!

„Einmal hatte in meiner Gegenwart meine Schweſter mit B. ein kurzes, aber intereſſantes Geſpräch über Liebe und Ehe. Wie er in Allem ein beſonderer Menſch war, ſo auch in ſeinen Ideen und Meinungen hierüber. Jede Art gebundenes Verhältniß beim Menſchen, ſo ſagte er, ſei ihm unangenehm. Ich glaubte ihn zu verſtehen, er will die Freiheit des Menſchen nicht beſchränkt wiſſen; ſo iſt es ihm weit intereſſanter, wenn ein weibliches Weſen ihm, ohne an ihn gebunden zu ſein, ihre Liebe und mit ihr das Höchſte ſchenkt. In dem Verhältniß des Mannes zum Weibe, ſo ſchien mir, glaubte er die Freiheit des Weibes beſchränkt. Er fuhr dann fort, von einem Freunde zu erzählen, welcher ihm geſagt habe, „man müſſe ganz ohne Liebe ehelichen, er ſei recht glücklich und habe viele Kinder.“ Wir Mädchen waren noch weniger dieſer Meinung als Beethoven, welcher nur ſagte: „er wüßte es nicht.“ — Was ihn beträfe, ſo habe er noch keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das Eine oder Andere den Schritt bereut hätte; — und von einigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu beſitzen als das größte Glück erachtet hätte, habe er in der Folge eingeſehen, daß er ſehr glücklich ſei, daß keine derſelben ſeine Frau geworden ſei, und wie gut es ſei, daß die Wünſche oft nicht er-

Digitized by Google

füllt werden." Meine Schweſter machte auch die Bemerkung, daß er ſeine Kunſt auch immer mehr lieben würde, als ſeine Frau, — das, erwiederte er, wäre auch in der Ordnung; auch daß er eine Frau nicht lieben könnte — welche ſeine Kunſt nicht zu würdigen verſtände.

„Hierher gehört wohl, was er uns einmal von einem Freunde erzählte, welcher mit ihm daſſelbe Mädchen liebte, das Mädchen aber zog Beethoven vor. War es ein Anfall von Edelmuth? kurz B. überließ ſie dem Freunde und zog ſich zurück, das Mädchen aber ſtarb bald, ich glaube, nachdem ſie dennoch der Freund geheirathet hatte. — Das gab ein großes Lamento von unſerer Seite, was wir B. auch kund thaten.

„Meine Schweſter, welche einſt einen Goldring an ſeinem Finger gewahrte, fragte ihn ſcherzweiſe: „ob er noch eine andere, als die ferne Geliebte habe?" Auskunft ſcheint er nicht gegeben zu haben. — Ganz ergriffen von einer traurigen Begebenheit erzählten wir ihm: daß ein Freund des Hauſes, den er bei uns geſehen hatte, vor kurzem geſtorben und ſeine Frau — — — „hat wieder geheirathet! rief er lachend", aber wie ſehr veränderte ſich der Ausdruck ſeiner Züge, als wir ihm ſagten, daß ſie in Anfällen von krankhafter Muthloſigkeit und in der Angſt, ihre Kinder nicht ernähren zu können, ſich den Tod gegeben habe.

„Zuweilen war er voll Scherz und Neckerei; ſo kam er eines Abends mit dem jungen Simrock von Bonn, als ich

Digitized by Google

ihm sagte: ich hätte geglaubt, er wäre schon in Baden, antwortete er mir lachend: „er höre immer mehr auf zu glauben und ich dagegen würde immer gläubiger.“ Wegen einem Lied, das er mir geschenkt und wieder ausgeliehen, sagte er, nun müsse er es mir wohl bald wiederbringen, schon meiner Liebe zur Wahrheit wegen! es war: „das Geheimniß, Liebe und Wahrheit von Wessenberg.“ Und so war er oft in heiterer Laune voll Wortspielen und Witzfunken. — Sehr erfreute es uns, daß B., nachdem er schon den Entschluß gefaßt, seinen Neffen zu sich zu nehmen, dennoch wünschte, eine Wohnung in unserer Nähe zu finden.

„Beethovens Neffe verblieb übrigens nur 2 Jahre im Institut meines Vaters; vom Februar 1816 bis 1818. Dann wollte er ihn, für uns so unerwartet, daß wir glaubten, es sei ihm etwas mißfällig gewesen, zu sich selbst nehmen; die wahre Ursache war, daß er ihn wegen der Musik unter den Augen haben wollte, ich glaube, daß er den Gedanken hatte, ihn gründlich für dieselbe auszubilden. Wir waren sehr betrübt über diesen Vorfall, und so aus aller Verbindung mit ihm zu kommen. — Doch nicht lange währte es und er mußte einsehen, daß es bei ihm so nicht fortgehen konnte, und eines Tages kam B. in großer Aufregung, suchte Rath und Hülfe bei meinem Vater und klagte, daß ihm Karl davon gelaufen wäre! Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß er unter großem und innigem Mit-

Digitized by Google

gefühl weinend ausrief: „er schämt sich meiner!“ Nachdem Karl wieder aufgefunden, bat B. meinen Vater, den Delinquenten in Verwahrung zu nehmen, bis auf weitere Entschließung. So geschah es, daß er einige Wochen auf diese Weise in unserm Haus verweilte; da wurde dem Onkel das Herz schwer, er brachte mehrere Klagen vor, es sei in dem Zimmer Karl's zu kalt gewesen ꝛc. — und nahm ihn wieder zu sich. Er wollte ihn später wieder in's Institut geben, aber trotz unserm Flehen, diesmal blieb unser Vater unerbittlich und nahm ihn nicht mehr. Wir hörten dann, daß B. ihn in ein anderes Institut, dessen Inhaber Blöchlinger hieß, gegeben hatte. — Beethovens Neffe hatte einst bei uns eine Operation zu bestehen, und da konnte man seines Oheims reges Dankgefühl erkennen. In einem seiner Briefe an meinen Vater wird darüber abgehandelt und besonders erwähnte er meine Mutter, die dabei hülfreich und ausdauernd zugegen war. Wenn er, nachdem die Verbindung durch seinen Neffen abgebrochen war, meiner Mutter begegnete, sagte er, indem er ihr so kräftig die Hand schüttelte, daß sie noch lange daran denken mußte, „ich weiß es, ich soll Sie besuchen!“

Umstände und traurige Lebensverhältnisse in unserer Familie brachten uns mit Beethoven so auseinander, daß wir zuletzt gar wenig von ihm hörten. Ich klagte dies nach seinem Tode einem guten Bekannten von ihm, der während seiner letzten Krankheit oft bei ihm war, ich sagte

Digitized by Google

ihm auch, wie wehe es mir thue, daß wir ihn in seiner Krankheit nicht einmal besucht hätten, da meinte jener Herr aber, das solle mir gar nicht leid thun; denn B. habe während der Zeit eine große Scheu vor weiblichen Besuchen gehabt; so daß er, als er einmal glaubte, es käme eine Dame, sich sehr ängstlich und abwehrend äußerte. Derselbe Herr erzählte mir, daß er in früherer Zeit oft in engerem Zirkel der Aufführung von Musiken von Beethoven beiwohnte, wo auch er zugegen war, da konnte man fortwährend seine Selbstgespräche beobachten, so sagte er einmal: „jetzt kommt der ungerathene Sohn!"

So weit das Tagebuch von Fräulein del Rio. Es folgt eine lakonische Herzensbeichte Beethovens, wohl die einzige aus dieser Zeit und Richtung. Ehe wir sie aber in ihrer Unverständlichkeit hierher setzen, müssen wir etwas zurückgreifen, um nach einer bis heute noch ziemlich dunklen Seite hin ein etwas deutlicheres Bild des Meisters zu gewinnen.

2. Beethoven's erotische Seite.

Wenn diejenige Ehefrau, nach einem alten Sprüchwort, die beste ist, von der die Stadt am wenigsten spricht, so mögen in ähnlicher Auffassung diejenigen Herzensneigungen, von denen die Leute am wenigsten erfahren, die edelsten sein.

Digitized by Google

Beethoven verbarg solche Neigungen mit einer Verschwiegenheit, welche dafür zeugt, wie viel höher sie ihm galten, als Alles, was im Gespräch mit dritten Personen wohl hin und wieder gewendet zu werden pflegt. Er hatte seine oberflächliche Seite, sich an schönen Erscheinungen zu freuen und sich darüber wie ein Verliebter auszulassen; aber auch seine tiefere, wahrhaft zu lieben und dem Edelsten die vollste Empfindung entgegen zu tragen.

Von der ersteren Seite kennen ihn einige seiner Biographen; die andere spricht durch seine Tondichtungen zu uns.

Außer diesen Dollmetschern seiner Stimmungen aber sind noch einige wenige Briefe durch die Gunst des Schicksals oder die Pietät der Empfänger glücklich erhalten worden und dienen uns als Wegweiser bei Beurtheilung seines geheimnißvollen Innern. Eigene Aeußerungen, die wir dem schon benutzten Tagebuch entnehmen, vervollständigen das Bild, und wenn es auch bis jetzt nur Skizze bleiben kann, scheint es doch, daß die Züge der Wahrheit schon näher rücken und mit der Zeit eine vollkommene Aehnlichkeit erreichbar sein wird.

„Beethoven war nie verheirathet und, merkwürdig genug, auch nie in einem Liebesverhältniß."

So urtheilte gleich nach Beethoven's Tod und zu einer Zeit, wo seine Lebensgeschichte noch sehr im Dunkeln lag, Ritter von Seifried.

Digitized by Google

Ein späterer Biograph, Dr. Wegeler, der ihm in früher Zeit sehr nahe gestanden hatte, setzt diesem Ausspruch die Versicherung entgegen: „Beethoven war nie ohne eine Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen.“ An einer andern Stelle heißt es, merkwürdiger Weise seien Beethoven's Zuneigungen immer Frauenzimmern höheren Ranges zu Theil geworden.

Vielleicht machte ihm das grade Jean Paul zuwider, weil eine gewisse Aehnlichkeit in diesem Punkt zwischen Beiden ihm einen verzerrten Spiegel vorzuhalten schien.

Ferd. Ries, welcher am wenigsten die Fähigkeit besaß, feineren Gefühlen dieser Art auf den Grund zu blicken, nahm eine selbst-ironisirende Aeußerung Beethoven's für baare Münze, indem er nach dessen Mittheilung behauptet: sieben Monate habe Beethoven einmal eine Liebe festgehalten.

Um über diese, von der Oberfläche der Erscheinung abschöpfende Auffassung einigermaßen in's Reine zu kommen, mag hier Platz finden, was an ähnlichen Aeußerungen hin und wieder in Beethoven's Briefen vorkommt; sie scheinen zu beweisen, wie sehr Beethoven es liebte, mit Phantasiegebilden seine Einsamkeit zu schmücken, und wie ihn bloße Vorstellungen der Einbildungskraft zu wärmerem Pulsiren anregten.

Wir geben hier die Schlußsätze einiger seiner Briefe an

Digitized by Google

Ries und zwar aus seinen späteren Jahren. Ries hatte eine junge Engländerin geheirathet und Beethoven's Phantasie malte sich nun ihr Bild mit allen Reizen aus, welche nur die Ferne und die fremde Nationalität ihm zu leihen vermochten.

So geht denn kein Brief ohne Grüße an sie ab. 1816 schließt einer: „Alles Schöne an Ihre Frau; leider habe ich keine; ich fand nur eine, die ich wohl nie besitzen werde, bin aber deswegen kein Weiberfeind."

Und bald darauf schließt ein anderer Brief:

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, so wie allen schönen Engländerinnen, die es freuen kann."

1818 geht er schon weiter:

„Vieles Schöne an Ihre liebe schöne (wie ich höre) Frau."

1818. „Alles Schöne an Ihre Frau!!!"

„von mir!!!!!"

„Ihre Frau werde ich, da ich höre, daß sie schön ist, jetzt blos in Gedanken küssen."

1822. „Nun leben Sie wohl, küssen Sie Ihre schöne Frau, bis ich diese feierliche Handlung in Person selbst begehen kann."

1822. „Alles Schöne an Ihre Frau, bis ich selbst da bin. Geben Sie Acht? Sie glauben mich alt? ich bin ein junger Alter."

1823. „Was Ihren zärtlichen Gegenstand betrifft, so

Digitized by Google

werden Sie selbst immer an mir eine Art Opposition finden, d. h. eine Opposition gegen Sie und eine Proposition für Ihre Frau."

1823. „Für die Dedication an Ihre Frau durchaus keine andere Belohnung, als einen Kuß, den ich in London zu empfangen habe."

„Bessert sich meine Gesundheit, dann küsse ich Ihre Frau 1824 in London."

Sie besserte sich aber nicht und vier Jahre später war Beethoven nicht mehr unter den Lebenden.

Es geht in Wirklichkeit wohl aus diesem in die Ferne Schwärmen nichts Anderes hervor, als was die Erfahrung über sittlich reine Naturen, die ihr Lebelang sich in Entsagung schulen mußten, aller Orten festgestellt hat. Sie umkleiden Alles mit phantastischem Zauber und erblicken aus der Ferne und der ewigen Jugendlichkeit ihres Standpunktes das ihnen Versagte stets unter den lieblichsten Farben. Aus dem vielbesprochenen Kusse wäre an Ort und Stelle schwerlich mehr als ein Handkuß geworden und auch dazu wäre es vielleicht nicht einmal gekommen, wenn die Wirklichkeit nicht ausnahmsweise der Phantasie sehr nahe gewesen sein sollte.

Wie aber diese brieflichen Ergüsse aufzunehmen sind, so verhält es sich auch mit dem leichtgeweckten Enthusiasmus, in welchen Beethoven, so scheint es und so ist es natürlich, durch die vielen schönen weiblichen Gestalten

Digitized by Google

der vornehmen Kreise Wiens versetzt wurde, und zwar um so mehr, je flüchtiger und unerreichbarer sie an seinen Blicken vorüberschwanden. Denn ehe Beethoven von seiner Taubheit befallen wurde, war er in den ersten Zirkeln Wiens gern gesehen und wendete auch auf seine äußere Erscheinung eine kurze Zeit lang einige Aufmerksamkeit. Fräulein Eleonore Bräuning, seine Jugendfreundin, bittet er im November 1793, ihm eine neue Seidenhaar-Weste zu stricken; die letzte von ihr sei „unmodisch geworden durch die Mode."

Damals zählte er 22 Jahre.

Was nun ernstere Herzensregungen betrifft, so geht aus Dr. Wegeler's bekanntem Büchlein hervor, daß Beethoven in frühester Zeit für ein junges Mädchen in Köln, Fräulein Jeanette d'Honrath, eine Neigung empfand, daß die Hand dieser Dame aber einem österreichischen Hauptmann zu Theil wurde. Dann habe Beethoven später ein Fräulein v. W. verehrt. Ebenso berichtet Schindler von einem jungen Mädchen, das B. liebte, das aber den mit fester Anstellung ausgerüsteten und nicht tauben Componisten Hummel bevorzugt und geheirathet habe.

In wie weit hier wirkliche Heirathspläne von Seiten Beethoven's vorgelegen haben mögen, sind wir nicht in der Lage zu beurtheilen. Seine stark ausgeprägte Originalität mag ihm schon damals ein derartiges Band als bedenklich

Digitized by Google

haben erscheinen lassen; andererseits aber waren seine Geldverhältnisse auch häufig schon mißlicher Art, und seine große Gewissenhaftigkeit verhinderte ihn, in diesem Punkte leichtsinnig in den Tag hineinzuhandeln.

Das Bezeichnendste für seine strenge Auffassung weiblicher Sittlichkeit geht aus einer Aeußerung hervor, die er gegen den Vorsteher des öfter besprochenen Pensionats that und die wir nach mündlicher Ueberlieferung hier einschalten.

Man sprach über eheliches Glück, und Beethoven erwiederte, er habe früher ein Mädchen geliebt, aber ihm, eines Freundes wegen, entsagt. „Denken Sie aber," setzte er dann, sich plötzlich ereifernd hinzu, „denken Sie, als ich sie später einmal als Frau gesehen habe, drückte sie mir die Hand! Seitdem verachte ich sie."

Wieder giebt uns ein Briefauszug vom Jahre 1803 (er war 1710 geboren) einen kurzen Einblick in die erotische Seite seines Wesens.

Die Taubheit hatte ihn zwei Jahre schon zu einem „öden, traurigen" Leben verurtheilt. „Ich mußte Misanthrop erscheinen, und bin's doch so wenig" schreibt er. Jetzt aber sei er wieder aufgelebt.

„Diese Veränderung hat ein liebes, zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe, — es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heirathen

Digitized by Google

glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande und jetzt könnte ich freilich nicht heirathen; ich muß mich nun noch wacker herumtummeln."

Und fünf Tage später äußert sich die neugewonnene Schwungkraft seines Denkens wie folgt:

„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen. Ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht!"

Wer mit dieser Zuneigung damals gemeint war, erfahren wir nicht. Wegeler selbst hat es vielleicht nicht errathen. Möglich, daß es jenes Mädchen war, dem er später eines Freundes wegen entsagte.

Fünf Jahre lang folgt nun nach dieser Seite eine bis jetzt unausgefüllte Lücke.

Dann bricht wieder ein Lichtstrahl durch und wir erstaunen über den leidenschaftlich beredten Schwung seiner Empfindung:

„6. Juli Morgens (aus einem ungarischen Bade).

Mein Engel, mein Alles, mein Ich! — Nur wenige Worte heute und zwar mit Bleistift (mit Deinem). Erst bis Morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt. Welcher nichtswürdige Zeitvertreib um dergleichen. — Warum dieser tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit spricht! Kann unsre Liebe anders bestehen, als durch Aufopferungen? Kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin? Ach Gott, blicke in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüth über das Müssende — die

Digitized by Google

Liebe fordert Alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir, Dir mit mir; nur vergissest Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß. Wären wir ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerzliche eben so wenig als ich empfinden. Meine Reise war schrecklich. Ich kam erst 4 Uhr gestern hier an, da es an Pferden mangelte.— —

Die Brust ist voll, Dir viel zu sagen. Ach, es giebt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist! Erheitere Dich, bleib mein treuer, einziger Schatz, mein Alles, wie ich Dir; das Uebrige müssen die Götter schicken, was für uns muß und sein soll.

Dein treuer Ludwig."

„Montags Abends 6. Juli.

Du leidest, Du mein theuerstes Wesen. Eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müssen. Du leidest! Ach, wo ich bin, bist Du auch bei mir, mit Dir und mir werde ich machen, daß ich mit Dir leben kann. Welches Leben!!! So!!! ohne Dich. — Verfolgt von der Güte der Menschen hie und da, die ich meine, eben so wenig verdienen zu wollen, als sie wirklich zu verdienen. — Demuth des Menschen gegen Menschen — sie schmerzt mich — und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist das, den man den Größten nennt? und doch ist

Digitized by Google

wieder hierin das Göttliche im Menschen. Wie Du mich auch liebst, stärker liebe ich Dich doch — doch nie verberge Dich vor mir. Gute Nacht! Als Badender muß ich schlafen gehen. Ach Gott, so nahe! so weit! Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsre Liebe, aber auch so fest, wie die Veste des Himmels!" —

„Guten Morgen am 7. Juli.

Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hie und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksal abwartend, ob es uns erhört. Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht; ja ich habe beschlossen, in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in Deine Arme fliegen, mich ganz heimathlich bei Dir nennen, meine Seele von Dir umgeben, in's Reich der Geister schicken kann. Ja, leider muß es sein! Du wirst Dich fassen um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst; nie eine Andere kann mein Herz besitzen — nie, nie! — O Gott! warum sich entfernen müssen von dem, was man liebt? — und doch ist mein Leben so wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe macht mich zum Glücklichsten, zum Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit im Leben; kann die bei unsern Verhältnissen bestehen? — Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unseren Zweck zusammen zu leben erreichen. Welche Sehn-

Digitized by Google

ſucht mit Thränen nach Dir, mein Leben, mein Alles! Lebe wohl! O liebe mich fort und verkenne nie das treueſte Herz Deines Geliebten

Ludwig".

Später:

„Nur Liebe, ja nur ſie vermag Dir ein glückliches Leben zu geben. O Gott! laß mich ſie — jene endlich finden, die mich in Tugend beſtärkt, die erlaubt mein iſt."

Dieſe Briefe waren, nach Schindler's Mittheilung, an die Gräfin Guicciardi gerichtet, der nämlichen Madamigella Conteſſa Giulietta, welcher Opus 27 und Opus 1 von Beethoven's Sonaten zugeeignet ſind.

Leider iſt das Mitgetheilte Alles, was über dies hoffnungsloſe Liebesverhältniß bekannt geworden iſt. Ob nicht die Zeit gekommen iſt, wo man auch ohne Entweihung daran gehen darf, die weitere Entwicklung dieſes Bündniſſes an's Licht zu ziehen? Die Leidenſchaften edler Naturen ſind ein Feuer, deſſen Strahlen auch auf Andere veredelnden Einfluß üben.

Daß Beethoven noch oft in ſpäten Jahren ſich nach der Empfängerin obiger Briefe erkundigte und für ihre Schickſale immer theilnehmend blieb, verſichert uns Schindler; Beethoven ſprach indeſſen ſelbſt mit älteren Freunden über Herzensangelegenheiten ſchmerzlicher Art nur in ſeltenen

Digitized by Google

Fällen, und dann höchstens andeutungsweise, so daß wir hier den Schleier wieder sinken lassen müssen, bis von anderer Seite dieser bedeutenden Epoche in Beethoven's Leben ihr Recht wird.

Zu wiefern eine spätere Freundin des Meisters, Gräfin Marie Erdödy, welcher die drei Trios gewidmet sind, seinem Herzen nahe stand, darüber fehlt ebenfalls bis jetzt erwünschtes Licht. Sie errichtete ihrem Freunde einen Tempel mit entsprechender Inschrift in dem Parke eines ihrer ungarischen Schlösser. Vor Jahren brachte die Revue des deux mondes einen hierauf bezüglichen anecdotischen Abriß, für dessen Richtigkeit indessen, bei der etwas überromantischen Behandlung des Gegenstandes, der Nachweis noch zu liefern ist. Irren wir nicht, so wurde die Cis-Moll-, die sogenannte Mondscheinsonate dieser Neigung und ihrem jähen Ende zugeschrieben.

Ganz kürzlich noch wieder tauchte eine Anecdote auf, deren Heldin die junge Fürstin L. (Lichnowsky?) sein sollte und wobei ein französischer Offizier, vor dem sich Beethoven aus patriotischer Schroffheit nicht hören lassen wollte, die Katastrophe, d. h. die Trennung der Liebenden, herbeiführen mußte. Die obige Tagebuchstelle scheint hierher zu gehören.

Wir sehen, daß wegen des Schweigens so Vieler, die da reden könnten, die Sage bereits geschäftig ist, das dunkle

Digitized by Google

Leben unseres großen Tondichters mit ihrem trüglichen Gewebe zu umspinnen.

Eine spätere Neigung Beethoven's, endlich die letzte, von der man weiß, wird durch die Mittheilungen des mehrerwähnten Tagebuchs bedeutender, als sie bisher erschien, und hier mag denn das einschlagende Material einmal zusammengestellt werden.

Wir meinen Beethoven's Bekanntschaft mit Bettina von Arnim, geb. Brentano.

Sie sahen sich zuletzt im Mai 1810.

Bettina war damals 25 Jahre alt, noch unverheirathet; ihr wunderbares briefliches Verhältniß zu dem 63jährigen Goethe hatte vor 3 Jahren begonnen und der ihrerseits mit vollendeter Hingebung unterhaltene Verkehr mit ihm hatte alle Blüthen und Triebe ihrer dichterischen reizbaren Natur zum vollen Aufbrechen gezeitigt. Mit Gelehrten, Künstlern und Schöngeistern in vielfacher Berührung, mit hohen und höchsten Personen bekannt und ihnen theilweise befreundet, fand ihre Vielseitigkeit aller Orten anregende Beziehungen, steigerte sich die Entwickelungsfähigkeit ihres Wesens in anziehendster Weise. Was Wunder, daß eine solche, plötzlich meteorisch in Beethoven's Einsamkeit hereinbrechende Erscheinung den menschenscheu gewordenen Meister aufrüttelte und wach rief, wie es lange nichts zu thun vermocht hatte! —

Der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" enthält

über dieſe Zuſammenkunft einen Brief, der heute faſt vergeſſen iſt, und welchen wir zu beſſerem Verſtändniß jener friſch geknüpften Beziehung hier im Auszug mittheilen.

„Wien, am 28. Mai 1810.

Bettina an Goethe.

Wie ich dieſen ſah, von dem ich Dir jetzt ſprechen will, da vergaß ich der ganzen Welt, — — — — — — — — — —. Es iſt Beethoven, von dem ich Dir ſprechen will und bei dem ich der Welt und Deiner vergeſſen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausſpreche: er ſchreite weit der Bildung der ganzen Menſchheit voran, und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthſel, was in ſeinem Geiſte liegt, zu ſeiner Vollendung herangereift iſt, ja möge er ſein höchſtes Ziel erreichen — — — — — — — — — — — — — — — —.

Beethoven ſagte: Wenn ich die Augen aufſchlage, ſo muß ich ſeufzen, denn was ich ſehe, iſt gegen meine Religion und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Muſik höhere Offenbarung iſt als alle Weisheit und Philoſophie; ſie iſt der Wein, der zu neuen Erzeugniſſen begeiſtert und ich bin der Bacchus, der für die Menſchen dieſen herrlichen Wein keltert und ſie geiſtestrunken macht. Wenn ſie dann wieder nüchtern ſind, dann haben ſie Allerlei gefiſcht, was ſie mit auf's Trockne bringen. Keinen Freund hab' ich,

Digitized by Google

ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher iſt in meiner Kunſt wie den Andern; ich gehe ohne Furcht mit ihm und ich hab' ihn jedesmal erkannt und verſtanden, mir iſt auch gar nicht bange um meine Muſik; die kann kein böſes Schickſal haben; wem ſie ſich verſtändlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit ſich die Andern ſchleppen.

Dies Alles hat mir Beethoven geſagt, als ich ihn zum erſten Male ſah —.

Ich war verwundert, denn man hatte mir geſagt, er ſei ganz menſchenſcheu und laſſe ſich mit Niemand in ein Geſpräch ein. Man fürchtete ſich, mich zu ihm zu führen. Ich müßte ihn allein aufſuchen. Er hat 3 Wohnungen, in denen er abwechſelnd ſich verſteckt; eine auf dem Lande, eine in der Stadt, die 3te auf der Baſtei. Da fand ich ihn im 3ten Stock; unangemeldet trat ich ein, er ſaß am Clavier, ich nannte meinen Namen, er war ſehr, ſehr freundlich und fragte: ob ich ein Lied hören wolle, was er eben componirt habe? Dann ſang er ſcharf und ſchneidend, daß die Wehmuth auf den Zuhörer zurückwirkte: „Kennſt du das Land.“ „Nicht wahr, es iſt ſchön?“ ſagte er begeiſtert; „wunderſchön! ich will's noch einmal ſingen;“ er freute ſich über meinen heitern Beifall. „Die meiſten Menſchen ſind gerührt über etwas Gutes, das ſind aber keine Künſtler-Naturen; Künſtler ſind feurig, die weinen nicht“ ſagte

er. Dann ſang er noch ein Lied von Dir, das er auch in dieſen Tagen componirt hatte: „Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe.“ Er begleitete mich nach Hauſe und unterwegs ſprach er eben das viele Schöne über die Kunſt; dabei ſprach er ſo laut und blieb auf der Straße ſtehen, daß Muth dazu gehörte, zuzuhören; er ſprach mit großer Leidenſchaft und viel zu überraſchend, als daß ich nicht auch die Straße vergeſſen hätte, man war ſehr verwundert, ihn mit mir in eine große Geſellſchaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu ſehen. Nach Tiſch ſetzte er ſich unaufgefordert an's Inſtrument und ſpielte lang und wunderbar, ſein Stolz fermentirte zugleich mit ſeinem Genie; in ſolcher Aufregung zeigt ſein Geiſt das Unbegreifliche und ſeine Finger leiſten das Unmögliche. Seitdem kommt er alle Tage oder ich gehe zu ihm, darüber verſäume ich Geſellſchaften, Gallerien, Theater und ſogar den Stephansthurm. Beethoven ſagt: „Ach was wollen Sie da ſehen? ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn.“ Geſtern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüthe, alle Treibhäuſer offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze ſtehen und ſagte: „Goethe's Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde geſtimmt und aufgeregt durch dieſe Sprache zum Componiren, die wie durch Geiſter zu höherer Ordnung ſich aufbaut und

Digitized by Google

das Geheimniß der Harmonien in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahin fliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen wieder verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen und im letzten Augenblick da triumphire ich über den ersten musikalischen Gedanken; sehen Sie, das ist eine Symphonie. Ja, Musik ist so recht die Vermittelung des geistigen Lebens zum sinnlichen. Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde?" u. s. w.

Ich versprach ihm, so gut ich's begreife, Dir Alles zu schreiben. Er führte mich zu einer großen Musikprobe. — — — — — — — — — — — — — — —. Gestern Abend schrieb ich noch Alles auf, heute Morgen las ich's ihm vor, er sagt: „Hab ich das gesagt? nun dann hab' ich einen Raptus gehabt;" er las es noch einmal aufmerksam und strich das oben aus und schrieb zwischen die Zeilen, denn es ist ihm drum zu thun, daß du ihn verstehest."

Soweit Bettina.

Ob Beethoven sich grade so ausgesprochen hat, kommt im Grunde wenig in Betracht; im regen Wechselgespräch ereignet sich's wohl, daß der phantastische Flug des Einen den Andern mit sich fortreißt und daß hinterdrein die

Digitized by Google

Grenzen der beiderseitigen Reden nicht mehr zu sondern sind; Vieles auch gewinnt durch die Sprache, in die es die Individualität des Schreibenden kleidet, einen fremdartigen Anstrich. Etwas Aehnliches mußte jedenfalls bei einem Zusammentreffen dieser beiden originellen Naturen zu Tage kommen.

Es folgten kann die drei Briefe Beethoven's an Bettina, deren einer, derjenige vom 10. Februar 1811, sich noch gegenwärtig in den Händen des Herrn Doctor Nathusius in Quedlinburg befindet.

Beethoven schreibt:

„11. August 1810.

Theuerste Freundin!

Kein schönerer Frühling als der heurige, das sage ich und fühle es auch, weil ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe. Sie haben es wohl selbst gesehen, daß ich in der Gesellschaft bin wie ein Fisch auf den Sand, der wälzt sich und wälzt sich und kann nicht fort, bis eine wohlwollende Galathee ihn wieder in das gewaltige Meer hineinschafft; ja, ich war recht auf dem Trocknen, liebste Freundin, ich ward von Ihnen überrascht in einem Augenblick, wo der Mißmuth ganz meiner Meister war; aber wahrlich er verschwand mit Ihrem Anblick, ich hab es gleich weg gehabt, daß Sie aus einer andern Welt sind, als aus dieser absurden, der man mit dem besten Willen die Ohren nicht aufthun kann. Ich bin ein elender Mensch und beklag mich über

Digitized by Google

die andern! Das verzeihen Sie mir wohl, mit Ihrem guten Herzen, das aus Ihren Augen sieht und mit Ihrem Verstand, der in Ihren Ohren liegt — zum wenigsten verstehen Ihre Ohren zu schmeicheln, wenn sie zuhören. Meine Ohren sind leider eine Scheidewand, durch die ich keine freundliche Communication mit den Menschen leicht haben kann. Sonst! vielleicht! hätte ich mehr Zutrauen gefaßt zu Ihnen; so konnt ich nur den großen gescheuten Blick Ihrer Augen verstehen und der hat mir zugesetzt, daß ich's nimmer vergessen werde. — Liebe Freundin, liebstes Mädchen! — Die Kunst! wer versteht die! — Mit wem kann man sich bereden über diese Göttin — — — — wie lieb sind mir die wenigen Tage, wo wir zusammen schwatzten, oder vielmehr correspondirten, ich habe die kleinen Zettel alle aufbewahrt, auf denen Ihre geistreichen, lieben, liebsten Antworten stehen, so habe ich meinen schlechten Ohren doch zu verdanken, daß der beste Theil dieser flüchtigen Gespräche aufgeschrieben ist. Seit Sie weg sind, habe ich verdrießliche Stunden gehabt, Schattenstunden, in denen man nichts thun kann; ich bin wohl an drei Stunden in der Schönbrunner Allee herumgelaufen, als Sie weg waren, aber kein Engel ist mir da begegnet, der mich gepackt hätte, wie „Du, Engel!"

Verzeihen Sie, liebste Freundin, diese Abweichung von der Tonart, solche Intervalle muß ich haben, um meinem Herzen Luft zu machen. Und an Goethe haben Sie von

Digitized by Google

mir geſchrieben, nicht wahr? daß ich meinen Kopf möchte in einen Sack ſtecken, wo ich nichts höre und nichts ſehe von Allem, was in der Welt vorgeht, weil Du liebſter Engel mir doch nicht darin begegnen wirſt, aber einen Brief werd' ich doch von Ihnen erhalten, die Hoffnung nährt mich, ſie nährt ja die halbe Welt und ich hab' ſie mein Lebtag zur Nachbarin gehabt, was wäre ſonſt mit mir geworden! Ich ſchicke hier mit eigner Hand geſchrieben, „Kennſt Du das Land", als eine Erinnerung an die Stunde, wo ich Sie kennen lernte, ich ſchicke auch das andere, was ich componirt habe, ſeit ich Abſchied von Dir genommen habe, liebſtes, liebſtes Herz! —

Herz, mein Herz, was ſoll das geben,
Was bedränget Dich ſo ſehr,
Welch' ein fremdes, neues Leben?
Ich erkenne Dich nicht mehr.

Ja, liebſte Freundin, antworten Sie mir hierauf, ſchreiben Sie mir, was es geben ſoll mit mir, ſeit mein Herz ſolch' ein Rebeller geworden iſt. Schreiben Sie Ihrem treueſten Freund

Beethoven.

Den folgenden Brief geben wir nach der ſchon erwähnten Abſchrift:

Wien, am 10. Februar 1811.

Liebe, liebe Bettine!

Ich habe ſchon zwei Briefe von ihnen, und ſehe aus ihrem Briefe an die Toni, daß ſie ſich meiner und zwar

Digitized by Google

viel zu vortheilhaft erinnern — ihren erſten Brief hab' ich den gantzen Sommer mit mir herumgetragen, und er hat mich oft ſeelig gemacht, wenn ich ihnen auch nicht ſo oft ſchreibe und ſie gar nichts von mir ſehen, ſo ſchreibe ich ihnen doch 1000 mal tauſend Briefe in Gedanken — wie ſie ſich in Berlin in Anſehung des Weltgeſchmeißes finden, könnte ich mir denken, wenn ich's nicht von ihnen geleſen hätte, reden, ſchwätzen über Kunſt, ohne Thaten!!! Die beſte Zeichnung hierüber findet ſich in Schiller's Gedicht, „die Flüſſe", wo die Spree ſpricht — ſie heirathen, liebe Bettine, oder es iſt ſchon geſchehen, und ich habe ſie nicht einmal zuvor noch ſehen können; ſo ſtröme denn alles Glück ihnen und ihrem Gatten zu, womit die Ehe die ehelichen ſegnet.

Was ſoll ich ihnen von mir ſagen? „Bedau're mein Geſchick", rufe ich mit der Johanna aus, rette ich mir noch einige Lebensjahre, ſo will (ich) auch dafür, wie für alles Uebrige Wohl und Wehe dem alles in ſich faſſenden dem Höchſten danken. — An Goethe, wenn ſie ihm von mir ſchreiben, ſuchen ſie alle die Worte aus, die ihm meine innigſte Verehrung und Bewunderung ausdrücken, ich bin eben im Begrif, ihm ſelbſt zu ſchreiben wegen Egmont, wozu ich die Muſik geſezt, und zwar bloß aus bloßer Liebe zu ſeinen Dichtungen, die mich glücklich machen; wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem Koſtbarſten Kleinod einer Nation? — Nun nichts mehr, liebe

Digitized by Google

gute Bettine, ich komme dieſen Morgen um 4 Uhr erſt von einem Bachanal, wo ich ſogar viel lachen mußte, um heute beinahe ebenſo viel zu weinen, rauſchende Freude treibt mich oft gewaltthätig in mich ſelbſt zurück. Wegen Clemens, vielen Dank für ſein entgegenkommen, was die Cantate — ſo iſt der Gegenſtand für unß hier nicht wichtig genug, ein anderes iſt in Berlin, — was die Zuneigung, ſo hat die Schweſter davon eine ſo große portion, daß dem Bruder nicht viel übrig bleiben wird; iſt ihm auch damit gedient? Nun leb' wohl, liebe Bettina, ich küſſe Dich (hier iſt im Original ein durchſtrichenes, unleſerliches Wort; im Abdrucke ſteht: ſo mit Schmerzen) auf deine Stirn und drücke damit wie mit einem Siegel alle meine Gedanken für dich auf. Schreiben ſie Bald, bald, oft ihrem Freunde

Beethoven.

Dieſen zwei Briefen folgt ein letztes Schreiben ohne Datum. Es wird indeſſen vom Herbſt 1812 zu datiren ſein. Um dieſe Zeit machte Beethoven in Töplitz auf Bettina's Veranlaſſung die Bekanntſchaft Goethe's, wie aus Schindler's Notizen hervorgeht.

Liebſte, gute Freundin!

Könige und Fürſten können wohl Hofſchranzen machen und Geheimräthe, und Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menſchen können ſie nicht machen, Geiſter, die

Digitized by Google

über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen, und damit muß man sie in Respect halten; wenn so zwei zusammenkommen, wie ich und der Goethe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unser einem als Groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimwege der ganzen kaiserlichen Familie, wir sahen sie von Weitem kommen, und der Goethe machte sich von meinem Arm los, um sich an die Seite zu stellen, ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen; ich drückte meinen Hut auf den Kopf und knöpfte meinen Ueberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen. Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog Rudolph hat (vor) mir den Hut abgezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. — Die Herrschaften kennen mich. — Ich sah zu meinem wahren Spaß die Procession an Goethe vorbeidefiliren. Er stand mit abgezogenem Hut tief gebückt auf der Seite. Dann hab' ich ihm noch den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon und hab' ihm alle seine Sünden vorgeworfen, am meisten die gegen Sie, liebste Freundin, wir hatten gerade von Ihnen gesprochen. Gott! hätte ich eine solche Zeit mit Ihnen haben können, wie der, das glauben Sie mir, ich hätte noch viel mehr Großes hervorgebracht. Ein Musiker ist auch Dichter, er kann sich auch durch ein paar Augen plötzlich in eine schönere Welt versetzt fühlen, wo größere Geister sich mit ihm einen

Digitized by Google

Spaß machen. Was kam mir nicht Alles in Sinn, wie ich Sie kennen lernte, auf der kleinen Sternwarte, während dem herrlichen Mairegen, der war ganz fruchtbar auch für mich. Die schönsten Thema's schlüpften damals aus Ihren Blicken in mein Herz, die einst die Welt noch entzücken sollen, wenn der Beethoven nicht mehr dirigirt. Schenkt mir Gott noch ein paar Jahre, dann muß ich Dich wiedersehen, liebste, liebe Freundin, so verlangt's die Stimme, die immer Recht behält in mir; Geister können einander auch lieben, ich werde immer um den Ihrigen werben, Ihr Beifall ist mir am liebsten in der ganzen Welt. Dem Goethe habe ich meine Meinung gesagt, wie der Beifall auf unser Einen wirkt, und daß man von Seinesgleichen mit dem Verstand gehört sein will, Rührung paßt nur für Frauenzimmer (verzeih mir's), dem Manne muß Musik Feuer aus dem Geiste schlagen. Ach, liebstes Kind, wie lange ist es schon her, daß wir einerlei Meinung sind über Alles! Nichts ist gut, als eine gute, schöne Seele haben, die man in Allem erkennt, vor der man sich nicht zu verstecken braucht. Man muß was sein, wenn man was scheinen will. Die Welt muß einen erkennen, sie ist nicht immer ungerecht, daran ist mir zwar nichts gelegen, weil ich ein höheres Ziel habe. — In Wien hoffe ich einen Brief von Ihnen, schreiben Sie bald, bald und recht viel, in acht Tagen bin ich dort. Der Hof geht

Digitized by Google

morgen, heute ſpielen ſie noch einmal, Er*) hat der Kaiſerin die Rolle einſtudirt, ſein Herzog und er wollten, ich ſoll was von meiner Muſik aufführen, ich hab's Beiden abgeſchlagen, ſie ſind Beide verliebt in chineſich Porzellan, da iſt Nachſicht von Nöthen, weil der Verſtand die Oberhand verloren hat; aber ich ſpiel' zu ihren Verkehrtheiten nicht auf, abſurdes Zeug mag ich nicht auf gemeine Koſten mit Fürſtlichkeiten, die nie aus der Art Schulden kommen.

Adieu, adieu, Beſte, Dein letzter Brief lag eine ganze Nacht auf meinem Herzen und erquickte mich da. Muſikanten erlauben ſich Alles.

Gott, wie lieb' ich Sie. Dein Freund und tauber Bruder

Beethoven.

Aus dem vorletzten Briefe Beethovens haben wir ſchon erſehen, daß Bettina Brentano im nämlichen Jahre heirathete, in welchem ſie Beethoven's Bekanntſchaft machte. In der That würde man ſehr irren, wollte man ihre Bewunderung und ihr lebhaftes Intereſſe für ihn nach dem gewöhnlichen Maßſtabe meſſen und eine Herzensneigung vorausſetzen, die mit einer ehelichen Verbindung ihren richtigen Abſchluß fände.

Wenn Bettina einmal ſagt: „Was Du ſchön findeſt das mußt Du lieben, ſonſt biſt Du Dir ſelbſt untreu" und wenn Goethe ihren begeiſterten Zurufen das Wort ent-

*) Goethe

Digitized by Google

gegenſetzt: „Wer vermag bei wachenden Sinnen zu glauben an den Reichthum Deiner Liebe, den man als Traum aufzunehmen wohl am Beſten thut“ — ſo ſcheint in beiden Ausſprüchen Wahn und Weſen dieſer Stimmungen auf's Deutlichſte umgränzt.

Uebrigens giebt es außer jenen drei Briefen, welche Beethoven's Gefühle für die ſchöne Schweſter Clemens Brentano's ausſprechen, noch ein Sonett von ihm. Es iſt der Hochzeitsgruß Beethoven's an die verlobte Freundin. Wenige Monate vor Bettina's Tode wurde uns die wehmüthige Freude zu Theil, in Töplitz, wo ſie Heilung ſuchte, jenes Gedicht von ihr mitgetheilt zu empfangen. Sie hatte es um es uns im Original zeigen zu können, von dem Concertmeiſter Herrn Joachim in Hannover zurückentlehnt, und ſeitdem befindet es ſich wieder in dieſen des intereſſanten Schriftſtückes ſo würdigen Händen. Durch die Gefälligkeit des Herrn Joachim ſind wir in der Lage, es hier zum erſten Male nach dem in dieſem Augenblicke vor uns liegenden Original zu veröffentlichen.

Beethoven war zu jener Zeit vierzig Jahre alt; ſeit zehn Jahren kämpfte er, unter dem Drucke der zunehmenden Taubheit, mit Schwermuth und Verſtimmungen, die ihn zuweilen bis zu dem Gedanken trieben, ſeinem Elende ſelbſt ein raſches Ende zu machen. Acht Jahre waren verfloſſen, ſeit Beethoven jenes wehmüthig düſtere Teſtament verfaßte, das durch ſein Vorhandenſein in ſo früher Zeit

Digitized by Google

Digitized by Google

schon beweist, wie wenig er vor einer plötzlichen Selbsthülfe in schwerer Stunde sich gesichert glaubte. Aber wenige Tage noch vor seiner Bekanntschaft mit Bettina spukte das alte Schreckensgespenst in ihm umher und er schrieb an seinen Freund Dr. Wegeler (10. Mai 1810): „Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfte nicht freiwillig scheiden aus seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten kann, längst wäre ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst."

Erinnert man sich des ersten schwunghaften Briefs, welchen Beethoven im nämlichen Jahre 1810 an Bettina schrieb, so darf man die Wiederbelebung seines Genius wohl mit Recht dem Einflusse ihrer jugendlichen, Alles elektrisirenden Erscheinung zuschreiben. Sein Muth war gebrochen und er war in seiner Abgeschiedenheit im schlimmsten Sinne des Wortes vereinsamt; da trat ihm plötzlich, wie aus einer Wolke, ein Wesen entgegen, das ihm weder Zeit zum Ablehnen, noch zum Besinnen ließ und das ihm in dem berauschenden Gefäße weiblicher Schönheit und Anmuth eine Huldigung darbrachte, wie sie nur die überschäumende Begeisterung zu bieten vermag. Mit einem Zauberschlage war der Meister verjüngt, und — der Reichthum seiner nächstfolgenden Tonschöpfungen bezeugt's — die halbversiegte Quelle seiner Harmonien sprudelte noch einmal in ungeahnter Kraft und Fülle empor. Den

Digitized by Google

Katalog ſeiner Werke bereicherten die Jahre 1810, 11 und 12 um mehr als hundert Nummern.

Und nun wir die verblaßten Farben dieſes anziehenden Bildes aus Beethoven's Leben wieder aufgefriſcht haben, gehen wir ein paar Schritte weiter und forſchen den letzten Schwingungen des ſo mächtig angeſchlagenen Tones nach.

Die Notizen, über welche wir verfügen, ſind 6 Jahre ſpäteren Datums als jene Wendung in des Meiſters Gefühlsleben, alſo vom Jahre 1816.

Es war im September. Beethoven wohnte in Baden bei Wien, wohin er den Penſionsvorſteher ſammt deſſen beiden Töchtern eingeladen hatte. Sie kamen etwas ſpät und ſchienen nicht mehr erwartet zu werden, wenigſtens war Beethoven tief im Arbeiten begriffen, und konnte ſeiner Zerſtreutheit erſt nach und nach Herr werden. Er übernahm indeſſen ſogleich mit guter Laune die Führung der Geſellſchaft, zeigte ihnen ſeine Lieblingspuncte auf den umliegenden Höhen und ermüdete ſeine Gäſte durch Umherklettern auf unwegſamen Pfaden. Dann führte er ſie in ein Gaſthaus (in Helena, wenn wir recht leſen). „Beim Mittagsmahl war er froh", heißt es im Tagebuche, „und ſeine Muſe umſchwebte ihn."

Er holte denn auch öfter ſein Notizbüchlein hervor und ſchrieb. „Mein Spaziergang mit Ihnen", ſagte er, „hat mir Noten genommen, doch auch wieder eingetragen."

Digitized by Google

Nach beendigter Tafel ward die Schreiberin durch die Genauigkeit unangenehm berührt, mit welcher er des Kellners Rechnung prüfte. Sein Humor brach aber bald von Neuem durch. Er stellte Alles, was er von Stühlen erwischen konnte, auf die große Wirthstafel, und war kindisch vergnügt bei dem Gedanken an das verwunderte Gesicht, das der Kellner beim Hereintreten machen würde.

Nun wurde wieder die Umgegend durchstreift, und in später Stunde der Heimweg — nicht nach Wien, sondern nach des Einsiedlers Wohnung eingeschlagen. Walter Scott's schwarzer Ritter mochte indessen nicht mehr Noth gehabt haben, bei dem lustigen Mönche des heiligen Dunstan ein geziemendes Nachtlager zu erhalten, als hier unsere Wiener Schönen. Zwar hatte Beethoven seinem Diener den Auftrag gegeben, alles Nöthige vorzurichten. Dieser Leporello sollte aber Tags darauf den Dienst verlassen, und benutzte gern die Gelegenheit, seinem Herrn einen Streich zu spielen. So fand man denn, außer umher liegenden Partituren und Manuscripten aller Art, nichts, worauf die ermüdeten Glieder Rast halten konnten. Beethoven war außer sich. Endlich wurde aus dem Gasthause das Nöthigste herbeigeschafft. Er selbst holte eine Bettdecke nach der andern aus den Häusern der Nachbarn, obschon bei seiner sonstigen Einsylbigkeit schwerlich ein näheres Verhältniß zwischen ihnen und dem sonderbaren Hagestolz bestehen mochte.

Digitized by Google

Nach manchem solchen Gange waren die beiden Mädchen zuletzt nothdürftig in seinem Arbeitszimmer untergebracht. „Fluchen Sie mir nur nicht, wenn Ihnen etwas fehlt!“ rief er zur Thür hinein, als er sich mit dem Vater in's Nebengemach zurückzog und die ungewohnte Benutzung seines Musensitzes mit einem Gemisch von Heiterkeit und Schalkhaftigkeit noch einmal überblickte.

Aber die beiden Schönen waren vom Fluchen weit entfernt. Unter den Heiligthümern, welche sie umgaben, ungestört verweilen zu dürfen, war in der That eine Vergünstigung, die Wenigen vor ihnen zu Theil geworden sein mochte.

Der Flügel stand offen. Auf dem Tisch lag eine halb vollendete Symphonie; ob auch die zwei Isis-Tempel-Inschriften: „Ich bin, was da ist“ u. s. w., wie sie vor ihm zu stehen pflegten, finden wir nicht erwähnt. Dagegen war eine Menge beschriebener Zettel umhergestreut; einige mit kurzen Ausrufen, andere mit Sprüchwörtern.

Was aber die Aufmerksamkeit der Mädchen besonders fesselte, waren tagebuchartige Aufzeichnungen; hier fanden sie Tags-Ausgaben, Ereignisse und Gefühls-Ausbrüche bunt durcheinander gemischt. Aus einigen der letztern ging hervor, was Beiden unbekannt und um so unwiderstehlicher anziehend war, daß Beethoven im Geiste mit einer „entfernten Geliebten“ verkehrte. Das gleichlautende Lied war nur wenige Monate früher erschienen.

Auf einem der Blätter jenes Tagebuchs war eines

Digitized by Google

Sonnenunterganges erwähnt, den der Vereinsamte „fern von Dir Geliebte“ genossen hatte; andere Blätter ließen auf ähnliches, unbefriedigtes Sehnen schließen.

„Wir machten die schmerzliche Entdeckung“, schreibt die eine der Schwestern, „er müsse oft sehr, sehr unglücklich sein. Dabei aber entzückte uns dieser kindliche Glaube, dieser hohe Sinn, der so fest am Göttlichen hängt. Es war unrecht, daß wir Beethoven's Geheimnissen nachforschten, aber mindestens wurde durch unsere Blicke nichts entweiht.“

So lasen sie zwischen Entzücken, Rührung, wohl auch Neugier, bis tief in die Nacht hinein, immer durch das Gefühl, ein Unrecht zu begehen, abgezogen und doch unwiderstehlich festgehalten — so heißt es — durch ihre Theilnahme an den Schicksalen des räthselhaften Unglücklichen.

Am Morgen weckte sie ein seltsames Geräusch. Ein Handgemenge schien unmittelbar vor ihrer Thüre im besten Gange. Dann dröhnte die Wand, als werde Jemand mit Gewalt gegen sie geworfen.

„Beethoven“, heißt es im Tagebuche, „kam uns zum Frühstück nach, erzählte den Vorfall mit dem Bedienten, entschuldigte seine Heftigkeit und warnte den Knaben (seinen Neffen), es nicht so zu machen, wie sein Onkel.“

Wie es der Onkel aber gemacht hatte, tragen wir nach mündlicher Ueberlieferung nach. Dem Diener war auf Beethoven's Vorwürfe in Betreff der gestrigen Versäum-

Digitized by Google

niß eine ungebührliche Antwort entschlüpft; Beethoven hatte ihm dafür eine Maulschelle gegeben, der Diener sich zur Wehr gesetzt, worauf dieser von Beethoven unsanft gegen die Wand geschleudert worden war. Einige Nagelspuren in des Meisters Gesicht bewiesen, daß seine überlegene Kraft ihn nicht vor den Griffen des Untergebenen zu schützen vermochte.

Auf dem Spaziergange nach dem Frühstück kam das Ereigniß insoweit nochmals zur Sprache, als der Pensionsvorsteher, auf die Rohheit der Umgebung Beethoven's hindeutend, die Meinung hinwarf, eine liebende Gattin und solcher Art ein geregelter Hausstand würden Manches aus dem Wege räumen, was seinem freien Schaffen jetzt hinderlich entgegenstände.

Die Schwestern folgten den beiden Männern in kurzer Entfernung und es läßt sich begreifen, daß sie die Ohren spitzten.

Wir geben hier wörtlich, was die eine der ersteren darüber aufzeichnete:

„Mein Vater fragte ihn, ob er denn Niemand kenne ꝛc.; ich hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit in einiger Entfernung zu und erfuhr, daß er unglücklich liebe. Seit fünf Jahren hatte er eine Person kennen gelernt, welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hatte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. „„Dennoch ist es jetzt noch

wie an dem ersten Tage. Ich hab's noch nicht aus dem Gemüthe bringen können.““ Nun waren mir jene Worte auf dem Fleckchen Papier erklärt.“

Beethoven ging augenscheinlich aus seiner gewöhnlichen Verschlossenheit hier einmal weiter heraus, als seine Absicht war, denn Alles, was er hinzufügte, beschränkte sich schon wieder auf die in seinem Munde freilich schwer wiegenden Worte:

„Diese Harmonie habe ich noch nicht wieder gefunden.“

Seit jener Zeit kamen keine anspielenden Fragen mehr vor. Man ehrte Beethoven's Schweigen und hütete sich, an einen Gegenstand zu streifen, der so tief in seiner Brust vergraben lag, daß seine täglich mit ihm verkehrenden Bekannten davon keine Ahnung hatten.

Die Schwestern, deren eine jene Notizen unter einer Menge sonstiger Tageserlebnisse niederschrieb, haben sich seit Langem aus den Kreisen der Hauptstadt zurückgezogen und sind allen biographischen Ermittelungen über den berühmten ehemaligen Hausfreund so fremd geblieben, daß ihnen, als wir zuerst auf diesen Gegenstand zu sprechen kamen, kaum der Name Bettina's bekannt war. Um so minder konnten diese vergilbten Tagebuchblätter durch Voraussetzungen oder selbstständige Beziehungs-Verknüpfungen beeinflußt werden. Wer übrigens das vortreffliche Laubbad auf Steinerhof bei Kapfenberg in Ober-

Steier einmal zu seiner Erholung aufzusuchen veranlaßt war, wird dort an Ort und Stelle in den nächsten Verwandten des vielgepriesenen Arztes die freundliche „Aebtissin" selbst und ihre stattliche Schwester zu eigner großer Befriedigung kennen gelernt haben.

Es wird kaum nöthig sein, noch darauf hinzuweisen, daß, wenn Beethoven's erster Brief an Bettina eine zur Zeit dieses Bekenntnisses sechsjährige Bekanntschaft beweist, der letzte Brief an sie von 1812 datirte, also vor damals vier Jahren geschrieben war, so daß Beethoven's Aeußerung sich wohl einzig und allein auf Bettina beziehen kann.

„Ach liebes Kind", schrieb er 1812, „wie lange ist es schon her, daß wir einerlei Meinung sind über Alles!" Es ist eine Umschreibung des nämlichen Gedankens, wenn er seine oben mitgetheilten Herzenseinblicke mit den Worten zusammenfaßt: „Diese Harmonie habe ich noch nicht wieder gefunden."

Ein einziges Mal findet sich in Beethoven's Briefen an Ries eine Andeutung, welche hierher gehören dürfte, und zwar stammt sie aus der nämlichen Zeit, von 1816. Der Gedanke an die glückliche Ehe seines vormaligen Schülers mochte ihm einmal schmerzlich vor die Seele geführt haben, wie Vieles ihm fehlte. „Ich fand" schreibt er „nur Eine, die ich aber wohl nie besitzen werde."

Wir haben geflissentlich bei dieser ganzen Zusammen-

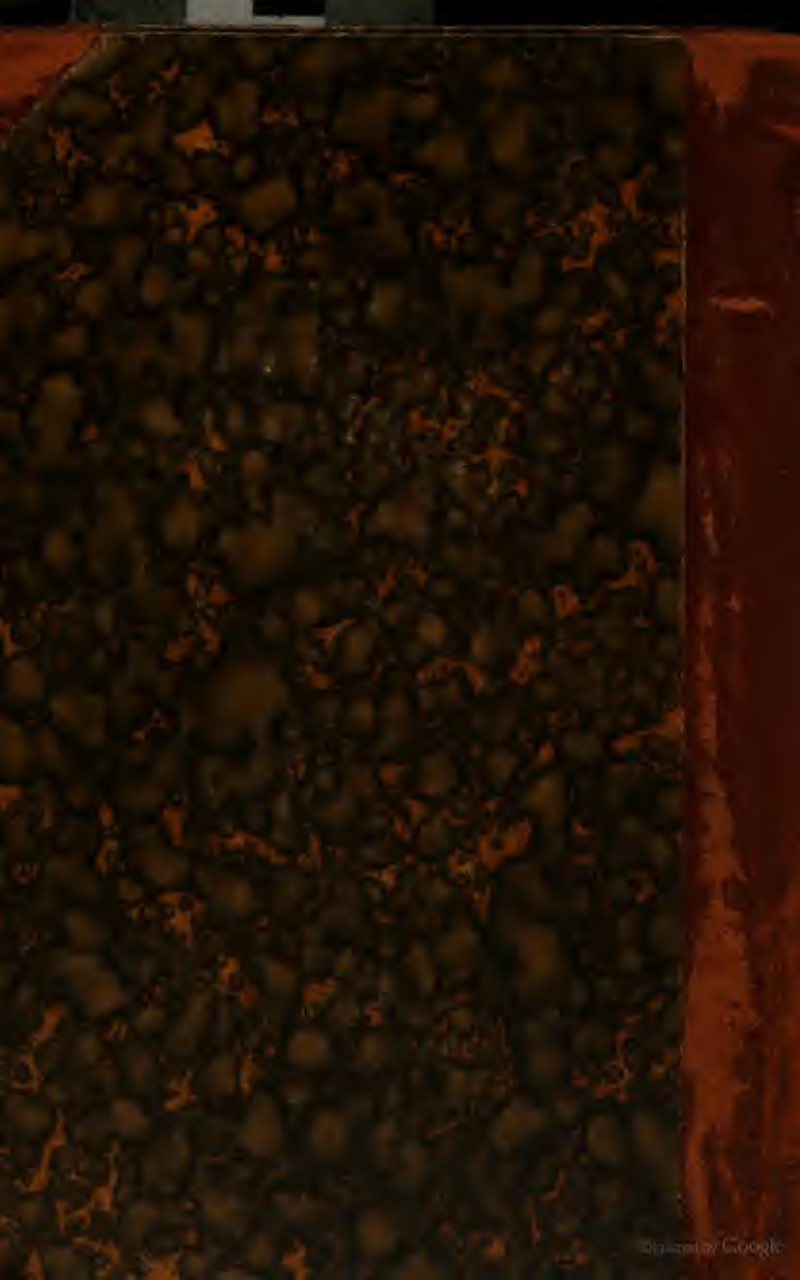
Digitized by Google

ſtellung die Zweifel nicht berührt, welche durch den bekannten „Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde" auch hier nach mancher Seite hin gerechtfertigt erſcheinen mögen. Unſere Mittheilungen ergänzen, wie man geſehen hat, das bereits Vorhandene. So lange derartige Funde nun jene anderweitigen Ueberlieferungen vervollſtändigen und nicht entkräften, darf das Mißtrauen billiger Weiſe der Freude und der Befriedigung das Wort abtreten. Denn endlich — wie wohl thut es doch, nach manchem Fragezeichen des Zweifels, auch einmal unbefangen vertrauen und genießen zu dürfen!

Digitized by Google

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google